

Hugo Flemming



... UM SEINES NAMENS WILLEN

Biographische Aufzeichnungen

INHALT

... UM SEINES NAMENS WILLEN	5
Vorwort	5
Vorwort zur neuen Auflage	6
AUS MEINEM LEBEN.	8
I. KAPITEL.....	8
1. Limmer	8
2. Der Limmersche Pfarrgarten	9
3. Als ich Abschied nahm	10
4. Unsere Kinderjahre im Pfarrhaus zu Beuchte	14
5. Meiner Eltern Erziehungskunst	16
6. Unsere Schulstadt Wolfenbüttel.....	19
7. Die 4 Sinne der Wolfenbüttler Schüler.....	21
Erster Sinn.....	21
Zum zweiten Sinn übergehend.....	23
8. Die Turngemeinde	24
1. Die Turnfahrt in den Harz.....	25
2. Der Turnerball.....	26
9. Wie kam ich zur Theologie?	26
II. KAPITEL.....	30
10. Mein Weltleben	30
11. Die Militärzeit	30
12. Manöverleiden	35
13. Religiöse Pflichten des Soldaten	36
14. Versuchungen	37
1. Das Abiturientenexamen	38
2. Das Unteroffiziersexamen, das zum Reserveoffizier Voraussetzung war	38
3. Das „zweierlei Tuch“	39
15. Das Studium der Theologie	40
a) Göttingen.....	40
b) Greifswald	43
16. Der nervus rerum (= die Geldfrage).....	44
17. Hauslehrer in Eldena	45
18. Zurück zu der „Alma mater“ Göttingens.....	47
19. Die erste Berührung mit dem Pietismus	48
20. Die Kandidatenjahre	49
Lehrer und Erzieher im Nordsee-Sanatorium auf Föhr	49

21. Lehrer für die ABC-Schützen in Bad Harzburg.....	53
1. Meine mißglückte Geburtstagsreform	53
2. Die gelungene Reform des Tischgebets.....	55
22. Meine Flucht nach Italien	58
23. Privatlehrer in Pegli bei Genua.....	59
24. Der Angriff der Darbysten auf meine Theologie.....	61
25. Elsa Hammarsten	64
26. Das zweite theologische Examen.....	71
27. Schweden.....	74
a) Stockholm	74
b) Der schwedische Mensch	76
c) Die neuen Verwandten.....	77
28. Prädikant beim erkrankten Pastor in Söhlde	85
29. Schöningen.....	86
30. Hochzeit in Stockholm	89
31. Rückkehr nach Schöningen.....	92
32. Polle an der Weser	94
33. Bad Harzburg, das Sprungbrett nach Berlin	96
34. Im Weinberg Gottes.....	99
a) Berlin.....	99
b) Die Ordination	100
35. Worin bestand meine Aufgabe in der Jesuskirche?	105
36. Mein väterlicher Freund Samuel Keller	110
37. Die Nachtmission	111
Ein Erlebnis unter dem „städtischen Regenschirm“	112
38. Missionsinspektor	113
Der 31. Oktober	115
Wettsingen im Garten der Stadtmission.....	116
Das monatliche Volkskonzert.....	117
Meine Reisetätigkeit.....	117
39. Eine Jugendfreundschaft.....	118
40. Der Abschied von Berlin und die Ankunft in Neustrelitz	120
41. Unsere Beziehungen zum Hofe	124
42. Die Erweckung in Neustrelitz.....	128
I. Kapitel: Angriffsgeist	128
II. Kapitel: Die innere Vorbereitung der Erweckung.....	131
a) Frohe Arbeit.....	131
b) Mißgriffe	137

c) Gewitterwolken	139
III. Kapitel: Erweckung einer Kleinstadt.....	141
43. Dienst und Anfechtung	145
44. Vaters Krankheitstage und sein Sterben	155
Anhang 1.....	161
Traueransprache für Pastor Hugo Flemming.....	161
Anhang 2.....	163
Traueransprache für Pastor Hugo Flemming.....	163
Anhang 3.....	165
Ingmar Flemming: Lebenslauf von Hugo Flemming.....	165
Anhang 4.....	167
Pfarrer Flemming	167
Anhang 5.....	169
Hans Brandenburg über Hugo Flemming.....	169
Hugo Flemming – Werkverzeichnis	180



... UM SEINES NAMENS WILLEN

Vorwort

Der bibelkundige Leser wird sofort wissen, in welchen Zusammenhang der Titel dieses Buches gehört. Er steht zusammen mit jenen Worten des 23. Psalms „Er führet mich auf rechter Straße...“, und dann geht es weiter: „... um seines Namens willen.“ Der erste Teil

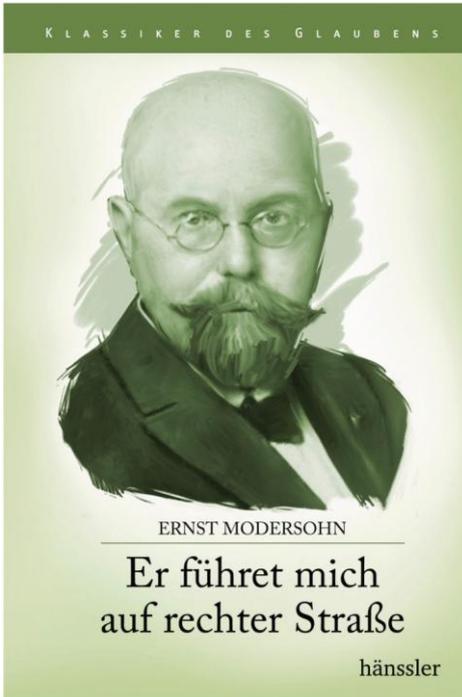
des Satzes steht bereits als Überschrift über der Autobiographie des unvergessenen Evangelisten Pastor Ernst Modersohn (Brockhaus-Taschenbuch 194). So soll nun der zweite Teil über den biographischen Aufzeichnungen des Erweckungspredigers und Evangelisten Pastor Hugo Flemming einen Platz finden. Ich habe mit gutem Gewissen diese Wahl getroffen, da Ernst Modersohn und Hugo Flemming nicht nur als Reichsgottesarbeiter dem gleichen Herrn gedient haben, sondern auch persönlich miteinander befreundet waren.

Der Titel des Buches „... um seines Namens willen“ birgt im Bezug auf das Leben Hugo Flemmings ein zweifaches Verständnis. Genau wie es der 23. Psalm sagt, ist Hugo Flemming von Gott um seines Namens willen auf rechter Straße geführt worden. Es war ein langer und beschwerlicher Weg, den er vom kirchlichen Liberalismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts durch mancherlei Glaubensanfechtungen und Versuchungen hindurch zurücklegen mußte, bis er der bevollmächtigte Erweckungsprediger in Mecklenburg werden durfte. Zu sein geistlichen Vätern wurden Männer wie der schwedische Hofprediger Fredrik Hammarsten, Samuel Keller und Max Braun. Hugo Flemming hat dies in einem seiner über 40 veröffentlichten Bücher und Schriften unter dem Titel „Lehrer, die Gott mir sandte“ beschrieben. Max Braun berief Hugo Flemming in die von Adolf Stoecker begonnene Arbeit der Berliner Stadtmission. Die wiederholten Fluchtversuche vor Gott fanden damit ein Ende. In Berlin wirkte er unter den entkirchlichten Massen der Reichshauptstadt zusammen mit den anderen Stadtmissionsinspektoren Paul le Seur, Ludwig Thieme und Erich Schnepel. Ein Ereignis dieser Zeit verdient besonderer Erwähnung. Hans Brandenburg, den Lesern der Brockhausreihe auch durch die Kommentare der Wuppertaler Studienbibel bekannt, kam in Berlin in die Seelsorge zu Stadtmissionsinspektor Hugo Flemming und fand zum lebendigen Glauben an Jesus Christus.

Um seines Namens willen war Hugo Flemming von Gott durch alle Hindernisse und Versuchungen hindurch geführt worden, damit in ihm zu Seinem Lobe ein vollmächtiger Verkünder des Evangeliums wurde.

Um seines Namens willen war Hugo Flemming von Gott durch alle Hindernisse und Versuchungen hindurch geführt worden, damit in ihm zu Seinem Lobe ein vollmächtiger Verkünder des Evangeliums wurde.

Aber noch ein anderes Verständnis liegt in diesem „... um seines Namens willen“, das in Hugo Flemmings Leben sichtbar wurde. Wenn wir in das Neue Testament blicken, dann begegnen uns immer wieder Worte Jesu, in denen er voraussagt, was Seine Jünger um Seines Namens willen an Schmach, Haß und Verfolgungen erleiden werden. Dieser Zug ist im Leben Hugo Flemmings besonders deutlich geworden. Ein bewußter Christ wird immer, wenn er seine Sache ernstnimmt, mit seiner Umgebung in Konflikt geraten. Doch schmerzvoll wird es erst richtig dann, wenn der Haß und die Anfeindungen aus den eigenen Reihen



kommen. Davon ist Hugo Flemming nicht verschont geblieben. Obwohl er sein Leben ganz in den Dienst der Nachfolge Christi gestellt hatte, erfuhr er durch keinen anderen solch wirksame Anfeindungen wie durch seine Kirche. Das begann damit, daß ihn die Kirchenleitung wegen seiner erst nachträglich gemeldeten Verlobung durchs Examen fallen ließ, und führte schließlich dazu, daß während der aufbrechenden Erweckung die gesamte Pastorenschaft einer Landeskirche gegen ihn stand.

Überhaupt ist in seinem Leben so vieles „schief gelaufen“, anders gekommen als erwartet und geplant. Doch Hugo Flemming sah in allen menschlichen Fehlschlägen immer wieder die leitende Vaterhand Gottes, der an ihm arbeitete. Als er am 14. Oktober 1961 als 83-Jähriger heimging, lag ein „um Seines Namens willen“ gesegnetes, aber auch durchlittenes Leben hinter ihm.

Hermannsburg, im Juni 1979

Gottfried Mai



Gottfried Mai, Ehemann von Hugos Enkelin Gunhild, 1979, als er sich mit Hugos Autobiografie beschäftigte

Vorwort zur neuen Auflage

Militärseelsorger Dr. Dr. Gottfried Mai (1940–2018) heiratete 1962 Hugo Flemmings Enkelin Gunhild und begann sich daraufhin mit der Familiengeschichte der Flemmings zu beschäftigen. Ihm verdanken wir auch die maschinelle Abschrift der in deutscher Handschrift verfassten, umfangreichen Memoiren von Hugos Vater, Pastor Eduard „Edo“ Flemming.

Hugo Flemmings hier vorliegende Lebensgeschichte ist seine Autobiografie. Er schrieb und veröffentlichte sie jeweils in einzelnen Kapiteln, die meist aus einem zweiseitig beschriebenen hektografierten Bogen bestehen und die er seinen regelmäßigen Gemeindebriefen beilegte. Diese Arbeit begann der 78-Jährige 1956; sie endete zwei Monate vor seinem Tod 1961 mit der 42. Fortsetzung. Zu diesem Zeitpunkt war Hugo erst bei der Beschreibung der Arbeit in seinem vorletzten Pfarramt in Neustrelitz im Jahr 1924 angekommen.

Zur Vervollständigung der Biografie fügte Gottfried Mai in den 1970er-Jahren einige ergänzende Textpassagen hinzu, die ebenfalls autobiografische Episoden darstellen und die Mai in Hugos zahlreichen weiteren Veröffentlichungen fand. Diese ursprünglich von Hugo in seinen Erinnerungen nicht vorgesehenen Einschübe habe ich durch blaue Schrift gekennzeichnet. Außerdem verfasste Mai ein eigenes Kapitel „Dienst und Anfechtung“ (Seite 145), in dem er von Hugos restlichen Lebensjahren in Neustrelitz und Velbert berichtet. Abschließend folgt das von Hugos Tochter Astrid verfasste Kapitel über sein Lebensende.

Ich lernte Hugos Lebensgeschichte durch Gottfried Mais Manuskript kennen und wollte sie daraufhin als Computerdokument einer neuen Leserschaft zugänglich machen. Hugos Großnichte Dagmar Waters und ihr Mann, Familienforscher Norbert Waters, stellten mir ihre Sammlung der hektografierten Original-Kapitel von Hugos Biografie zur Verfügung. Beim Vergleich der Texte fiel mir auf, dass Gottfried Mai beim Abschreiben regelmäßig stilistische

Änderungen vorgenommen hat, offensichtlich um altertümlich wirkende Formulierungen zu ersetzen, erklärende Überleitungen einzufügen und Hugos emphatischen Stil (kaum ein Absatz kommt ohne Ausrufungszeichen aus) sachlicher zu gestalten.

Bei der Zusammenstellung der aktuellen Fassung habe ich mich entschieden, lieber Hugos Originalfassung zu präsentieren. Denn lesbar ist diese Version durchaus auch heute noch. Vor allem handelt es sich dabei nicht um ein unveröffentlichtes Manuskript, das der Autor selbst noch überarbeitet hätte, wenn er die Zeit dazu gehabt hätte. Vielmehr ist die Memoirenveröffentlichung Kapitel für Kapitel von Hugo autorisiert worden. Deshalb bleibt auch seine zum Teil unorthodoxe Schreibweise erhalten.

Bei der Lektüre muss man zudem bedenken, dass der leidenschaftliche Seelsorger, Missionar und Evangelist Hugo Flemming immer „im Dienst“ war: Selbstverständlich ist seine Lebensgeschichte nicht als gefällige Lektüre für den Feierabend gedacht, sondern sie ist auch eine Predigt: Hugo schildert anschaulich und sehr selbstkritisch, wie schwer sein Lebensweg war und auch dann blieb, als er endlich seine wahre Berufung als „Menschenfischer“ gefunden hatte. Sowohl seine Triumphe als auch seine schonungslos dargelegten Niederlagen sind Anleitungen für seine Gemeinde nach dem Motto: „Ich schildere euch meine Schwierigkeiten, damit ihr daraus lernen und sie vermeiden könnt.“ Die Emphase ist also Programm und damit ein direkter Ausdruck dessen, was die Wesensart dieses Theologen ausmacht: Er war ein selbsternannter Kämpfer, der stets vorwärts stürmte. „Zurück“ war und blieb für ihn ein Fremdwort.

Da die Sammlung der 43 Original-Kapitel in der Waters-Sammlung nicht ganz vollständig vorliegt, bemühte sich Hugos Urenkelin und Gottfried Mais Tochter Iris Krüger auf meine Bitte, die ihm damals als Vorlage dienenden Original-Kapitel aufzuspüren. Trotz intensiver Bemühung ließen sich die fehlenden fünf Kapitel nicht in Mais Nachlass finden. Sie bleiben also in dieser neuen Zusammenstellung in der von Mai konzipierten Fassung erhalten. Zu erkennen sind sie nicht nur durch die geringere Zahl der Ausrufungszeichen, sondern auch durch das Fehlen der von Hugo sehr gern verwendeten Wortunterstreichungen.

Mein Dank gilt daher besonders Iris Krüger und Norbert Waters für ihre Unterstützung dieses Projekts. Denn auch die verwendeten Familienfotos haben mir Iris (aus ihrem Familienarchiv) und Norbert (aus der Sammlung Volkmar Flemming) zur Verfügung gestellt. Diese Bilder ergänze ich durch zeitgenössische Illustrationen. Außerdem füge ich im Anhang weitere Texte als Schlaglichter auf Hugo Flemmings Leben hinzu. Abschließend folgt ein Werkverzeichnis mit Hugos veröffentlichten Schriften.

Hamburg, im Oktober 2025

Andreas Kern

AUS MEINEM LEBEN.

I. KAPITEL

1. LIMMER

An Lessings Geburtstage erblickte ich im Jahre 1878 das Licht der Welt in Limmer bei Alfeld, Provinz Hannover, und zwar als das dritte Kind in der Reihe von 10 Geschwistern.

Das kleine Dörflein mit seinen 250 Seelen lag im Leinetale, abseits, verborgen, verträumt unterhalb der großen Landstraße. Es war die Erstlingsgemeinde und ... „die erste Liebe“ meiner Eltern. Mit den verklärenden Augen meiner Kindheit war jedes der verfallenden 30–40 Hütten und Häuser ein Freundeshaus, und seine Bewohner alle ... „Edelmenschen“ trotz ihrer Armut und Kümernisse! Ein großer Gutshof war das Arbeitszentrum und Brotquelle der Gemeinde, abgesehen von den 5 Bauerhöfen der Rissaus, Kreibohms, Bodes, Hahns und Nikkels.

Unser einstöckiges Pfarrhaus war mit seinen kleinen fünf Zimmerchen aufs primitivste hergestellt. Die aus rohem Feldstein errichtete Ostseite am stark abfallenden Abhang bildete die Außenwand des stets feuchten Kellers. Ihr unschöner Anblick war durch rechtwinklig angefügte Stallungen versteckt.

Der Mittelpunkt dieses alten Gerümpels war der Ziegenstall, der mit seinem 2 m breiten Vorraum bei den geliebten Ziegen „Lotte und Therese“ der Hauptaufenthaltsort für uns Kinder bei Sturm und Wetter war; denn in dem einen kleinen Kinderzimmer war für uns 8 quirlige Kinder wahrhaftig kein Spielraum!



Pfarrhaus in Limmer
(Foto: GeorgDerReisende, CC BY-SA 4.0)

Für die beiden ältesten Söhne Hans und Hugo war das einstöckige, altersbemooste Häuschen ein Dorado zur Erprobung der wachsenden jungenshaften Geschicklichkeit. Es hatte einen offenen Schornstein. Wer wollte das nicht als besondere Kunstfertigkeit beurteilt haben, im hohen Bogen Steine in diesen famosen Rauchsclot zu werfen?! Daß dieser Schornstein nun gerade über dem Herde in einen breiten Feuerfang endete und deshalb unsere Steine in die Milch- und Suppenschüsseln fielen, dafür konnten ... wir Helden doch nichts!! Besonders der jüngere Steinschmeißer, der seinen Bruder zu dieser heroischen Heldentat angestiftet hatte! – Nun, die Verantwortung trug selbstverständlich der vier Jahre ältere Bruder, der mit Vaters unverbittlichem Rohrstocke seine Tracht Prügel bezog, und dieses nicht zu knapp! Der jüngere Bruder war bei dieser peinlichen Angelegenheit ... verduftet. Es war ja ein Sonntagmorgen vor dem Kirchgang, als das Strafgericht über den armen älteren Bruder hereinbrach. Wie konnte der Jüngere seiner wohlverdienten Haue entgehen? Ohne Frage nur durch eine Odyssee: Als Vater im Talar aus der Kirche kam, trat ihm der bisher verschwundene Sünder scheinheilig und unschuldig in den Weg. Unter dem Talar konnte Vater sicherlich nicht den gefürchteten Rohrstock haben! Also ging es bei Vaters Talarkleidung für ihn nur mit einem Ohrenzausen ab! – –



Hugo und Hans

Ein sehr unschönes, aber bezeichnendes Bild jener Zeit von den 10- und 6jährigen Brüdern liegt vor mir: Der langaufgeschossene schwächliche Hans: neutral, sachlich und schon ganz verständig; und neben ihm der jüngere Bruder, nur eben mit dem Haarschopf an seine Schulter reichend, mit zurückgeworfenem Kopfe und geballter, nach oben geknickter Faust, irgendeine List und Schalkheit ausbrütend. So unschön die äußere Gestaltung der beiden Brüder, so richtig ihre Temperamente und Seelen abmalend während der ganzen Kinderzeit: Der jüngere stets angreifend, seine Schwestern neckend, ärgernd, reizend, mit der Feder pickend, an den Zöpfen zerrend! Lautes Wehgeschrei in der Kinderstube oder im Ziegenstall! Vater unverhofft, blitzschnell mit dem Rohrstock zur Stelle! Einstimmige Anklage gegen den Störenfried! Ohne Untersuchung bezieht der „stets Unschuldige“ seine Senge, bekommt mit Vaters weichem Schuh einen Tritt dorthin, wo schon der Rohrstock seine roten

Spuren auf die vier Buchstaben gezogen hatte. Der Sünder fliegt hinaus und ... der Friede ist wieder hergestellt!

Soviel zum Limmerschen Pfarrhause. Und nun

2. DER LIMMERSCHE PFARRGARTEN

Das war in meiner Erinnerung ein Erdenfleck mindestens so schön ... wie der Garten Eden. Der Garten hatte ... nur Sonne! Alle Wetter erlebten wir ja im schützenden Ziegenstalle. Nur Sonne! Denn die Königin des Gartens war unsere sonnige Mutter, selbst ein gartenfrohes Landkind, während der Vater Großstädter war. Wo Mutter war, da war Sonne und Wärme. Hatten wir uns gestoßen oder waren gefallen oder irgendwie verletzt – sofort verkrochen wir uns in ihre weichen weiten Röcke! Mutter bepustete den Schmerz, und alles war wieder gut! Und der ganze Tag war gut und sonnig, weil Mutter überall war. Die Mutterliebe hat ja etwas Göttliches in sich und an sich: Sie ist ... allgegenwärtig, wo es etwas zu bepusten und „begöschern“ gibt, schon morgens beim Aufstehen, wo sie sagen muß, was wir anziehen sollen, die weichen oder die ... „kratzigen“ Strümpfe, die kaputtigen Schuhe und Sandalen oder die guten, heilen Sonntags-Nachmittags-Ausgehstiefel! Und wie sollte sie abends nicht gegenwärtig sein zum Gutenachtkuß? Welches Kind könnte einschlafen ohne Mutters Bettgeleit und Nachtgebet?!

Also, weil Mutter überall ist von früh bis spät, so ist auch im Haus und Garten überall Sonne, Sonne! Der wolkige strenge Rohrstockvater in seiner Studierstube ist neben ihr sehr Nebenperson, die nur an „Gewittertagen“ in den dunklen, blitzenden, donnernden Mittelpunkt tritt!

Ja, wer hätte je Schöneres gesehen als diesen sonnigen Pfarrgarten?! Der Blick nach Osten über weite Wiesen, die vom Rollbach begrenzt wurden. Vorbei am „Hohen Garten“, der

jenseits der Bahn noch zum Pfarrhaus gehörte; nun das buschbewachsene Ufer des Leineflusses; wieder Wiesen, Wiesen mit dem majestätischen Abschluß der 7 Berge von Alfeld bis Brügge.

Ihr glaubt nicht, wie oft ich in meinen Schülerjahren diesen verklärten Erdenfleck sehnsuchtsvoll wachend aufgesucht habe. Er ist mein Kindheitsparadies geblieben, bis ich den wirklichen Garten Eden, das wirkliche Paradies der Gotteskindschaft der Bibel finden durfte.

So, nur aus diesem Winkel der Verklärung ist es zu verstehen, daß ich 20 Jahre später um dieses Gartens willen die meinen Eltern folgende Pfarrerrfamilie – innerlich über die Vernachlässigung dieses mir geheiligten Erdenwinkels gram und empört – unehrerbietig beleidigt habe! Die junge Pfarrfrau war Städterin und hatte als solche zu Blumen- und Gemüsegarten, zu Strauch und Baum ... nicht die geringste Beziehung! Da fragt sie mich eines schönen Mittags im Bewußtsein, mit dieser kniffligen Frage den ihr in Gartenkenntnissen überlegenen Kandidaten „hereinlegen“ zu können: „Herr Kandidat, wie pflanzt man Gurken?“ Der Gefragte schweigt. „Na, das dachte ich mir schon. Das können Sie aber für die Zukunft als Dorfpfarrer von mir lernen: Gurken pflanzt man nicht in Reihen, denn dann werden sie vom Unkraut überwuchert: Gurken pflanzt man ... im Quadrat! Dann überwuchern die Gurken das Unkraut.“ Ein wahrhaft niederträchtig-schadenfrohes, um nicht zu sagen: homerisches Gelächter folgte dieser der Weisheit Salomnis unmittelbar entnommenen Erfahrungsregel! Denn aus dem herrlichen „Krutgarten“ meiner Eltern war seit dem Besitzwechsel leider ein wirklicher „Unkrutgarten“ geworden. – Diese Geschichte leitet schon über zu dem schmerzlichen Pfarrerschicksal nach Hebr. 13,14.¹ Das Herz der Pfarrersleute wächst in der wärmenden Sonne der ersten Liebe mit der Gemeinde unzerreißbar zusammen. Freud und Leid der Kinderschar läßt die Herzen in Haus und Garten wirklich Wurzel schlagen. Und dann heißt es nach etwa 8–12 Jahren abschiednehmen von Haus und Hof, von Freundschaft und Dienerschaft und an einen anderen Ort ziehen, den Gott bestimmt. (1. Buch Mose 12,1).² Unsere neue Heimat hieß: Beuchte.



1883: Hans und Hugo mit dem kleinen Bruder Leo

3. ALS ICH ABSCHIED NAHM

Man kann so verschieden durchs Leben gehen! Die einen gehen hart und und ungerührt hindurch. Sie nehmen Abschied in den Krieg „Auf Nimmerwiedersehn“ und sagen nichts anderes als „Auf Wiedersehen!“. Keine Wimper zuckt. Keine Träne stiehlt sich aus dem

¹ „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suche wir.“

² „Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in eine Land, das ich dir zeigen will.“

Auge. Kein Strang im Herzen spannt sich. Wir wollen von diesen Menschen nichts Vorwurfsvolles sagen. Das ist nun ihre Art. Sie kommen an viel Schwerem leicht vorbei.

Unsere Art ist das nicht. Wir haben ... „ans Wasser gebaut“, und daran hat unsere liebe Mutter schuld. Mutter hatte das denkbar weichste Herz und die unerschöpflichsten Tränenröhren. Als wir ihre silberne Hochzeit feierten, schleppte eine humorvolle Nichte mit einem noch humorvolleren Gedicht einen gewaltigen Sack Salz auf dem Rücken vor das silberne Paar:

Das sind die Tränen all', die Du bis heut' geweint; Tränen, wenn die fünf Söhne und die fünf Töchter Abschied nahmen; Tränen durch rührende Bücher, Tränen durch herzliche Briefe. Tränen bei Auszeichnungen der Kinder, Tränen bei Tadel. Tränen bei Geburtstags- und Taufftagen, Tränen bei Hochzeits- und Begräbnistagen; Tränen für die Familie, für die Verwandtschaft, für die Gemeinde; ach, Tränen bei Unglücksfällen auf dem Hühnerhof und im Taubenschlag, Ziegenstall. Kurz, es gab nichts, wo Mutters nervus sympathikus nicht mitgezittert, ihr Mund mitgeseufzt und ihr Auge mitgelacht und -geweint hätte! Da häufte sich Salzkorn zu Salzkorn: Der Sack wurde zentnerschwer!

Was Wunder, daß auch mein nervus sehr „sympathisch“ wurde!? Zum ersten Male zeigte sich das, als Vater seine erste Gemeinde verlassen mußte. Konnte es liebere Menschen

geben als Stine – und Dorette Vase waren, die hinter ihrem alten räucherischen Lehmofen unsere Strümpfe und Höschen trockneten, wenn wir ins Wasser gefallen waren, und die uns durch solche Liebesdienste vor mancher wohlverdienten Tracht Prügel retteten? Denn das darf ich bei gerechter Abwägung der Tatsachen nicht verschweigen: So weich Mutters Herz und Hand war, Vater Rohrstock war das Gegenteil! „O weih, o wanne, wenn letzterer aus dem Schrank kam!



**29.6.1898: Silberhochzeit von Edo und Emmy Flemming.
Die Eltern mit ihren neun Kindern, Hugo ganz rechts**

Dann rette sich, wer kann!“ Ihr werdet es verstehen können, liebe Leser, wie schwer uns der Abschied aus unserem Geburtsort Limmer wurde. Aber bei mir kam es zur Verwunderung aller nicht zu Tränen.

„Son hartherziger Bengel“, sagten die schluchzenden Frauen! Aber ihr Urteil war falsch. Wie das kam, daß ich allein damals keine Tränen vergoß, ist mir erst jetzt beim Nachsinnen klar geworden.

Meine Heimat war ... Mutter. Die trug ich ja im Herzen. So war überall, wo sie war, für mich Heimat. Wir hatten den Abschied sehr genau durchdacht und besprochen. Wenn wir heute

Abend im neuen Pfarrdorfe im neuen Bette liegen, dann wird Mutter am Bett sitzen, mit uns beten und den Gutenachtkuß geben. Nun, dann ist doch alles gut! Dann haben wir doch unsere Heimat!

Meine lieben Flüchtlingsfreunde! Mit mehreren von Euch habe ich das ja durchlebt, wie es möglich wurde, daß Ihr Haus und Hof, Acker und Vieh, Verwandtschaft und Freundschaft verlassen konntet und sehr bald wieder ... in der Heimat wart! Ihr kennt ja das Lied: „Es ist



das Kreuz von Golgatha Heimat für Heimatlose“. Diese Wahrheit kann jedes Gotteskind nacherleben. Das Kreuz oder besser der Krucifixus, also der verklärte Gekreuzigte, hängt für uns ja nicht fern im Sonnenbrande Palästinas, sondern hat in unseren Herzen Wohnung genommen genau so sicher, wie einst meine Mutter in meinem kindlichen Herzen wohnte. Unsere Heimat wurde der Herr Jesus! Ihn tragen wir, Ihn trugt Ihr auch bei der Flucht im Herzen. Wohin Ihr auch verschlagen wurdet, Er war Euch gegenwärtig. Er machte Euch die Fremde zur Heimat und tut es noch heute!

Also, was der Herr Jesus heute für uns geworden ist, war damals meine Mutter. Und so kam es, daß ich bei diesem tränenreichen Abschied nicht zu weinen brauchte.

Aber das war alles noch nicht der Höhepunkt des Abschiedsschmerzes. Als die ganze Familie in der Bahn saß, vierter Klasse, wortlos, fast gefühllos vom vielen Weinen, da geschah etwas, was in meiner Kindererinnerung „dem Faß den Boden ausschlug“. Vater, der steinharte Rohr-

stockvater, der sich nie irgendwie weich gezeigt hatte, dieser harter Rohrstockvater – auch aus seinen teuren Augen flossen bittere Tränen! Ich weiß, daß ich dieses Ereignis nie aus meiner Erinnerung auslöschen kann, weil diese zwei Tränen schwerer wogen als Mutters ... ganzer Tränensalzsack! –

Nochmals wie vor drei Jahren ... ein zweiter Februar als Abschiedstag!

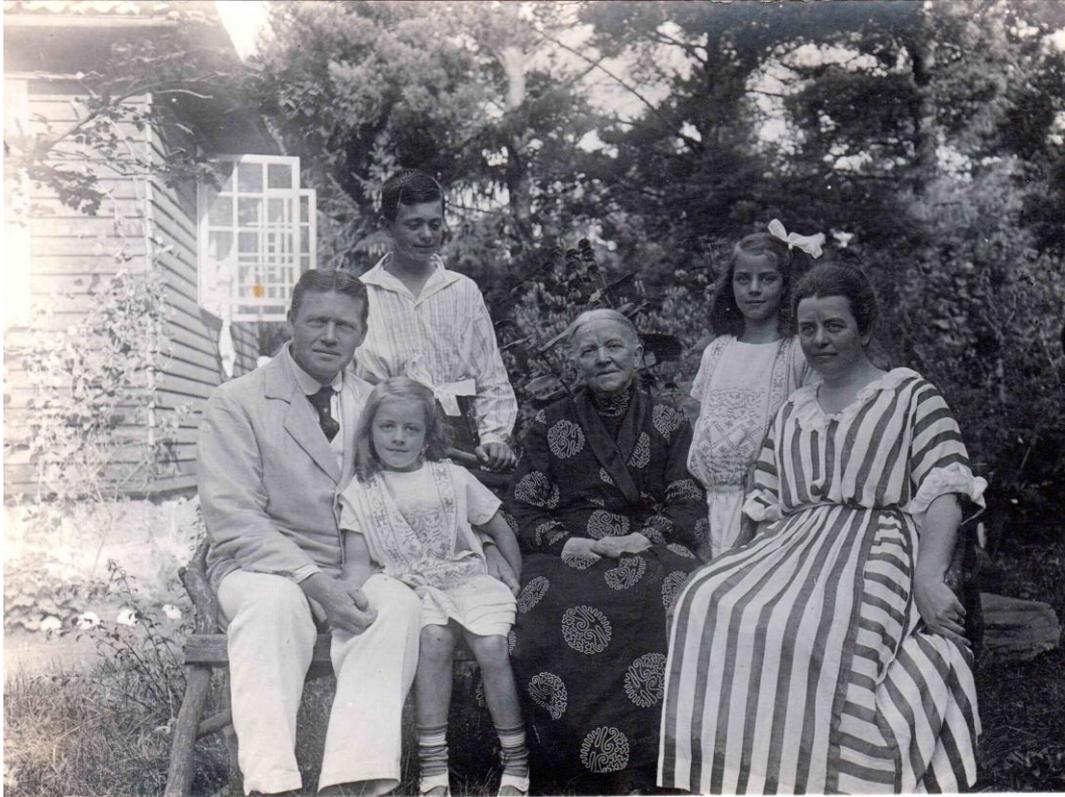
Zwölf Jahre war ich alt geworden. Längst hätte ich zur Schulstadt angemeldet sein müssen. Aber wir waren jetzt neun Geschwister geworden, und meine Eltern erwarteten das zehnte Kind. Das Pensionsgeld war einfach nicht da. So mußte der Abschied vom Elternhaus immer wieder verschoben werden.

Wer war froher darüber als ich? Wie sollte ich mich in einer Stadt wohlfühlen können, ich, der ich das städtische, harte Steinpflaster haßte und die weiche Dorferde liebte; ich, der ich nach möglichst eiliger Erledigung der „dummen“ lateinischen Vokabeln den ganzen Tag unseren großen Tierpark besorgte, auf dem Ponny des Gutshofes ritt und mit der Schleuder oder dem Teschin³ hinter den Spatzen herrschlich! Ich, der ich die Jungens der Stadt mit Überzieher und Kragen, mit Manschetten und Gummischuhen geradezu verachtete, wie sollte ich – und das war eben der undenkbar Gedanke – ohne Mutter sein können? Da hörte einfach das Denken auf und fing das Weinen an! Hier werden Tatsachen erzählt: Vier Wochen vor dem drohenden Abschied haben Mutter und ich jeden Abend während der Andacht unsere

³ Teschin, auch Tesching – kleinkalibrige Handfeuerwaffe

bittersten Tränen vergossen. Hätten sie den Abschiedstag wegschütten können, sie hätten es getan! Aber der 2. Februar kam und mit ihm ... der Tränenstrom.

Oh, ein schwarzer, schwarzer Tag, der 2. Februar! Ich traute ihm noch als Primaner alles Scheußliche zu, war an diesem Tag auf jede Enttäuschung, jeden Ärger, jeden Schmerz gefaßt! Ich war schon Student, aber ich konnte aus keinen Ferien abschiednehmen, ohne mit den Tränen zu kämpfen. Und nun sollte ich Pastor werden! Kann ein so weicher Mensch



**Hugo mit seiner Frau Elsa, den drei Kindern Ingmar, Astrid, Karin
und Schwiegermutter Elin Hammarsten, ca. 1925**

Pastor sein? Muß er nicht an den Gräbern sich innerlich aufreißen? Wird er sich nicht einfach durch Rührung in der Predigt vor der Gemeinde lächerlich machen?

Unsere Hochzeit hatte in Stockholm stattgefunden. Meine Schwiegermutter, eine ebenso weiche Seele wie meine Mutter, war mit ihrer ältesten Tochter ebenso fest verwachsen wie ich mit meiner Mutter. Bei diesem Abschied sollte ich etwas lernen vom biblischen „festen Herzen“. Wir standen auf der Plattform des Zuges in Stockholm und warteten auf das Abfahrtssignal. Da brachte das Verhalten meiner Schwiegermutter mir etwas ganz Neues in meine Lebenserfahrung: Mit glänzenden Augen stand sie neben dem Vater und winkte uns, während meine weiche Seele das Losreißen dieser zwei liebenden Herzen nachempfand, fröhlich lächelnd Lebewohl, als handele es sich um einen Abschied für Tage! – An diesem ihrem Beispiel habe ich gelernt, Abschied zu nehmen vom ... weichen Abschied! An diesem „festen Herzen“ ist mein Herz fest geworden; denn woher nahm dieses zärtliche Mutterherz die Kraft und solche Freudigkeit?! – – Es war ihr Gottesbewußtsein, die Gewißheit, daß ihr Kind auch im fremden, unbekannte Lande in Gottes Hut sei, daß Er ihr nahe blieb, wenn sich auch hunderte von Kilometern zwischen sie legten. Ihr Heiland war ihre Kraft.

Das Ziel dieses Kapitels war dieses, ob du's glaubst oder nicht: Alle Segnungen Gottes sind an das feste Herz geknüpft! Hebr. 13,9 sagt klar Gottes Meinung: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde.“

4. UNSERE KINDERJAHRE IM PFARRHAUS ZU BEUCHE

An unseren Eltern konnten wir die biblische Linie ablesen, welche Absicht Gott hat, wenn Er zwei Eheleute als eine Einheit darstellen will: Sie müssen nicht immer das gleiche empfinden, die gleiche Auffassung über jede Angelegenheit haben, sollen sich vielmehr in gottgewollter Charakter- und Temperamentsgegensätzlichkeit zu einer Einheit ergänzen. Wie langweilig würden die Ehen werden, wenn zwei Pessimisten oder auch zwei Optimisten die Ehepartner wären! Im ersteren Falle würde der eine Miesepeter die andere Miesepeterin einfach aus dem Haus herauselenden, herausgraulen. Im anderen Falle würde einer rechts, der andere links „aus dem Korbe heraushupfen“.

Was Mutters Empfindsamkeit über der Normallinie hatte, hatte Vater Nüchternheit unter derselben. So war es gerade das Rechte! Mutters Höhenlage war meistens „himmelhochjauchzend“. Sie erkannte diese Gefahr und sagte mir einmal: „Hugo, wir beiden müssen immer irgendeinen Druck, Sorgenstein oder kleinen Schmerz haben, sonst schaffen wir es nicht; irgend so ein kleinen ‚Weh-Wehchen‘, das uns an die Erde bindet, sonst taugt’s nicht. Denn zur Himmelfahrt langt es auch noch längst nicht.“ So hatte sie ihre „Weh-Wehchen“; die hingen zumeist mit irgendeinem von uns Geschwistern zusammen, sonderlich wenn dieser oder jener von uns erst „im Anmarsch“ war. Da weinte Mutter oft ihre rollenden Tränen, klagte dem Vater ihre Not und sagte einmal im Gefühlsüberschwang: „Edo, ich fühle, diesmal muß ich sterben!“

Was entgegnete da der gefühllose Vater: „Emm! Nur Törinnen beweinen ihren eigenen Tod!“ Nach solch einem „tröstlichen“ Zuspruch waren bald beide wieder auf der Normallinie!

Das war eben das Einzigartige bei Mutter: Sie konnte lachen und weinen in einem Augenblick. Fühlte ihr weiches Herz die ganze Not ihrer Kinderschar, Verwandtschaft, Freundschaft, Umgebung, so half ihr goldiger Humor ihr aus allen Gemüts-tiefen und -tälern so gut wie plötzlich von einem Extrem in das andere.

Das trat am lebendigsten in die Erscheinung, wenn sie die eingetroffenen Briefe im Familienkreise vorlas. Diese gemeinsam erlebten Familienbriefe waren eigentlich immer Höhepunkte des Familienlebens, waren Stunden des Festwurzeln in Familienart, Tradition und bewußter Modellierung am weichen Ton eigener Ausstrahlung auf uns, ihre Kinder. Ihre Briefe schrieb sie mit ihrem Herzblut; darin war sie einfach Künstlerin. Wenn ich nicht irre, schrieb sie jährlich 700–800 Briefe und zwar mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit, wie ich es von keinem anderen wieder erlebt und gefunden habe. Und trotz dieser Schnelligkeit schrieb sie eben nicht über dem Herzen weg, sondern, wie ich schon sagte, mit dem eigenen Herzblut.

Sie hatte einen bestimmten Briefplan für ihre Kinder, wie sie einmal äußerte. Sie wollte allen ihren Kindern, sonderlich den Söhnen, die es mit den Feiertagen nicht so ernst nahmen, durch ihren Brief ... den Sonntag bringen. Der Brief lag bestimmt trotz aller Abhaltung, die der große Haushalt daheim brachte, für jedes auswärtige Kind pünktlich im Hausbriefkasten.



Das Pfarrhaus in Beuchte

„Dir aber, lieber Hugo, schreibe ich nicht zum Sonntage, sondern in der Woche, weil ich weiß, daß Du schon ohne mich den Sonntag feierst.“ So wurde es meine Gewohnheit, ihr und damit dem Elternhause, zum Sonntage meinen Brief zu schicken.

Mit dieser Darstellung unseres Briefwechsels darf ich wohl meiner Dankesschuld einen greifbaren Ausdruck geben, wenn ich an meine Schülerzeit in Wolfenbüttel denke, an das Einjährigenjahr und an die Studienjahre in Göttingen und Greifswald; an die Hauslehrerzeit in Harzburg, Insel Föhr und in Italien, an die Zeit der militärischen Übungen in Hannover, Braunschweig und Schleswig, an die Studien- und Prädikantenzeit in Limmer und Söhlde. Dieser wöchentliche Briefverkehr mit Mutter bildete die „Linie“ in meinen versuchungsreichen Sturm- und Drangjahren; denn in diesen Briefen wurde sozusagen über alles Mitteilung gemacht. Mutter hat mit mir studiert, obwohl wir räumlich getrennt waren; denn ich berichtete



Die Flemmings 1905. Hugo sitzt ganz links

von meinen Nöten und Kämpfen, besonders im liberalen Göttingen. Ihre Antworten auf meine Fragen waren Bekräftigungen und Zurechtstellungen meines eigenen religiösen Empfindens. Ihr Urteil half mir über Unklarheiten hinweg. Dieses feste briefliche Band war Hilfe vor sittlichen Entgleisungen.

Aus diesem regelmäßigen Briefverkehr mit den Eltern ist mir wichtig geworden, was ich schon vielen Müttern als Rat und Losung weitergegeben habe: Haltet mit diesem Seil der Liebe eure Jungs, so fest ihr könnt! Jeder Sohn hat die-

se Bindung nötig und die meisten auswärtigen Töchter ebenso! In solchen Briefen steckt für ungezählte Söhne der letzte Halt und das letzte Band an Sitte, Kirche, ja, an Gott! Ich habe Beweise, daß viele Söhne den Glauben an Gott aufgegeben haben. Der kümmerliche Rest ihrer Bindung an das Reine und das Göttliche war ... der Brief der Mutter, der Mutter Wesen, der Mutter Frömmigkeit.

Wer diese Wahrheit in allen Folgerungen durchdacht hat wie unsere Mutter, hat in aller ablenkenden und hemmenden häuslichen Arbeit einfach nichts Wichtigeres zu tun, als dem auswärtigen Kinde mit ihrem „Herzblut“, d.h. gewiß oft mit Weh und Seufzer und Tränen, die selbst erfahrene Bindung an Gott als „Sonntagsbrief“ zuzuleiten, wie es unsere Mutter getan hat.

+ + +

Noch einmal muß ich auf die superlative Empfindsamkeit Mutters kommen, die viel besser in die Zeit von „Werthers Leiden“ als in unsere herz- und gefühlsarme neue Zeit hineinpaßte: Mutter und ich machten etwa 10 Jahre nach unserem Fortgang einen Besuch im alten „neu aufgebügelt“ Limmerschen Pfarrhaus. Wir waren durch alle Ställe und Räume des Hauses

gewandert und hatten alle Veränderungen gebührend bewundert, traten jetzt in das schmale Schlafzimmer ein, mit dem kleinen Fenster dem Gutshofe zu. Da wurde Mutter plötzlich in Gedanken an die Freuden und Leiden dieses Raumes, in dem ihre ältesten acht Kinder das Lebenslicht erblickt hatten, so ergriffen, daß sie plötzlich aus froher Unterhaltung in einen Tränenstrom ausbrach.

Die Wände redeten!

Ist das nicht die Not einer gefühlsarmen Gegenwart, daß die Wände ... nicht mehr reden? Die Wände könnten und sollten reden! Sie reden bestimmt! Aber der empfindungsarme Mensch hört es nicht. Er weiß nicht und will es nicht wissen, daß Gott durch Wände reden kann und will!

Wie arm sind wir geworden! Müßten wir für uns und unsere Kinder und Kindeskinde nicht alles daransetzen, daß sie wieder Ohren für „redende Wände“ bekämen? Für redende Häuser, Kirchen, Plätze in Wald und Feld und Berg und Tal? Wer Ohren hat der höre!

5. MEINER ELTERN ERZIEHUNGSKUNST

Die Gegensätzlichkeit meiner Eltern bestand selbstverständlich auch in Erziehungsfragen, doch:

Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang!

sagt schon der Dichter. So war es bei uns im Pfarrhause.

Schon bald nach der Übersiedlung nach Beuchte ereignete sich folgende Begebenheit. Vater war Großstadtkind aus Hannover. Das Land mit seiner eigenartigen Herbe und Schönheit blieb ihm fremd. Mutter dagegen war Dorfkind, echte Pastorstochter mit einer grenzenlosen Liebe zu Land und Volk. Der Rosenmonat breitete seine Blütenduft ums Pfarrhaus aus. Mutter war Frühaufsteherin und holte aus dem taufrischen großen Garten die schönste Rose und stellte sie in die schöne Kristallvase auf Vaters Schreibtisch. Vater nahm die Huldigung als eigentlich überflüssig stillschweigend entgegen. Darüber vergingen die ersten schönen Juniwochen, bis eines Tages eine große Sensation den Frieden des Pfarrhauses störte. – In der Kristallvase steckte statt der täglich frischen Rose ein Heringsschwanz! Vaters Löwenstimme hat bald das ganze Haus in seinem Studierzimmer versammelt. Hochnotpeinliches Verhör! Auf Ehrenwort: Keiner hat's getan! Jetzt richtet der Vater seine drohenden Blicke auf Mutter: „Emm, dann bist du es gewesen!“ – „Recht geraten, mein Herr und Gebieter“, antwortet Mutter mit liebevollstem Ton. „Hör in Gnaden meine Verteidigungsrede: Wochenlang stellte ich dir, ohne daß du danktest, die taufrische Rose mit süßem Duft vor deine feine Nase. Da der süße Duft aber kein Dankeswort erzielt, versucht ich es mit dem sauren Heringsschwanz.“

Vater war geschlagen – niedergeschmettert vor der ganzen „Belegschaft“ des Hauses! Was tat der Ehelöwe, der zu kurz gesprungen? Er zog sich beschämt ins Dickicht seiner Studierstube zurück unter dem leise verklingenden Gebrumm: „Gegen dieses Erziehungs-genie ist nicht anzukommen.“

Vater bediente sich anderer Erziehungsmethoden. Als kühlerer Verstandesmensch lebte er in seiner geistigen Welt: Kirche, Amt, Musik, Vaterland. Rund 25 Jahre hatte er für seine zehn Kinder als Vater den „Donner- und Gewittergott“ spielen müssen. Die Kinderstube, direkt unter seinem Studierzimmer gelegen, war nur durch ihn in Ordnung zu halten. Die Schwestern hatten oftmals Krach mit dem schlimmen Hugo. Sie warfen ihm böswillig vor, er habe sie gepufft oder gestoßen, ihnen das Zopfband abgerissen oder die Feder versteckt – was selbstverständlich immer gelogen war!! Legte sich nun der Krach nicht beim Rücken von Vaters Studierstuhl über uns, so erschien Vater im Schlafrock und Hausschuhen plötzlich unter uns Streithähnen. Und dann spielte sich die Angelegenheit nach einer ganz bestimm-



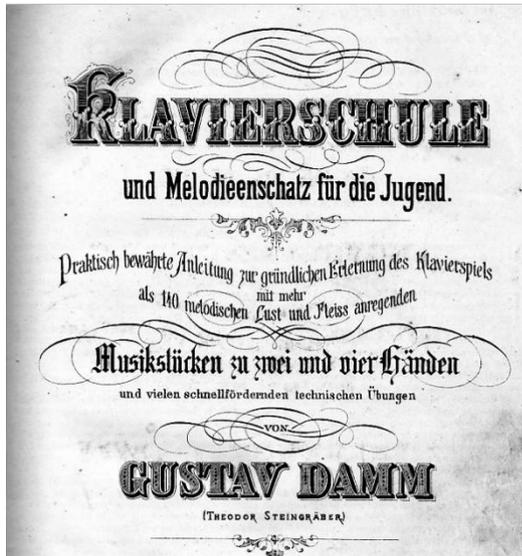
Straße in Beuchte mit Pfarrgarten und Pfarrhaus

ten Ordnung ab. Es wurde keine Untersuchung angestellt, wer Schuld hatte. Es stand ja immer drei gegen einen. Vielmehr wurde der arme, stets „unschuldige“ Hugo ins Genick gepackt, bekam einen Tritt auf die vier Buchstaben, flog hinaus und der Friede war für einen Tag wieder hergestellt.

Aber denk dir ähnliche Vaterpflichten nun durch zwei Jahrzehnte! Denk, du sollst außer deinen Amtspflichten die üble Verpflichtung haben, deine „bodenlos dummen“ Kinder unterrichten zu müssen. Nur dumm? Nein, obendrein noch wirklich faul, stinkfaul! Oder glaubst du wirklich, daß der arme Hugo seine lateinischen Vokabeln einmal ehrlich und gewissenhaft gekonnt hätte? Aber nein, bitte, schilt den armen Jungen nicht! Er hatte die heilige Pflicht, regelmäßig Hühner, Tauben und Enten zu füttern, Heu und Gras zu holen, ja oftmals mußte er es selbst für Esel, Schafe und Ziegen mähen. Er mußte die Glucken setzen, die Hühner und Enten schlachten, die Tauben „köpfen“; er mußte die Spatzen schießen, die die Schwestern brieten. Er hatte den Hof zu harken und das Obst zu pflücken; er mußte jede Sensation im Dorfe miterleben, mußte mit den übrigen Kindern aus der Schule für den Gutshof Rüben verziehen, wofür es einen Lohn von 30 Pfennigen pro Tag gab; war ein Neubau da, dann galt es Dachziegel aufzureichen, bei gelegentlichen „hochwillkommenen“ Bränden durfte er Wasser pumpen oder schleppen. Wie sollte der arme Junge Interesse für die lateinischen Vokabeln haben?

Gewiß, es war nicht böser Wille, daß das lateinische Extemporale fast immer mißriet. Aber die Fehler kamen ja ganz von selbst! Hugo wollte bestimmt den Nominativ und den Akkusativ nicht verwechseln, mochte die üble Regel: Nach „wer oder was“ kommt der Nominativ, und nach „wen oder was“ kommt der Akkusativ bei Lily und bei Klärchen stimmen. Bei ihm stimmte es nie!

Was Wunder, daß Vater Stein und Bein schwor: Ein so dummer Kerl wie dieser Hugo sei noch nicht über Gottes grüne Erde gegangen. Steine klopfen sei ein Kinderspiel gegenüber dieser Sisyphus-Arbeit. Und aus mir würde nichts anderes werden als bestenfalls Steine klopfen.



Aber was schreibe ich von unmöglichen Lateinstunden. Ich muß von Vaters Klavierstunden erzählen. Ich bitte noch einmal: Bedenkt meinen Pflichtenkreis auf dem Tierhofe, im Garten und im Dorf! Wie sollte ich neben den lateinischen Vokabeln noch Zeit und Möglichkeit gefunden haben, die langweiligen Klavierübungen aus der Damm'schen Klavierschule täglich zu erledigen, wie Vater es verlangte? Fingerübung! Wem sträuben sich nicht die Haare, wenn er an leidvolle Übungsstunden auf dem „Marterinstrument des 20. Jahrhunderts“ denkt!? Also geübt wurde grundsätzlich nicht! Man ließ es darauf ankommen, sich durchzu-

schlagen. Das wäre bestimmt auch bei einer armen Klavierlehrerin geglückt, nicht aber bei seinem leiblichen Vater, den man am Morgen schon zehnmal durch Verwechslung des Nominativs und Akkusativs verärgert hatte!

Es ist auch nicht gut ausgelaufen. Mutter liebevolles Dazwischentreten hatte sonst schon „das notorische Faultier“ oft genug vor Vaters Handgreiflichkeit gerettet. Aber eines Tages fanden die Stunden ihr ganz unvorhergesehenes jähes Ende. Das „Faultier“ hatte wieder einmal den „alten Wimmerkasten“ überhaupt nicht angerührt. Da flog eine „Schwalbe“ so heftig gegen seinen Hinterkopf, daß er mit der Stirn vorn auf den Rand des alten braunen Flügels – nicht etwa des weichen Schwalbenflügels, sondern des harten Klavierflügels – schlug, so daß eine dicke „Brusche“ entstand. Da sprang in diese dramatische Szene wie ein rettender Engel Mutter hinein und sprach mit unwidersprechbarer Götterstimme den befreienden Satz aus: „So, nun ist es aus mit der Klavierstunde! Jetzt kriegt Hugo ein Cello.“ Und das Cello hat ihn durch sein ganzes Leben treu begleitet.

Und noch ein anderes vom pädagogischen Pfarrhause. Der älteste Sohn, der Medicus, brauchte beim Militär in Berlin immer noch Geld. Ich war schon auf der Universität, die zwei folgenden Brüder auf dem Gymnasium zu Wolfenbüttel. Der jüngste, sehr fixe Bruder, hätte längst auf die hohe Schule gemußt; aber das leidige Geld. Also mußte der



1901: Hugos jüngere Brüder Emil, „der fixe“ Ewald und Leo

Jüngste warten und nochmals warten. Aber bei ihm klappte es anders als bei uns. Er lernte auch mit Bravour lateinische Vokabeln. Bitte hört, was uns mit ihm gelang. Wir ließen alle Nebenfächer einfach unter den Tisch fallen. Vater paukte mit ihm Latein, Mutter Griechisch und ich in den Studentenferien Mathematik. Wir wagten es und ließen ihn für Untersekunda prüfen. Er bestand nicht nur die Aufnahmeprüfung, sondern hat die ganze hohe Schule glatt durchlaufen!

Es war ein wunderschönen Pfingstmorgen. Wir Großen saßen schon mit Mutter unter der mit Hunderten von Lichtern blühenden Kastanie, die ihre Zweige bis zur Erde niedersenkte, und tauschten froh unsere Erlebnisse und Erfahrungen aus. Da kommt der Bruder „Miesepeter“ verdrießlich, übelgelaunt auf die Kaffeegrotte zu. Mutters Auge hat die Situation schnell erfaßt, springt ihm entgegen, ergreift ihn beim Handgelenk und ruft unter bedrohlichem Schütteln: „Glaub nicht, daß wir einen solchen Miesepeter am Tisch dulden! Bitte, sieh die 1000 Bütenkerzen an der Kastanie, die hat Gott gerade für dich, Miserrime, angesteckt und die schöne Sonne dahintergestellt!“ Was Mutters Erziehungstalent vollbrachte, ist am besten am Erfolg zu beurteilen. Kaum würde es jemand gelingen festzustellen, wer unter den drei jüngeren Brüdern der Miesepeter war.

6. UNSERE SCHULSTADT WOLFENBÜTTEL

Ich erinnere an das, was ich unter der Überschrift schrieb: „Als ich Abschied nahm.“ Der Abschied war überaus schrecklich. Die 40 Minuten Weges bis zur Station waren nicht ein gelindes Weinen, nein, ein Stöhnen, ein leidenschaftlich-hemmungsloses Heulen, trotzdem ich an Vaters Seite ging. Dieser Leidenschaftlichkeit aber gebot die Bahnfahrt Einhalt. Ich war ja auch ... ein Junge! Jungens dürfen nur im Verborgenen ... mädchenhaft und weich sein. Jungens sind ... Kerls! Vor Menschen sind sie immer ... Kerls! Also Schluß mit dem, was dem Kerl nicht ziemt! Und nun muß ich noch eine Ergänzung hinzufügen. Ich war nicht nur ein Junge, sondern auch ein Dorfjunge. In diesem Empfinden werde ich gewiß nur von Dorfkindern verstanden werden.

Wir hatten gegen die Stadt und ihre Feinheit und Zimperlichkeit einen grimmigen Zorn. Wir hielten die Jungens mit Kragen, Manschetten, Stulpenstiefel und Überzieher für ... degenerierte Laffen! Und die Mädchen mit ihren aufgeplusterten Haaren und großen Schleifen, feinen Blusen, Glanzstiefeln und „ihrem affektierten Wesen“ einfach für ... „affig“! Gegen diese Unnatur setzten wir unseren dörflichen Stolz der Natürlichkeit, die im Kampf gegen alle „Affigkeit“ offen auf Gesicht und Haltung jedes echten Dörfers lag.

Diese Ablehnung ging soweit, daß wir dem gezierten „Mir“ der städtischen Jugend ganz bewußt das dörfliche „Mich“ entgegensetzten. Also wir ... „michelten“ in Opposition zur Stadt, obwohl wir klar wußten, daß es im Dativ „mir“ heißen mußte. Wir gebrauchten nur das eindeutig plattdeutsche „meg“ oder „mig“ im 3. wie im 4. Falle! Dieses konsequent durchgeführte dörfliche „Micheln“ ging so weit, daß unserer klugen Mutter, die natürlich mitmachte, bei einer Pastorenkonferenz einmal ein Mich statt Mir nachgewiesen werden konnte! – Dieser dörfliche Stolz sollte mir nun genommen werden; da hörte das „Mädchen in mir“ auf und fing ... der Kerl an.

In Wolfenbüttel wurden wir von den Pensionseltern abgeholt. Freundliche Leute waren es. Aber das empörte mich in tiefster Seele, weil es mein Freiheits- und Kerlsgefühl antastete:

Das erste, was der Pensionsvater dem neuen Zögling antat, war dies, daß er ihm ... das Kennzeichen dörflicher Freiheit, die Gummischleuder, abnahm! Meine geliebte Schleuder, die mir leider aus der Tasche hing! Es war mir, als hätte man mir nun das Zeichen städtischer Knechtschaft auf die Stirn gedrückt.

Doch die Eindrücke wechselten blitzschnell. Einer der sieben Stuben in der Pension wurde ich als „Stubenfuchs“ zugeteilt. In solchen Schülerheimen spielt die Tradition ein eisernes Regiment. 3 junge Leute wohnten zumeist in einem Zimmer; der Klassenhöchste war immer der „Stubenälteste“, der „das Sagen hatte“. Der jüngste war der „Stubenfuchs“. Letzterem fielen alle Dienste für die Großen zu. Im Winter war er Kalefaktor, der für den Ofen zu sorgen hatte. Er mußte den Tabak, Varinas- oder Pastorenkanaster holen, die Pfeifen stopfen, gelegentlich ein Glas Bier heranschleifen, Bücher und Arbeiten von anderen Schülern holen und anderes mehr.

Ich kam mit netten Schülern zusammen. Unser sehr musikalischer Stubenältester hatte auf der ganzen Schule den Beinamen „der schöne Erich“. Er spielte nicht nur sehr gut Geige, er spielte überall ... die „erste Geige“! Schon zu meiner Zeit wurde er Tambourmajor und hatte schon als Obersekundaner öffentlich vor den Pensionseletern und der Lehrerschaft eine „Flamme“, zu der ich oft Briefe tragen mußte. Es wurde ihm nachgesagt, daß seine künftige Schwiegermutter beim Schuldirektor nachgefragt habe, wieviel „son Herr Obersekundaner“ monatliches Einkommen hätte!! Dieser Stubenälteste wurde als Oberprimaner sogar erster

Turnwart. So war es also eine große Ehre, bei ihm Stubenfuchs zu sein.

Die Großen erzeugten mir dadurch ihre volle Zuneigung, daß sie mich nach allen Regeln der Kunst verhauten, ohne daß ich dabei einen Muck von mir geben durfte. Gelegentlich banden sie mir beide Hände mit einem Riemen zusammen, zogen die zusammengebundenen Hände über meine Knie und schoben nun einen Spazierstock zwischen Knie und Arme. Das

nannten sie „in den Bock spannen“. Und nun konnte sie dem völlig Wehrlosen die prall gezogenen 4 Buchstaben nach Herzenslust „verschlen“¹. Das wurde dem Fuchs dann als Ehre angerechnet, wenn er weder Hilfe schrie noch weinte, und das kam bei mir einfach nicht in Frage, so daß ich nach der Seite hin als „brauchbarer“ Fuchs in hohem Ansehen stand.

Auf dem Wolfenbüttler Gymnasium war auch schon mein ältester Bruder. Er war 4 Klassen vor mir und wohnte bei unseren Verwandten draußen vor der Stadt, so daß ich wenig Verbindung mit ihm hatte. Nach Hause berichtete er die ersten Jahre immer das gleiche: „Auf dem Schulhofe sehe ich selten eine Keilerei, an der Hugo nicht beteiligt ist.“



Gymnasium Wolfenbüttel (Foto: Holbein66, CC BY-SA 3.0)

Ob das wahr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls erinnere ich mich, daß unser schönstes Spiel in den unteren Klassen „drinnen oder draußen“ hieß. Das hatte die schlichte Spielregel, daß die eine Hälfte der Klasse in einer Ecke des Schulhofes die Aufgabe hatte, sich gegen die andere Hälfte, die sie herausziehen sollte, zu verteidigen, d. h. nichts anderes, als mit den Fäusten aufeinander einzuhauen und zwar die ganzen 10 oder 15 Minuten der Pause, bis wir nicht mehr konnten! Und wenn uns die Fäuste weh taten, dann wickelten wir unsere Taschentücher um die Fäuste und klopften blindlings aufeinander ein.

Höhepunkte für unsere kriegerischen Gefühle waren im Winter die Tage, wenn der Schnee „backte“. Dann kamen die Primaner von der vorderen Seite des Schulhofes auf die hintere Seite und drängten die unteren Klassen so zusammen, daß jeder Schneeball treffen mußte. Da bildete sich traditionsgemäß folgende Gefechtsstellung: 6, 7 Schritte vor jeder Klasse stand der stärkste und beste Werfer, der sich auf keinen Fall in die Masse hineindrängen ließ. Rückten nun die Primaner so nahe heran, daß es handgreiflich wurde, so war der Führer selbstverständlich der, der zuerst ins Handgemenge kam, vielleicht „gewaschen“ wurde. Aber oftmals hatte er auch die Ehre, die anderen gerettet zu haben. Daß ich zu diesen Vorkämpfen gehörte, war Ehrensache.

In dieser Zeit begegnete ich auf dem Wall der tantengeführten „Schlange“ des großen Schloßpensionates. Ich konnte nicht etwa nur „werfen“, wie die Städter sagten, sondern auch „schmeißen“, d.h. auch treffen! – Soll ich? – Denk, wenn du solche strenge Tante träfst?! Das gäbe ein Gaudium! – Gedacht, getan! Der Schneeball flog und ...? In tiefster Zucht – kein erschrecktes oder lachendes Gesicht, nur strenge Verurteilung! Oder war's gar Verachtung?

Wenn man sich dafür mal rächen konnte!? Im Schloß war das alte herzogliche Theater den Bürgern der Stadt zur Verfügung gestellt. Unsere Pensionsealtern gingen gelegentlich dorthin, und wir durften sie dann abends abholen. Dadurch konnten wir einen Einblick in das sonst verschlossene Schloß mit dem Pensionat „der armen, freiheitsberaubten, feinen Schlösser“ bekommen. Ich trat den Rückweg ohne die erwarteten Pensionsealtern an. Dabei kam ich versehentlich in den von den Mädchen bewohnten Teil des Schlosses und sah vor einer breiten Schiebetür wohl 20–30 Paar Stiefel stehen, alle in musterhafter Ordnung wie beim Militär. Morgens sollte es ja beim Aufstehen auf die Minute stimmen!

Beim Anblick dieser gewaltigen Stiefelreihe ... stach mich der Hafer! Die „Schlange“ hatte mich beim Schneeball mit Verachtung gestraft. Das mußte vergolten werden! So stellte ich einen Schuh von der äußersten Rechten auf die äußerste Linke: Immer einen kleinen Stiefel neben einen Großen und malte mir im voraus das Durcheinander am nächsten Morgen aus! Die Verspätung am Frühstück, die hochnotpeinliche Untersuchung nach dem Schuldigen, und ... keiner war's gewesen! Nicht einmal ... die Schloßkatze! Welch herrliche Rache!

7. DIE 4 SINNE DER WOLFENBÜTTLER SCHÜLER

Erster Sinn

Deo et studiosae juventuti, d. ist: „Gott und der studierenden Jugend“ stand damals und steht heute noch in großen goldenen Lettern vor der Stirn des stattlichen Gymnasialgebäudes. Von diesem „Deo“ habe ich während meiner 9 Jahre dort wenig verspürt. Die Religions-

stunden waren wie alle anderen Fächer Schulstunden, in denen Wissen gepaukt wurde. Weder das Gemüt noch der Wille wurde angeregt. Im Wissen aber hatte ich es gut und zwar aufgrund der vorzüglichen Konfirmandenstunden meines Vaters, an denen ich schon mehrere Jahre teilgenommen hatte.

Braunschweig-Wolfenbüttel hatte wenig Sinn für wirkliche Religion, d.h. für biblische Abhängigkeit von Gott. Das orthodoxe Konsistorium Braunschweigs, das in unserer Stadt

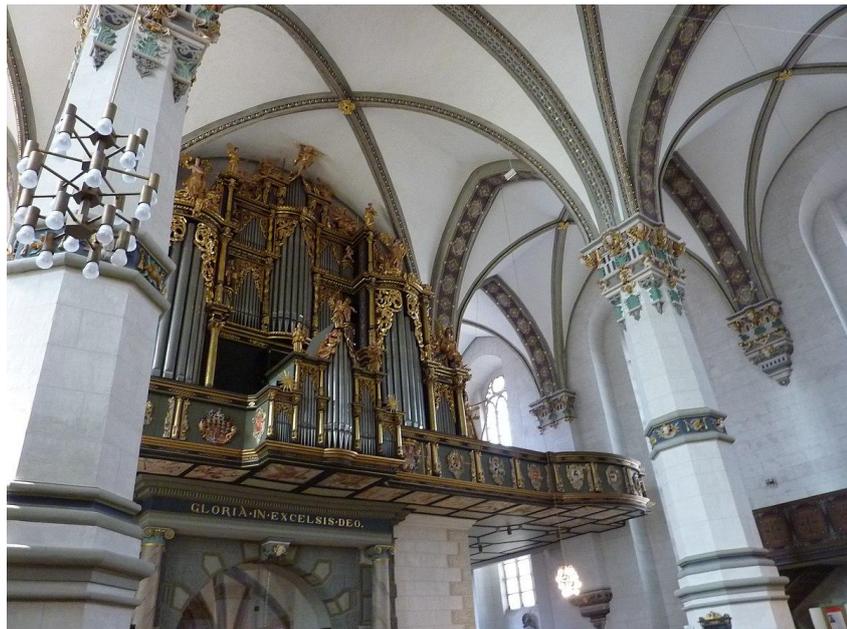


Wolfenbüttel: Marienkirche; Orgel (unten) (Fotos: Kassandro, CC BY-SA 4.0; Chris06, CC BY-SA 4.0)

wunderbare Marienkirche, die schöne, ernste Liturgie und die geradezu hervorragende Orgel angesprochen.

Wir hatten auch eine montägliche Schulandacht gemeinsam in unserer mit klassischen Bildern geschmückten Aula und jeden Morgen eine kurze Andacht vom Lehrer der ersten

Stunde. Aber die nachlässige Art derselben war mehr zerstörend als aufbauend. Dasselbe galt von dem einmaligen Abendsmahlgang unseres Schulkollegiums mit allen konfirmierten Schülern. Geradezu bemerkenswert waren die leeren Kirchen Braunschweigs. Bezeichnend für das Gesagte war eine Redensart Braunschweiger Jäger, die im Walde kein Stück Wild gesehen hatten: „Es ist heute wieder so leer auf dem Anstand wie bei unserem ‚Heiligen‘ in der Kirche.“ Das reiche Land und die reichen Bauern, deren Söhne und Töchter fast alle die hohen Schulen besucht hatten, hatten wohl Sinn für religiöse Feierlichkeiten und seelische Frömmigkeit, aber einfach kein Sensorium, d.h. Sinn für biblisch-geistliches Glaubensleben! So war auch alles religiöse Sinnen und Denken unter uns Schüler



so gut wie ausgeschaltet. Wir lebten in der klassisch-griechischen Götterwelt, die uns unsere hervorragenden Lehrer oft mit tiefster Seelenbewegung überzeugend vermittelten.

Der Geist der Antike und der Sinn für ihre Götterwelt war die Grundtendenz unseres Gymnasiums. Die Vernunft des menschlichen Verstandes wurde verehrt, aber einen Sinn, eine Ausrichtung auf einen lebendigen biblischen Glauben gab es nicht. Daß ich dieses Kapitel „Die vier Sinne der Wolfenbüttler Schüler“ überschrieben habe, beruht aber auf einem anderen Sinn.

Zum zweiten Sinn übergehend

kann ich nicht es nicht unterlassen, ein Pension- und Schulerlebnis niederzuschreiben, das eben nicht religiöser, sondern rein humorvoller Art über ... den Sinn des Lebens zu berichten weiß.

Mein Klassen- und Schlafzimmerkamerad in der Pension hieß Waldemar. In der Geschichtsstunde hatten wir von dem „falschen Waldemar“ gehört, der einst von Kaiser Karl IV. im Kampf gegen die bayrischen Markgrafen ... „untergeschoben“ war. Da lag es nicht fern, daß mein Zimmergenosse den Spitznamen „der falsche Waldemar“ bekam. – Das Wort „falsch“ mit der Bedeutung „falsch“ = hinterlistig, heimtückisch gebraucht.

Unsere gute Pensionstante weckte 10 Minuten vor 7 Uhr. 10 Minuten nach 7 Uhr begann der Unterricht. Es wurde geradezu unter uns Jungen als Sport betrieben, wer am längsten schlafen konnte! Also noch 2 Minuten nach dem Klopfen im Bette bleiben! 8 Minuten vor 7 raus! Gewaschen, gekämmt, Kleider an in 6 Minuten; 2 Minuten vor bis 2 Minuten nach 7 Uhr Kaffee getrunken, Brot noch gekaut auf dem langen Schulweg, als Schnellläufer in 8 Minuten, und dann mit dem letzten Sprung gerade noch vor dem Lehrer in die Klasse!

Heute aber richtig verschlafen!! Waldemar kommt 8 Minuten zu spät und wird ... eingeschrieben! Ich verzichte auf die erste Stunde und trinke diesmal mit den geliebten Pensionstanten gemütlich Kaffee. Unglücklicherweise unterrichtet der Lehrer auch die zweite Stunde unserer Klasse. Da sitzt Hugo Flemming auf dem bisher leeren Platz. Großes Erstaunen. „Flemming, wo warst du die erste Stunde?“ Ich schlucke kalt hinunter. Schon ist der Lehrer bei der zweiten Frage: „Bist du denn nicht in derselben Pension wie der gute Waldemar? Der ist doch auch zu spät gekommen! Ihr habt also beide verschlafen?“

Hört mal: „Jetzt geht mir ein Licht auf! Der gute Waldemar in seinem Eifer ist noch zu Schule gestürzt, und du mit deinem dickeren Fell hast die ganze erste Stunde geschwänzt! Das wird dir bestimmt deine Nummer 1 im Betragen gefährden.“ Und der „falsche Waldemar“ nickt zu dieser Kombination des Lehrers zustimmend. – son Kerl! – Die Entrüstung des Lehrers wächst Minute für Minute bis zum Siedepunkte! Wenn das heute nur gut abgeht?! Der Unterricht wird fortgesetzt mit der Frage: „Also, wieviel Sinne hat der Mensch, Waldemar?“ Der antwortet – noch ganz erschreckt – prompt: „4!“ „Das kann ich mir denken, du Taugenichts, daß du bei deinem Verschlafen und zur Schulelaufen einen oder gar mehrere Sinne verloren hast! Mensch, hahnebüchen! So etwas in der Quinta nicht zu wissen! Muß den Klassenlehrer fragen, wie du überhaupt hierher versetzt worden bist?“ Und in dieser Tonart braust es weiter über unseren armen „falschen Waldemar“ hinüber.

Wird der zweite gefragt: „Wieviel Sinne hat der Mensch?“ Der weiß es ebenso wenig; aber er entnimmt aus dem Ärger des Lehrers, daß Waldemar zu niedrig geraten hat, und sagt etwas unsicher: „6!“ Ob es diesmal bei dem Rhinoceros blieb, oder ob der Lehrer vor Verzweiflung

auf „die Akazien“ kletterte, ist nicht mehr festzustellen. – „Wieviel Sinne hat der Mensch, du, Herbert!“ Der entnimmt aus dem abflauenden Zorn des Lehrers, daß der vorher Gefragte mit den „6 Sinnen“ der Wahrheit schon näher gekommen ist, und sagt im Bewußtsein seiner Findigkeit stolz ... „10 Sinne!“ Der Lehrer straft ihn mit einem verächtlichen Blick. „Flemming, du Räuber: Wieviel Sinne hat der Mensch?“ In Vaters und Mutters Schulunterricht ist diese Frage nicht vorgekommen; aber bei den Raubtieren, die den Hühner-, Enten- und Taubenstall bedrohten, hat er ganz ungewöhnliche Sinne wahrgenommen. So ist seine fröhliche Überlegung die: Du kannst die Zahl der menschlichen Sinne gar nicht hoch genug anschlagen! Also lieber zu hoch als zu niedrig! Und prompt quillt ihm die hoffnungsfreudige Antwort über das Gehege seiner Zähne: „100 Sinne!“

Da wird der Lehrer wirklich „falsch“, denn er traut dem Sünder zu, daß er ihn „veräppeln“ will, faßt ihn beim Kragen und setzt ihn mit Schwung vor die Tür!

Das war ja beinahe so wie bei Vater in Beuchte! Nur daß der Tritt auf die 4 Buchstaben fehlte! Also, das ist „die hohe Schule“! Plötzlich steht man vor der Tür! – Aber zum langen Nachsinnen ist nicht Zeit, denn da kommt ein Unglücksvogel, der zwar nicht verschlafen hatte, dem aber nach längerer Krankheit seine Mutter das Frühaufstehen versüßen wollte, glücklich, schon hier vor der Türe zu erfahren, wie „der Alte“ heute morgen gelaunt ist. „Gelaunt? Der spuckt heute Gift und Galle!“ – „Aber sag, weshalb flogst du denn raus?“ – „Weiß ich das? Ich wußte nicht, wieviel Sinne der Mensch hat!“

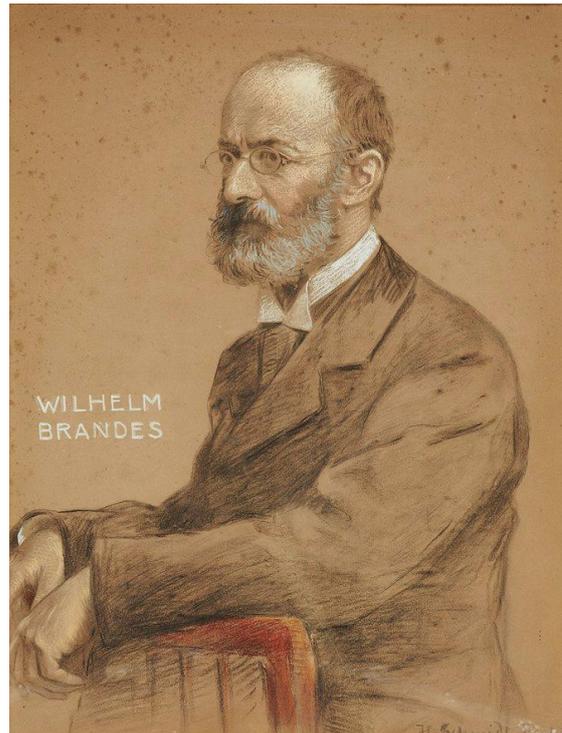
„Fünf hat er doch, das weiß ich bestimmt. Fünf!“ – „Mit son paar Sinnen wag dich bloß nicht unter die Augen des wütenden Mannes! Du bist sofort wieder draußen.“ Nun, er tritt ins Klassenzimmer, und ich springe situationsbewußt vor und sage: „Herr Doktor! Er hat glatt gewußt, daß der Mensch ... 5 Sinne hat!“ – „Und du“, fährt der Lehrer fort, „bist froh, daß du wieder auf deinem Platz sitzt!“ – Ich weiß nicht, ob ich's damals schon dachte, was mein Sohn ein Menschenalter später seinem Ordinarius sagte: „Herr Dr., Sie merken auch alles!“

8. DIE TURNGEMEINDE

Das Gymnasium Wolfenbüttel rühmte sich seit 1828 einer freien deutschen Turngemeinde, die sich in den politisch hochgehenden Zeiten zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eine Bedeutung errungen hatte. Sie wurde nicht von den Lehrern, sondern von den Schülern selbst geleitet, neben welchen die Lehrerschaft sich nur ein Aufsichtsrecht vorbehielt.

Die Leitung lag also in den Händen eines von den Schülern selbst erwählten 1. und 2. Turnwartes, des Tambourmajors und der Vorturner, die nach einem vorangegangenen Examen im Geräteturnen, Kommandieren und Führen einer Turnriege als Vorturner anerkannt und bei Ausflügen und Festen mit großer weißer Mütze und blauweißer Schärpe ausgezeichnet wurden. Auch beim Freiturnen Samstag nachmittags, wo halsbrecherische Übungen geübt und geturnt wurden, hatten sie die Aufsicht, u.a. auch über die schweren Hanteln, die zu 25 Pfd. bis 80 Pfd. im Gebrauch waren. Die kleinen Hanteln reizten uns Untertertiärer natürlich nicht; aber an den 80-pfündigen versuchten wir unsere wachsenden Kräfte und Muskeln zu erproben. Es gelang mir wirklich einmal, die schwere Hantel über den Kopf zu stemmen. Aber meine Rückenmuskel trugen den Schaden davon. Das würde zu einem hinkenden Gang geführt haben, wenn nicht eine meiner prächtigen Pensionstanten monate-, ja, jahrelang die beschädigten Muskeln im Kreuz massiert hätte.

Ein andermal hatte ich beim Freiturnen einen Primaner gebeten, mir an den Ringen einen Schwung zu geben. Der, ein baumlanger Kerl, hängte sich dabei so toll an meinen beiden Beine, daß ich die Ringe nicht mehr festhalten konnte, sondern mit diesem wahnsinnigen Schwung in die Turnhalle flog und bewußtlos weggetragen wurde. Was ich damals noch nicht wußte, glaube ich heute: daß mein Schutzengel mir das Leben erhielt. Genug, die Turnerei war mein Leben! Mein Zimmer schmückten lauter Eichenkränze, die ich mir beim Sedan-Wettturnen – 1,70 m Hochsprung mit Streifen (also genauso groß, wie ich selbst bin), 5,35 m im Weitspringen, 2,65 m im Stabhochspringen, durch Schnelllauf und Spreitzsprung über drei 1,70 m hohe Pferde – wie auch beim Wettswimmen durch Kopfsprung und Tauchen errang. Durch meine gute körperliche Veranlagung war ich dann auch prädestiniert für alle Ämter der Turngemeinde bis zum 1. Turnwart, der jedem dazu Erwählten eine Zwischenstellung zwischen Schülern und Lehrerkollegium, insbesondere zu dem von uns verehrten Schulrat Dr. Wilhelm Brandes, dem Freunde Wilhelm Raabes, gab.



An zwei Feiern sonderlicher Art hatte der 1. Turnwart Beweise seiner Eignung abzulegen: Bei der großen dreitägigen Turnfahrt in den Harz ohne Lehrer und bei dem Turnerball im Herbst jeden Jahres.

1. Die Turnfahrt in den Harz

Man bedenke, welch ein Vertrauen den Vorturnern und besonders dem verantwortlichen 1. Turnwart von der Lehrerschaft entgegengebracht wurde, 60 bis 70 junge Leute von Prima bis Tertia drei Tage lang allein durch den Harz wandern zu lassen und ihnen zuzutrauen, daß sie der Schule keine Unehre durch Zuchtlosigkeit oder Ausschweifungen zufügten!

Das war in der Tat nur dadurch möglich, daß so etwas wie ein bedingungsloser Gehorsam gegen die Turnwarte vorhanden war. Die Turnfahrt war in jedem Jahr ... das große Ereignis. 30–40 km wurden täglich zurückgelegt. Dabei mußten noch außer dem eigenen Gepäck die schweren Trommeln wie die Fahne mitgeführt werden. Ungehorsam war so gut wie ausgeschlossen. Ich erinnere mich in meinen neun Schuljahren nur eines einzigen Falles, daß sich der Turnwart gezwungen sah, einen widerhaarigen Schüler kurzerhand auf die Eisenbahn zu setzen und ihn schmachvoll nach Hause zu schicken. Ging nun die Wanderung durch die Wälder, so marschierte die Turnerschar im „aufgelösten Zuge“, kam man dagegen in Dorf oder Stadt, so hieß es: „Antreten!“ Und dann zog man unter Vorantritt der Musikriege, entfalteter Fahne mit zwei Begleitern, dann der 1. Turnwart, im Gleichschritt nach stets gleichbleibender Art stramm und stolz durch den Ort. Kam dann die frohe Schar nach 3 Tagen zurück, so wurde sie vom Direktor, Lehrer- und Elternschaft von der Bahn abgeholt, wobei die Namen aller aufgerufen wurden. Dann gehörte es einfach „zum guten

Ton“, daß der einzelne bei Aufruf seines Namens das „Hier“ nur mit einem heiseren Gekrächze herauskriegen konnte! Die Stimmen waren einfach weggesungen, weggeschrien! Ja, wir waren schon ... Kerls!! Und am nächsten Morgen brauchten wir erst eine Stunde später zur Schule zu erscheinen. Das war uralte Tradition.

2. Der Turnerball

Hier hatte der 1. Turnwart dafür zu sorgen, daß seine Turner alle tanzen und er selbst die traditionelle Française und Quadrille in Gegenwart des Lehrerkollegiums und der geladenen Damen mit den Eltern kommandieren konnte.

Weil dies alles zu unserer Primanerzeit besonders glücklich verlaufen war, beschloß unsere Oberprima, in der ich auch zum Vorsitzenden des von der Schule erlaubten Primanervereins gewählt war, uns nach bestandenen Examen statt der sonst üblichen Kneipe mit einem Konzert und Abschiedsball zu verabschieden. Das Konzert bestritten wir aus den eigenen musikalischen Kräften, und mit dem Ball schlossen wir unsere schöne freundschafterfüllte

Schulzeit mit einem lichtvollen Festtage, der uns noch einmal mit dem Lehrerkollegium und untereinander aufs herzlichste verband. Während ich als Dame fast immer die mir im Alter nächststehende Schwester einlud, durften die anderen Primaner jeder „seine Flamme“ als Dame einladen. Und ich darf berichten, daß aus meinem Freundeskreise aus dieser ersten Liebe glückliche Ehen hervorgegangen sind. (Habe ich recht berichtet, lieber Otto?) Nun flogen wir alle auseinander, jeder auf seine Universität, die zu seinem Studium das beste bot. Ich ließ mich in Göttingen einschreiben als Student der Theologie.



9. WIE KAM ICH ZUR THEOLOGIE?

Nun, das lag nicht fern! Da nicht nur mein Vater Pastor, sondern auch meine Vorfahren mütterlicherseits, sonderlich unter dem Namen Sattler, hannoversche und braunschweigische Pfarrer nachweislich bis 1575 gewesen sind. Unser ältester Vorfahr war Generalsuperintendent in Helmstedt, später der führende Pastor in Wolfenbüttel, bekannt geworden als Wortführer in dem Abendmahlsstreit über die Ubiquitätslehre Christi, einer Auffassung, der auch ich mit vollem Herze zustimme. Außerdem ist er der Haupturheber der Braunschweiger Liturgie, die gesungen wird, gewesen, die ganz und gar ausklingt in der Anbetung Gottes, in der auch mein ganzes biblisches Leben mitklingt und mitsingt.

Aber wie kam es zur Theologie? Zur Beantwortung dieser Frage muß ich eines väterlichen Freundes gedenken aus dem Wolfenbüttler Lehrerkreise, der mich bei großer Unschlüssigkeit für den Pastorenberuf reklamierte. Unter den Lehrern hatte wir einen entfernt Verwandten, Professor Julius Elster, der mit seinem Fachkollegen, Professor Hans Geitel, an der damals beginnenden Radiumforschung grundlegend beteiligt war. Dieser beider Ruf ging

weit über die Braunschweiger Lande hinaus. Durfte ich doch später als Göttinger Student einmal eine Physikertagung miterleben, bei der unsere „Wolfenbüttler Sterne“ ihre Erfahrungen und Erforschungen den Göttinger Universitätskollegen vorführten! –

Professor Geitel war Junggeselle und lebte im Hauses seines Freundes Elster. Es gab wohl niemand auf der Schule, der etwas Herabsetzendes je über Hans Geitel gesagt hätte. Seine Gestalt ist meiner Erinnerung unauslöschlich eingepägt. Er war ein langer, hagerer Mann, hatte ein stets freundlich lächelndes Gesicht, da es Schwierigkeiten den Schülern gegenüber einfach nicht gab! Seine feinen Gesichtszüge, besonders die Nase, scharf geschnitten. Über dem Mund ein verdeckender Schnurrbart. Lange, grau melierte Kopfhaare schlossen die Rückseite dieses Denkerkopfes mit der hohen Stirn, der, etwas übergebeugt auf langem dürrer Halse ruhte, ab. Heute steht sein Brustbild in Kupfer in der Vorhalle des Gymnasiums.



**Hans-Friedrich Geitel
(1855–1923)**

Dieser bedeutende Mann hatte die Gepflogenheit, sich in den großen Ferien die besten Mathematiker und Physiker in den Harz einzuladen, um mit diesen Bevorrechteten die freien Wochen zu verbringen. Es wäre für mich, der ich nur ein Durchschnittsschüler in seinen Fächern gewesen bin, nie in Frage gekommen, daß ich der hohen Ehre der Einladung nach Voigtslust je würdig gewesen wäre. Und doch wurde es Wirklichkeit!

Als ich in die oberen Klassen kam, hatte mein ältester Bruder das Gymnasium schon durchlaufen. Hinter mir her, 4, 5 Klassen unter mir, drängten meine 3 jüngeren Brüder mir nach. Fünf Flemminge! Das war schon etwas in einer Zeit, wo die modernen Geschäftsleute und Braunschweiger Bauern sich grundsätzlich nur auf 2 Kinder eingestellt hatten!

Nun hatten unsere Eltern, wie ich schon im ersten Kapitel beschrieb, einen selten schönen Verkehr mit dem Wolfenbüttler Oberschulrat Dr. Brandes sowie mit diesen 2 Professoren. Unvergeßliche Fest- und Feierstunden unter der großen Kastanie vor unserem alten Pfarrhause waren uns mit diesen Geistesheroen beschieden, wobei uns Jungens die Aufgabe zufiel, die vornehmen Herren im Eselswagen von der Bahn abzuholen. So bildete sich eine herzliche Freundschaft, besonders zwischen unserer Mutter und Prof. Geitel, heraus. Launige Verse flogen von hüben und drüben, besonders seit der große Naturwissenschaftler auf den schönen Gedanken gekommen war, das „F“ unseres Namens zu streichen und das Beuchter Pfarrhaus als Lieferant ungemessener Scharen von ... „Lemmingen“ zu feiern.



**Lemming
(Foto: Argus fin/Wikimedia Commons)**

Nun hatten unsere Eltern, wie ich schon im ersten Kapitel beschrieb, einen selten schönen Verkehr mit dem Wolfenbüttler Oberschulrat Dr. Brandes sowie mit diesen 2 Professoren. Unvergeßliche Fest- und Feierstunden unter der großen Kastanie vor unserem alten Pfarrhause waren uns mit diesen Geistesheroen beschieden, wobei uns Jungens die Aufgabe zufiel, die vornehmen Herren im Eselswagen von der Bahn abzuholen. So bildete sich eine herzliche Freundschaft, besonders zwischen unserer Mutter und Prof. Geitel, heraus. Launige Verse flogen von hüben und drüben, besonders seit der große Naturwissenschaftler auf den schönen Gedanken gekommen war, das „F“ unseres Namens zu streichen und das Beuchter Pfarrhaus als Lieferant ungemessener Scharen von ... „Lemmingen“ zu feiern.

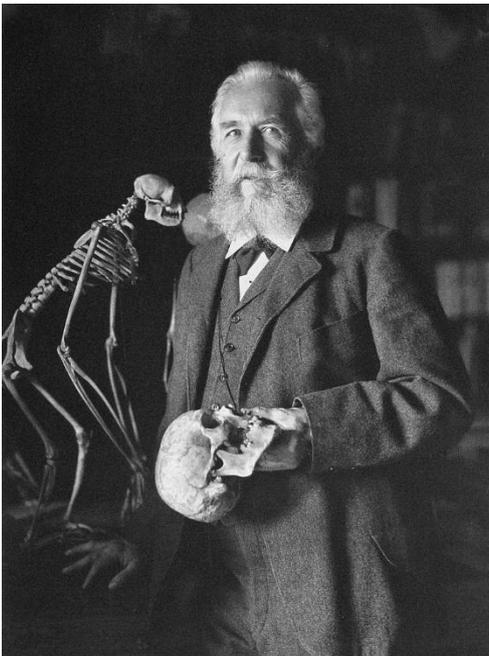
Wissen meine Leser etwas von der Naturgeschichte der Lemminge? Das ist eine Art Nagetiere, ähnlich dem Hamster, die in Skandinavien in unzählbaren Massen sich auf die Wanderschaft begeben und auf ihren Zügen durch ihre Menge Land und Volk bedrohen.

Nun, das war ein Vergleich, aus dem sich etwas machen ließ! Massen, bedrohlich für Stadt und Land und erst recht für ein Wolfenbüttler Gymnasium! So erinnere ich mich, daß unsere Mutter auf ein solches Lemmingspoem des humorvollen Professors ihm ein Sofakissen stickte mit einer unzählbaren Lemmingsherde, auf dem jener fortan sein Mittagsschläfchen hielt.

Aus alledem wird verständlich werden, daß ich gegen alle Regeln der „mathematisch-physikalischen“ Ferienordnung durch eine Einladung in die Harzberge auserkoren wurde, ja, daß diese so entstandene Freundschaft sich vertiefte dadurch, daß mir der Professor der Physik einen Dienst tun sollte, der sonst wohl dem Religionslehrer zugefallen wäre.

+ + +

Damals hatte Prof. Ernst Haeckel die höchste Stufe seines Ruhms erklommen. Sein Buch „Die Welträtsel“ war in aller Munde und Tagesgespräch in der Prima. Soviel ich mich



Ernst Haeckel (1834–1919)

erinnere, waren unsere Religionslehrer bis auf einen mehr oder weniger fehl am Platze. Die seminaristisch vorgebildeten waren nichts als „Pauker“ in des Wortes übler Bedeutung. Und von den unterrichtenden Pastoren war der eine ein amüsanter Original, dem wir seine Bonmots, Gesten und Redensarten als belustigendes Schülergespräch nachäfften: „Appö! Ich schlage Sie gleich mitter Bibel uffen Kopp!“ Der andere war in Sprache und Haltung unnatürlich, geziert und deshalb jedem Schülerideal unannehmbar. Der Dritte, noch ein Vikar, ein sehr kluger Kopf; aber für jedes natürliche Schülerempfinden so geschraubt, feierlich und gegenwartsfern, so daß in der Oberprima die Religionsstunden eigentlich nur darin bestanden, Schwierigkeiten der Bibel und des Glaubens ihm „treuherzig“ vorzutragen, um den nur wenige Jahre Älteren ... „reinzulegen“. Denk' ich heute zurück, so herrschte in der Prima gegen die Religion geradezu eine offene Kampf Stimmung. Ich erinnere mich der Pausengespräche über die Bibel in

jenen Jahren. Mit diabolischem Haß und Verachtung wurde z.B. die althehrwürdige Sprache der Bibel verhöhnt („verhohnepipelt“ sagte man damals).

„Mensch, rede doch bloß nicht von Religion! Ich ertrage es nicht! Ist ja doch alles Mumpitz. Wie kann man bloß noch zur Kirche gehen?! Nichts als Verdummungsanstalt! Sieh dir die Pastoren an! Ja, die Pfarre, die Pfründe, die macht's! Glauben tun sie ja selbst nicht, was sie predigen!“

In diesen überheblichen Schülerzorn schneite Haeckels Buch wie eine Erlösung hinein! Ja, da stand es ja von diesem bedeutenden Wissenschaftler bewiesen, was jeder selbstbewußte Primaner schon längst zu seiner Meinung erhoben hatte: Die These von der Jungfrauen geburt war entlarvt als Märchen: Großartig! –

Ich schreibe noch heute aus dem Gedächtnis nieder, was in Haeckels berühmten Buche als „wissenschaftlich bewiesener“ Satz stand:

„Josephus Pandera, der Hauptmann der kalabresischen Legion, verführte Mirjam von Nazareth, die Braut des Josephus, und erzeugte Jesus, den sie Christus nannten.“ Damit war die Bibel ihres Nimbus der Unfehlbarkeit beraubt.

Das brachte mich, der ich Pastor werden wollte, in große Gewissensnot. Ein Pastor ist doch wirklich nur ein Pastor, wenn er die Bibel voll vertreten kann. Wie aber sollte ich am kirchlichen Bibeldogma festhalten können im Gegensatz zu diesem „wissenschaftlichen Beweis“? Da erschien mir mein künftiger Beruf unhaltbar! Ich wußte, was ich meinen Eltern damit antat, wenn ich gleich wie mein älterer Bruder vom Theologiestudium Abstand nahm. Aber unehrlich wollte ich nicht sein! An wen sollte ich mich in meiner Not wenden? Was meine Eltern mir raten würden, was wußte ich im voraus. Einen Vertrauten an der Schule hatte ich nicht. Da sprang mir plötzlich der verwegene Gedanke ins Hirn: Sprich dich aus mit Hans Geitel!

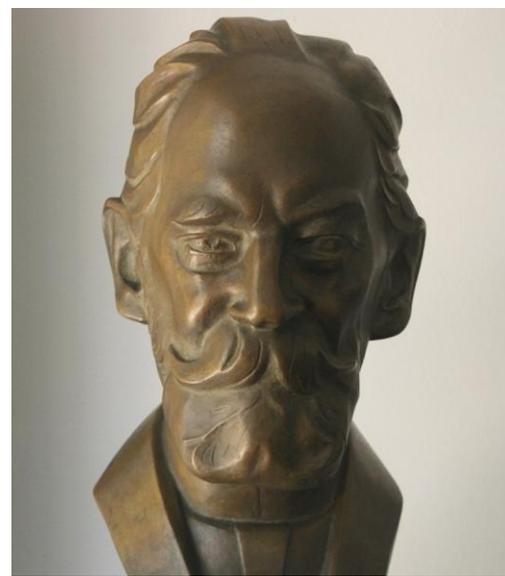
Es ist mir dies ein sehr schwerer Weg geworden. Ihr wißt, Tränen kamen nur als „Abschiedstränen“ in Frage. Aber diese, meine ganze Zukunft in Frage stellende wissenschaftliche Entdeckung Haeckels hat mir doch im Gespräch mit dem verehrten Manne das Wasser in die Augen getrieben. Aber was sagte Hans Geitel zu meinem Entschluß, auf die Theologie zu verzichten? „Lieber Hugo! Wenn du es nicht mehr wagst, um Haeckels willen Theologie zu studieren, so tue es auf meine Verantwortung! Denn ich bin überzeugt, wie sich Haeckel manche Fehlurteile in unserem Fache der Physik hat zuschulden kommen lassen, so hat er auch von eurer biblischen Wissenschaft keine Ahnung! Und an seine Gewährsmänner glaube ich nicht! Gehe getrosten Mutes nach Göttingen und studiere ... Theologie!“

Die Sicherheit dieses großen Mannes gab mir den Mut zur Theologie zurück, zumal durch die Wissenschaft bald herausgestellt wurde, daß alle Anwürfe wider die Jungfrauen-Geburt schon von dem haßerfüllten Christentumsgegner Celsus am Ende des zweiten Jahrhunderts stammten.

+ + +

So eilte unsere schöne Schulzeit ungetrübt dem Ende zu. Das Verhältnis unserer Oberprima zum Direktor wie zum Lehrerkollegium war – je länger, desto mehr – ein selten herzliches, ja geradezu freundschaftliches, gekrönt durch das Abiturienten-Examen, das von allen bestanden wurde. Abschiedsbesuche und Festfeiern ließen den stolzen Mulus⁴ das Glück durchkosten, von allen geliebt und geachtet zu sein. Als dann uns unser Schulrat in der Abschiedsrede das schöne Wort aus dem Faust mitgab: „Wer immer stehend sich bemüht, den können wir erlösen“, da war wohl keiner in unserer Freundeskreise, der nicht die stolze Hoffnung hatte: Auch du gehörst zu den strebend sich Bemühenden, du wirst es bestimmt schaffen! – So zogen wir im Rückblick auf eine reine, unendlich glückhafte und befriedigende Schülerzeit siegbewußt, fast siegesgewiß in unsere freien Studentenjahre hinein – und ich froh meines erwählten Berufes! Daß aber Gott ganz anders über mich dachte als ich in meinem stolzen Selbstbewußtsein, werden die folgenden Kapitel erhärten.

⁴ Mulus – frischgebackener Abiturient in der Zeit zwischen Schulabschluß und Studienbeginn



**Geitel-Büste im
Wolfenbüttler Gymnasium
(Foto: Evergreen68, CC BY-SA 4.0)**

II. KAPITEL

10. MEIN WELTLEBEN

Diese Überschrift bedarf der Erläuterung. Der Kirchlich-Religiöse versteht etwas anderes darunter als der Edelmensch. Der Gemeinschaftsmann etwas anderes als der Gesetzesmensch. Ich gebrauche das Wort hier in streng neutestamentlichem Sinne, also im Gegensatz zum „theozentrischen Leben in Gott“. Oder noch stärker geprägt: Als Gegensatz zu dem von Paulus geprägten Stichwort: „In Christo sein“.

Also soll in der Darstellung meines Weltlebens nicht gesagt sein, ich hätte ein Leben in Fressen und Saufen, in Rauchen und Kinobesuch, in Streit, Zank und Neid geführt. Das hat mir wie jedem Edelmenschen in allen Stufen meines Lebens ferngelegen, sondern unter dem Titel „Mein Weltleben“ will ich nur sagen: Ich lebte nicht in Gott, nicht in Christo, sondern in meinen liebenswerten Berufszielen und Wünschen, wobei ich alles ausschied und vermied, was nicht zu meinem ideal gefaßten Pastorenberuf gehörte. Dabei erlaubte mir aber das Studium der Theologie alles an Kunst und Musik, an Freundschaft und Kameradschaft, an Reisen und Sehenswürdigkeiten, was meinem Lebensziele nicht im Wege stand.

So wird bei der Darstellung der nun vor mir liegenden Militärzeit, Studien-, Kandidat- und Lehrerzeit, als Prädikant und in stiller Lernzeit für die Examina, vielleicht auch manchem meiner Lesergemeinde klar werden dürfen, ob er selbst ein Weltleben gehabt hat oder gar jetzt noch führt. Das soll Sinn und Aufgabe dieses zweiten Kapitels meiner Lebenserinnerungen sein.

11. DIE MILITÄRZEIT

Im feuchtfröhlichen Primanerverein sangen wir oft den stolzen Reim: „Wer Primas Höhe hat erreicht, dem ist schon der Weg in die Welt gezeigt.“ Mit Minderwertigkeitskomplexen gab sich – soviel ich heute rückblickend beurteilen kann – keiner von uns ab. Nach 30 Jahren sahen wir uns einmal alle wieder in der geliebten Schulstadt Wolfenbüttel. Da nahmen meine damaligen Kameraden im Braunschweiger Staat in den Ministerien, in der Finanz, im Schulwesen und Ärztestand die führenden Plätze ein. Also taugt das Selbstbewußtsein ohne Frage zu irdischem Vorwärtskommen!

Aber ich wollte doch Pastor werden. Taugt's auch zu diesem Beruf? Gewiß, um ein angesehener Redner auf einer großstädtischen oder gar fürstlichen Kanzel zu werden, ist das Selbstbewußtsein keine ungünstige Vorbedingung. Wer sich selbst etwas zutraut, bringt auch in diesem Berufe gewiß etwas Namhaftes vor sich.

Aber meine Lebenslinie sollte ja die Seelsorge werden; Dazu paßt Selbstbewußtsein wie ... die Faust aufs Auge! Da ist das Selbstbewußtsein die eine, jeden Weg Gottes verbauende Mauer; denn das Selbstbewußtsein dreht sich doch naturgemäß um sich selbst. Die Seelsorge aber soll doch immer die Seele des anderen umfassen. Wie konnte mich Gott herunterkriegen von der Höhe des stolzen „Araberhengstes“, mit dem ich in die Zukunft reiten wollte? Wie wollte Er es anstellen, daß ich in der Nachfolge Jesu auf das „schlichte

Eselein“ nach Matth. 21,5 paßte? Heute werden alle verständigen Leser mit mir einverstanden sein, wenn ich sage: Er mußte mit der ganzen Skala der Schwierigkeiten mir in den Weg treten, die mein Selbstbewußtsein erschüttern und beseitigen konnte! Und ... das hat er Er getan! Statt der liebevoll anerkennenden Menschen der Schulzeit schickte Er mir von nun an nichts als kritische Vorgesetzte und Vorarbeiter. Statt Anerkennung Verkleinerung; statt Aufmunterung Rückschläge, statt Erfolge Mißerfolge!

Oder wozu braucht der Erfolgreiche ... Gott? Er selbst meistert doch jede Lebenslage! Religion ist doch nur etwas für Leute, „die einen Knacks haben“, wie mir einmal ein theologischer Vorgesetzter sagte. Darin besteht nun die Aufgabe, meine jetzt folgenden Welt- und Wanderjahre zu schildern, wie ich diesen durchaus notwendigen, die religiöse Abhängigkeit von Gott, das Angebundensein an Gott – denn das ist doch der eigentliche Sinn des lateinischen Verbums religare = anbinden – den „religiösen Knacks“ bekam, zunächst in der Militärzeit.

+ + +

Welch ein Unterschied ist es, ob man in einen neuen Pflichtenkreis kritisch, seufzend, sorgenvoll eintritt oder mit frischer Hingabe und Freudigkeit! Das habe ich an keiner Stelle meines langen Lebens überzeugender erfahren als beim Antritt meiner Militärzeit. Seit den

Tagen des „Alten Fritz“ wußte jeder deutsche Jüngling, daß aus dem Soldaten das letzte herausgeholt wird, was im Menschen drin sitzt. Keiner malt sich „blauen Dunst“ vor, daß es ihm besser ergehen werde als den anderen vor ihm, deren Schauergeschichten in seinen Ohren summen.

Da standen wir als 70 Einjährige⁵ auf dem Kasernenhof in Göttingen, bunt zusammengewürfelt zwischen 18 und 26 Jahren: die einen schon aus dem Berufsleben kommend, die anderen nach eben bestandenem Ein-

jährigen-Schulexamen oder Abitur. Ich wurde mit 5 anderen Kameraden der 6. Kompanie zugeteilt. Man sah uns mitleidig an, daß wir in die Hände des schlimmsten Hauptmanns und des „gemeinsten Feldwebels“ kommen würden! Das erste Wort der Begrüßung von unserem Hauptmann war dies: „Meine Herren! Ich hasse die Einrichtung der Einjährigen-Dienstzeit, denn sie stört den ruhigen Aufbau und die Ordnung der Kompanie. Merken Sie sich das!! Wegtreten!“ Zum letzten Male waren wir als Zivilleute mit „Herr“ angeredet worden; der „Herr“ wurde uns jetzt gewaltsam ausgetrieben und das Militärkleid „verpaßt“.

Der Kammer-Unteroffizier versuchte, den „Herren Einjährigen“ seine schlechtesten, abgeschabtesten Kleider anzudrehen. Sollten die infamen Einjährigen, die sich Extra-Zeug leisten durften, den Staat auch noch um sein anständiges Kleidermaterial bringen? Für „diese Kerls“ war der geflickte Rock gerade noch gut genug! Die Hose war mir schon zugeteilt; aber einen anständigen Rock konnte mir der Unteroffizier in seiner Fürsorge für den Staat nicht geben

⁵ Bis zum Ersten Weltkrieg bezeichnete man diejenigen als Einjährige, die aufgrund ihrer Schulbildung (Mittlere Reife oder Abitur) nur ein Jahr lang aktiv ihren Wehrdienst abzuleisten brauchten.

und schickte mich nach langem Warten ohne Rock fort. Da begegnete mir der gefürchtete Hauptmann und schnauzte mich an, daß es über den weiten Kasernenhof schallte: „Kann mir schon denken, was Sie für ein wählerischer Prinz sind! Ihre Flausen werde ich Ihnen bald austreiben. Scheren Sie sich noch einmal auf die Kammer; der erste Rock, der Ihnen verpaßt wird, ist für Sie gerade gut genug. Sie! Sie!! Sie!!!“

In dieser Spannung mit dem Hauptmann bin ich bis zum letzten Tag meiner Dienstzeit geblieben. – War der Hauptmann brutal und eigentlich stets ärgerlich, weil er in seinen wenigen Dienststunden den Rausch nächtlicher Gelage austoben mußte, so war die Kompagnie-Mutter, „der Feldwebel“, wie der Soldatenmund zu sagen pflegte, „ein gemeiner Hund“. Wir hatten ja Schulbildung, er aber nicht. Das war und blieb der unauslöschliche Gegensatz. Wo er konnte, ließ er uns seine Überlegenheit fühlen. Klopfen wir an seine Tür, so überhörte er es; und wir mußten vor der Tür warten, warten, warten! War es endlich geglückt einzutreten, so mußten wir die Hacken laut vernehmlich „zusammenreißen“ und solange unbeweglich in voller Anspannung stehen, bis er seine Sache fertiggeschrieben hatte. Dann geruhte er, einen forschenden Blick auf uns zu werfen, ob wir auch noch „stramm genug“ standen, ließ uns wohl noch 5 Minuten weiter in dieser Stellung beharren, bis er endlich, scheinbar freundlich, milde und leise flüsterte: „Rühren!“ Das war die rechte Schleifanstalt! Jeder Persönlichkeitswert wurde abgeschliffen! Nummern waren wir geworden. Ich führte die Nummer meines Gewehr's Nr. 37. – Gleichwohl ... großartig! So wurden Hunderttausende zu einer Willenseinheit zusammengefügt, die einer Welt von Feinden trotzen konnte.

Nach etwa 2 Monaten Einzeldrill dieser 70 Einjährigen wurden wir endgültig in die Kompagnien verteilt. Gleich in den ersten Tagen hatte ich folgenden Zusammenstoß mit meinem Hauptmann: Wir sollten das erste Nachtgefecht miterleben. Der Hauptmann saß schwer und unsoldatisch auf seinem armen Pferde. Wo er hinkam unter die breit auseinandergezogenen Gruppen, krachte und donnerte es. Die üblen Folgen des Alkohols wurden ausgetobt.

Da schreit er aus 50 Meter Entfernung vom hohen Roß herunter: „Der Einjährige rührt! Feldwebel, schreiben Sie den Kerl auf; der hat noch kein Stillstehen gelernt!“ Er deutet mit dem gezogenen Säbel auf meine Gruppe hin. Daß ich gemeint sein könne, kam mir nicht in den Sinn; denn unter den Einjährigen war ich oft als Muster beim Marschieren und Beinerwerfen, beim Turnen und Fechten hervorgezogen. „Feldwebel! Der Einjährige rührt fort-dauernd!“, schreit der Hauptmann in wütendem Zorn, sprengt mit hochgeschwungenem Säbel auf mich zu, daß er sein Pferd im letzten Augenblick noch hochreißen muß, und ich glaubte, daß der Schlag auf mich niedersauste: „Mensch!“, schrie er krebsrot, „Sie haben mit den Augenwimpern gerührt! Sie haben keine Ahnung vom militärischen Drill!“

Ja, das hatte mir noch kein Vorgesetzter gesagt, daß beim „Stillgestanden“ auch die Augenwimpern zu stehen und erstarren hatten. Aber das lernte ich in dieser „Schulstunde“.

Wie schwer aber das ist, erlebte ich mehrere Wochen später nach einem fünfstündigen Marsch bei 30° Hitze, während die anderen Kompagnien Kasernendienst hatten. Wir aber mußten hinaus mit „gepacktem Affen“ (Ziegelstein im Tornister). Todmüde kehrt die Kompagnie in der Mittagssonne zurück. Andere Kompagnieführer ließen in einem solchen Falle, zugweise vor der Kaserne anlangend, sofort „wegtreten“. Unser Tyrann aber dachte nicht daran. Jetzt ließ er die völlig erschöpfte Mannschaft in der grellen Sonne „stillstehen“ üben. Da liefen sehr bald von den Zugführern die Meldungen ein: „In meinem Zuge 3 Mann

umgefallen.“ Antwort: „Wegtragen lassen!“ Aus dem zweiten Zuge stürzten 2, aus dem ersten Zuge einer. Wütend tobt er: „Auf die Revierstube mit den Krummstiebeln.“ Das war das schlimmste Scheltwort, das die ganze Verachtung der Menschlichkeit zum Ausdruck brachte. Mir lief der Schweiß über meine schwachen Augenbrauen in die Augen, aber meine Augenlider versagten nicht; sie hatten das „Stillgestanden“ gelernt.

Meine Leser! Anstrengungen und Kräfte, die man von einem Soldatenpferd, das um seines Wertes geschont werden muß, nicht verlangen darf, erwartete man vom Menschenmaterial. Menschen waren Nummern. Verlangst du von ihnen das Unmögliche – sie werden das Unmögliche leisten! –

+ + +

Doch zurück zum Nachtgefecht! Ich bin zweiter Verbindungsmann zwischen der Zugspitze und dem dritten Verbindungsmann von der Kompanie. Mein Vordermann, dicht hinter der Spitze, ist ein „alter Mann“, der seine 2 Jahre bald herum hat. Die „alten Leute“ sind gerissene Kerls. Sie verstehen sich zu drücken, wo es irgend möglich ist. War es doch ein geflügeltes Wort geworden, was über den Wasserhähnen auf dem Kasernenhof stand: „Nur drücken“. Ja, dies war nächst der Parole „Heimat“ die wichtigste des Soldatenstandes!

Also der gerissene Verbindungsmann vor mir dachte: „Das Hin- und Herlaufen kann der ‚infame Einjährige‘ besorgen!“ Er trottete gemächlich hinter der Spitze, die in einen Buschwald eingetreten war, her und ließ mich vorwärts und rückwärts springen. Doch bald war mir die Verbindung in der Dunkelheit nach beiden Seiten verlorengegangen. Um sie wieder herstellen zu können, lief ich am Waldrande entlang, um schnell wieder ins Verborgene hineinzuspringen. Der mir folgende Verbindungsmann hatte aber nur das Am-Waldrande-entlang-Springen bemerkt. Also, er hinter mir her und hinter ihm die Kompanie. Die aber tritt nur eben aus dem Waldesdunkel heraus, als sie von einem tollen Feuer empfangen wird, d.h. im Ernstfall sofort aufgerieben wäre.

Nun entlud sich ein ungeheures Donnerwetter. Der „alte Kerl“ war unschuldig wie ein junges Lamm; er hatte die Spitze im Auge behalten müssen und war ihr stets in Sichtweite gefolgt: „Einjähriger Flemming, wie kam es, daß Sie aus dem Walde heraustraten und die Kompanie auf den Waldweg führten?“ – „Ich hatte den Verbindungsmann aus den Augen verloren und hoffte, durch kurzes Vorwärtslaufen am Waldrande ihn wieder einzuholen und dann wieder im Walde zu verschwinden!“

Nun prasselte es auf mich nieder: „Das ganze Nachtgefecht verdorben! 3 Tage Mittelarrest!“

Die Kompanie bildet Marschformation und der Rückweg wird angetreten. Das Lied vom „Vater Philipp“ wird angestimmt; mein Name eingesetzt und mein „Dienst im Karzer bei Wasser und Brot“ besungen.

Auf dem langen, dunklen Heimmarsche galt es, mein Soldatenideal zu begraben. Mit dem Offizier der Reserve, wohin mich selbstverständlich mein Ehrgeiz drängte, war es vorbei! Was hatte mir mein Dienstfeifer, mein Idealismus, meine vorbildliche Haltung nach jeder Seite hin eingetragen? Nichts, nichts! Dickfellig werden wie die anderen! Sich drücken, wo man nur kann, das ist Soldatenklugheit! –

Diese Resignation auf mein Militär-Ideal dauerte aber nur etwa zwei Marschstunden. Kurz vor Göttingen erklingt vom Pferde herab ganz unerwartet ein scharfes „Halt“ durch die

Dunkelheit. Wir rücken dicht auf und hören folgendes unerwartete Wort: „Hab’s mir noch einmal überlegt! Flemmings Mittelarrest – wird gestrichen!“



Infanteriegewehr 88
(Foto: Armémuseum/Schweden CC BY-SA 4.0)

Meine Freude! Wie dieser Umschwung bei dem rücksichtslosen Mann kommen konnte, dafür hatte ich damals nicht die geringste Erklärung. Es blieb für mich ein unlösbares Wunder. Denn ein Bittgebet für derartige Fälle kannte ich damals noch nicht. Den großen, allmächtigen Gott in meine persönlichen Nöte

und Schmerzen hineinzuziehen, hätte ich noch nicht gewagt. Heute weiß ich, daß mein Schutzengel, an den ich fest glaube, mir auf Befehl unseres Königs diesen Dienst bei dem unbeeinflussbaren Hauptmann tun mußte, damit ich aus der Welt des Zufalls hineinwachsen sollte in die Welt der göttlichen Leitung, in der kein Sperling vom Dache und kein Haar vom Menschenhaupte fällt – ohne Gottes Willen.

+ + +

Zum Manöver! Die Kaserne liegt hinter uns. Wir marschieren zum Bahnhof mit schwerem Schritt. Vor mir steht die bange Frage: „Wirst du es mit dieser Last das ganze Manöver durchhalten?“ Das schwere Gewehr (Mo. 88), das Seitengewehr, das Schanzgerät, die gefüllten Patronentaschen, die Feldflasche, mit Eßgeräten und der Wäsche! Und was sonst noch vorgeschrieben war. Um den Tornister herum die schwere Zeltbahn und auf dem Kopf die Pickelhaube. – „Diese Last schleppst du kaum bis zum Bahnhof und sollst damit Sprünge machen auf losem Ackerfeld und Sturm laufen auf feindliche Höhen? Unmöglich!“

Nein! Eben nicht unmöglich! Denn die anderen müssen es ja auch, und was die können, kannst du schon längst! Also los und ... mitgesungen: „Muß ich denn, muß i denn zum Städelein hinaus.“

Wahrhaftig! Das Militär war uns eine Schule zum Möglichmachen des Unmöglichen! Wir haben gelernt, mit dieser Bepackung auf dem Sturzacker zu laufen und Hurra zu schreien. Und wenn wir abends todmüde – der Soldat sagt „hundemüde“ – ins Quartier marschierten und nicht mehr ... „kriechen“ konnten, dann stand an einer Straßenecke die Militärmusik und spielte unseren Parademarsch. Dann konnten wir unter „Augen rechts“ auf den General oder Kommandeur die „Beine schmeißen und die krummen Knochen lang strecken“, als wären wir gerade aus den Betten gekrochen! Wo wäre eine Schule, in der man derartiges besser hätte lernen können als beim preußischen Kommiß!? „Da tritt kein anderer für ihn ein! Auf sich selber steht er dann ganz allein!“⁶

+ + +

⁶ Aus Friedrich von Schillers „Reiterlied“

12. MANÖVERLEIDEN

Der Exerzierplatz unserer Brigade lag im Bezirk Erfurt. Zwei Stunden dauerte täglich unser Anmarsch und zwei Stunden ging es am Abend wieder zurück. Wir Infanteristen marschierten auf dem Pflaster der großen Heerstraße. Die Kavallerie und die Artillerie zogen neben uns auf den weichen, sandigen tief aufgewühlten Sommerwegen. Über den langen Kolonnen bildet sich – je länger, desto mehr – eine dicke undurchdringliche Staubwolke, so daß wir abends schweißtriefend, um Augen, Nase und Mund schmutzig bis zur Unkenntlichkeit entstellt, ins Quartier kamen.

Da hat es mich an einem freien Samstagnachmittag zur Badeanstalt getrieben, um wieder einmal Mensch zu werden. Das Wasser des Bassins war abgelassen, so daß die sonst unter Wasser stehenden Stufen der Treppe sehr glitschig waren. So landete ich, ehe ich mich versah, unten im seichten Wasser, wobei ich mir meine Zehen an der Eisenstange des Geländers stark verletzte.

Mich krank melden? Das hätte meine erhoffte Beförderung zum Gefreiten so gut wie unmöglich gemacht. Also weitergemacht: täglich zwei Marschstunden zum Truppenübungsplatz hin, exerzieren im großen Verbände, stürmen durchs Gelände und am Abend die zwei Wegstunden zurück mit den verstauchten Zehen. Wenn man nicht gehen kann, so kann man

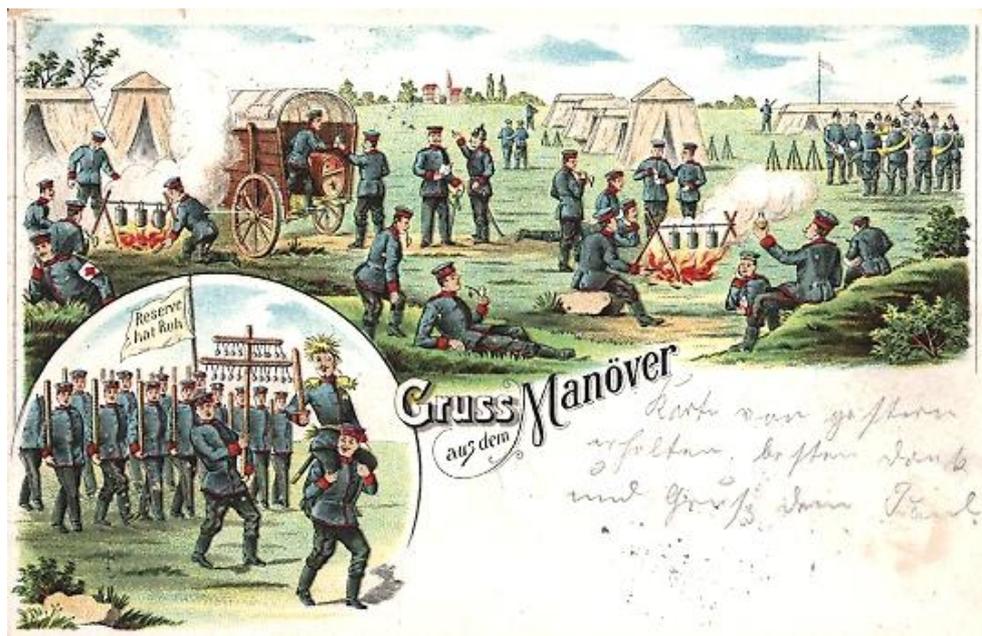
doch humpeln. Und sollte nicht auch der Parade-marsch mit vor Schmerzen zusammengebissenen Zähnen überstanden werden können? Sobald ich heimkam, kühlten und pflegten mich meine besorgten Quartiersleute aufs freundlichste.

Da wird für unsere Kompanie Fußappell angesetzt. O weh! Jetzt kommt's heraus! Meine Geschwulst wird dem schlimmen Hauptmann gemeldet. Ihm was vorlügen, ich hätte es beim Marsch

bekommen? Wer käme an solchen Fluchtgedanken vorbei? Nein, ich erzähle von meinem Wunsch nach dem Bade, meinem Abgleiten auf der Treppe und der Verletzung.

„Natürlich wieder so'n Einjähriger! Diese Kerls haben immer besondere Wünsche. Wie kommen Sie unverschämter Federfuchser dazu ohne zu fragen zu baden?“ Antwort: „Ich hatte nach dem täglichen Marsch im Staub das Bedürfnis dazu.“ – „Hören Sie, Feldweibel! Diese Einjährigen haben nicht als Bedürfnisse! Muß der Kerl krankgeschrieben werden, kommt er diesmal um seine drei Tage bei Wasser und Brot nicht herum! Verstanden!“

Der Kerl mußte sich nicht krankschreiben lassen. Er humpelte und tippelte Tag für Tag mit seinen Schmerzen zum Truppenübungsplatz hin und zurück und nahm an allen Übungen teil. Auch diesmal entging ich dem drohenden Mittelarrest!



Damals wußte ich noch nicht, daß es wiederum Gottes Freundlichkeit war, der mir den Wunsch zum Reserveoffizier nicht verbauen wollte, sondern offenhielt, bis ich selbst von innen heraus davon Abstand nahm.

Ich habe den Kampf um mein militärisches Ideal bis zum Schluß siegreich durchfechten dürfen. Während die fünf anderen Einjährigen unserer sechsten Kompagnie des schönen Vorzuges, außerhalb der Kaserne im eigenen Zimmer wohnen zu dürfen, um irgend eines kleinen Versehens willen beraubt und in der Kaserne in eine Mannschaftsstube verpflanzt wurden, schenkte Gott es mir, ohne daß ich damals schon Seine Güte erkannte hätte, bis zuletzt in meinem Privatquartier bleiben und zum Schluß stolz mit den Unteroffizierstressen die Parole „Heimat“ erleben zu dürfen.

13. RELIGIÖSE PFLICHTEN DES SOLDATEN

Meine erste Unteroffiziersübung machte ich in Hannover. Hier erlebte ich etwas Erstaunliches an mir selbst. Ich war damals schon Kandidat der Theologie und sollte einen Amtsbruder in der Predigt vertreten. Die Äußerlichkeiten des Dienstes aber hatten mich völlig unfähig gemacht, mich für den Predigtdienst umzustellen. Ich mußte schlicht absagen. So wird es jetzt verständlich werden, wenn ich von hier aus etwas über die religiösen Bedürfnisse des jungen Soldaten niederschreibe.

Wir sind zum Gottesdienst angetreten, stehen vor unseren Stuben auf dem Korridor und warten auf das Kommando: „Zum Kirchgang draußen antreten!“ Bis dahin wird die Uniform noch einmal einer genauen Besichtigung unterzogen, ob die Knöpfe ordentlich geputzt sind und die Stiefel glänzen – und vor allem das Koppelschloß! Nun, das mußte ja ein ganz besonderes „Dreckschwein“ sein, das zum Kirchgang das Koppelschloß, auf dem noch immer der alte Wahlspruch „Mit Gott für König und Vaterland“ stand, nicht sonnenglänzend geputzt hatte.

Wir hatten einen prächtigen Unteroffizier, Lehrersohn, der die Korporalschaft führte. Der trat dicht vor jeden der angetretenen Soldaten hin und fragte leise mit undurchdringlicher Miene: „Sag, betest du noch?“ – Er fing beim rechten Flügelmann an und nahm, ohne einen Gesichtsmuskel zu verziehen, das grinsende Nein entgegen und war so bis zum kleinsten Mann gekommen. Der, ein ausgekochter Witzbold, antwortete mit einem laut-lustigen „Ja!“, worauf die ganze Korporalschaft mit einem schallenden Gelächter antwortete. Der Unteroffizier hatte dabei bestimmt nichts Böses im Sinne. Aber das Gebet war durch diese Szene erledigt.

Ein anderes Mal vor dem Kirchgang. Der Feldwebel steht vor der angetretenen Kompagnie: „Kompagnie herhören! Heute ist nach dem Gottesdienst Abendmahl angesetzt. Der Regimentschef meint, 13 von unseren 130 Soldaten werden an der Feier teilnehmen. Wer meldet sich freiwillig?“ Alles schweigt! –

„Was! Habt Ihr nicht verstanden, was unser Kommandeur meint, daß sich 13 freiwillig melden?“ Noch einmal mit drohender Stimme: „Wer meldet sich freiwillig?“ Eisiges Schweigen!

Die Zornesröte steigt ihm über den Hals in das Gesicht: „So, dann werde ich die aussuchen, die sich freiwillig melden.“

Da entdeckt er einen, der beim Zapfenstreich nicht vor seinem Spind stand. „Was, du Räuber, hast dich noch nicht gemeldet? Scher dich rechts raus zum Abendmahl! Und du, Wilddieb, du hast auf dem Schießstand an der Scheibe vorbeigeschossen? Bis du noch nicht bei den Abendmahlsleuten? Und du, Dreckschwein, du hattest bei der Besichtigung keine Zahnbürste. Spritz' bloß schleunigst zu den anderen Drecklummeln!“ So hatte er bald die 13 Sünder zusammen, die für das Abendmahl reif waren.

Und beim Abendmahl selbst? Da hat mir doch schon damals das Herz wehgetan! Auf der einen Seite des Altars bekamen wir das Brot, mußten dann hinter dem Altar auf die andere Seite treten, um den Wein in Empfang zu nehmen. Und hinter dem Altar wurden Witze gemacht!

Versteht mich bitte: Das Militär ist doch nichts als ein Ausschnitt aus dem Volksganzen. Wir waren ein Stück deutscher Jugend im hoffnungsvollen Lebensalter. Als Schüler und Student bin ich nur einem bibelgläubigen Studenten begegnet, der uns „unnüchtern“ erschien, weil er sich offen zu Gott und Jesus bekannte. Und in solcher Gottesferne nun ins Berufsleben, in die Ehe hinein! Konnte sich Gott derartiges gefallen lassen? Konnte er dazu schweigen? Die Weltkriege mußten kommen, vernichtend, wie sie gekommen sind! –

Waren es auch vorwiegend finanzielle Gründe, die mich bewegten, auf den Reserveoffizier zu verzichten, so doch auch diese Erlebnisse der Soldatenpsyche. Sie waren auch der Grund, einen Ruf als Militärpfarrer abzulehnen, denn in der Vollkraft seines Lebens – wer ist da schon bereit, vor dem Schwächeerlebnis Gott gegenüber die Waffen zu strecken? Ich hatte es damals ja selbst noch nicht getan! Diese schmerzliche Anklage führt mich nun zum Bericht über meine eigene Entwicklung auf Gott hin.

14. VERSUCHUNGEN

Durch keine andere Art von Büchern glaube ich soviel innere Förderung bekommen zu haben als durch Biographien. Lebensbeschreibungen haben auf mich immer wie Spiegel gewirkt. Der Vergleichspunkt ist überall gegeben: So hat der Verfasser gehandelt ... und du? Wie hättest du in diesem Falle gehandelt?

Wenn ich nun die religiösen Schreiber an meinem Auge vorübergleiten lasse, so ist mir, als hätten die meisten sich aus irgendwelchen Gründen gescheut, ihre Entwicklungsjahre eingehender zu schildern; und doch meine ich, gerade an dieser Stelle brauche der jugendliche Leser am nötigsten die Anleitung und das Vorbild! Aus diesem Grunde gedenke ich für euch, meine lieben Freunde, für Eure Kinder und Kindeskinde auch von meinen Irrungen und Wirrungen zu erzählen und selbst das für den alten Adam Peinliche nicht überspringen zu sollen.

Zu welcher Lebenszeit treten stärkere Versuchungen an den werdenden jungen Mann heran als in dieser Übergangszeit von den oberen Schulklassen und der Militärzeit. Ich erzähle von beiden:

1. Das Abiturientenexamen

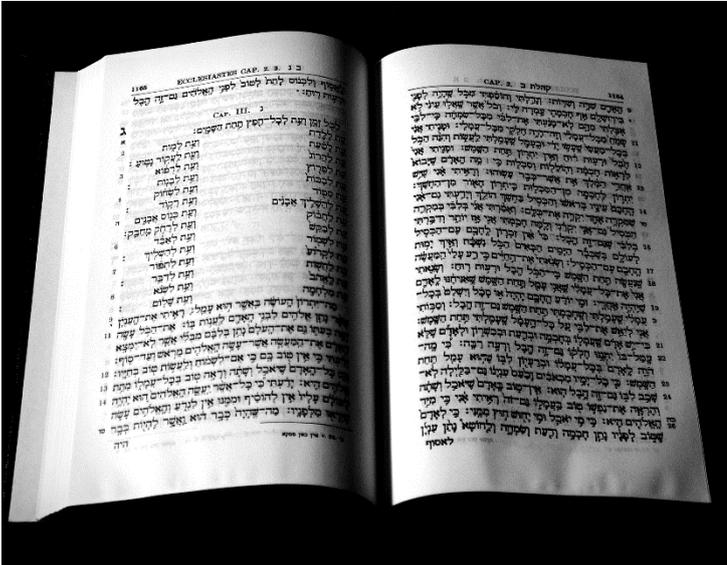
Ich war der einzige, der das Hebraicum machen mußte. Es bestand aus einer Übersetzung aus dem Hebräischen ins Deutsche. Der Lehrer war selbst in seinem Studium des Hebräischen nicht weiter gekommen, als was er einst vor 30 Jahren auf der Hochschule gelernt hatte. Er konnte also selbst nur dürftigen Unterricht erteilen und war ebenso ängstlich wie

ich, ob ich eine genügende Arbeit leisten würde.

So saß ich in angstvoller Erwartung, hatte den Text erhalten und tat mein Äußerstes, um den Sinn zu entziffern.

Da kommt der freundliche alte Herr mit der geöffneten deutschen Bibel an meinem Tisch vorbei, deutet mit dem Daumen auf die Schriftstelle und verschwindet hinter seinen Bücherregalen!

Auf unrechte Weise zu einem „gut“ im Hebräischen gelangen? Vielleicht möglich, wenn's nicht gerade die Bibel gewesen wäre! Nicht konnte ich damals schon denken, was mir heute gegenwärtig wäre: „Du, Gott, siehst mich“ (Jerem. 12,3).



Hebräische Bibel, Buch Prediger Salomo, 3. Kapitel (Foto: Jaroslav A. Polák, CC BY 4.0)

Nein, es war damals wohl nur der Edelmensch, der sich gegen das damit verbundene böse Gewissen sträubte!? Ich schlug mutig die Bibel zu und kam noch mit einer genügenden Zensur hindurch.

2. Das Unteroffiziersexamen, das zum Reserveoffizier Voraussetzung war

Wir waren 19 Offiziersaspiranten. Ein blutjunger Leutnant hatte uns die Aufgabe zu diktieren und dafür Sorge zu tragen, daß keiner vom anderen oder aus einem Buche abschrieb. Der – wohl an sein eben errungenes Portepée denkend – wollte uns gegenüber den Großzügigen spielen, ging, statt uns zu beaufsichtigen, hinaus und ließ uns längere Zeit allein. Nun, wir hatten alle unsere Felddienstordnung unter dem Tisch. Kaum hatte er uns den Rücken gewandt, war das wichtige Buch aufgeschlagen und das fehlende Wissen ausgefüllt.

Mich erfaßte ein wirklicher Zorn gegen den verantwortungslosen Vorgesetzten. Es war dies doch ein Staatsexamen, in welchem keine Freundlichkeit das Recht zu beugen hatte! Aus reiner Opposition schlug ich mein Buch nicht auf; durchdachte meine Aufgabe, bekam schnell den rechten Überblick und brachte schrittweise die Arbeit, so gut ichs verstand, zu Ende. Die Kameraden neben mir konnten keinesfalls aus Angst vor dem zurückkehrenden Leutnant so ruhig überlegen, wie es mir geschenkt wurde. Der Oberleutnant, den ich 14 Tage später nach der Beurteilung meiner Arbeit etwas sorgenvoll fragte, machte ein seltsam Hoffnung erweckendes Gesicht, durfte aber ... nichts verraten! Von anderer Seite erfuhr ich, daß meine Arbeit die beste gewesen sei!

3. Das „zweierlei Tuch“

– wie es damals hieß – hob den jungen Soldaten aus der übrigen Jungmännerschar stark heraus. In dieser Zeit ist er nach der inneren sowie äußeren Lebensseite hin geradezu prädestiniert, Erlebnisse mit dem anderen Geschlecht zu machen; denn die Berührungspunkte zwischen den Geschlechtern sind jetzt stärker als je zuvor und hernach! Glücklicher miles gloriosus (ruhmvolle Soldat), der in diesem Alter eine betende Mutter, auf sittliche Reinheit haltende Schwestern oder eine Jugendkameradin hat, die ihn gegen das Gemeine abschließt und feilt! Denn das muß ich aus eigenem Leben bezeugen: Die Soldatengespräche auf den Stuben, den Märschen, im Biwak sind durchweg derart, daß sie jedes reinempfindende Ohr beschmutzen und verletzen. Und wenn man nun aus dieser dumpf-schwülen Atmosphäre in verwickelte Lagen kommt, woher soll da der zu Übermut aufgelegte, in überschäumender Lebenskraft stehende, womöglich in Alkoholstimmung befindliche Bursche die Kraft zur Überwindung der Versuchung, zumal in ganz unverhofften Überempfindungssituationen nehmen? Wie weit reicht hier die gute Erziehung, die angeborene Anständigkeit, das Edelmenschentum, wenn die Gegenwart Gottes noch nicht vorhanden ist? Ich darf mit großer Dankbarkeit berichten, daß bei mir damals das obenerwähnte liebliche Dreigestirn: Die betende Mutter, das Bild reiner Schwestern, die Freundschaft mit einer sittlich hochstehenden Kusine die Kräfte boten, die Versuchungsstunden siegreich zu bestehen.

Zwei besonders gefahrvolle Stunden treten mir aus dieser Zeit in lebendige Erinnerung: Ein freier Sonntag geht zu Ende. Ich bin soeben nach Hause gekommen an der Kneipe vorbei, die an der anderen Seite meines, der Kaserne gegenüberliegenden Hauses liegt. Froh meiner überschäumenden Jugendkraft halte ich es – etwas dumm-dreist – unter meiner Würde, die Zimmertür abzuschließen, zumal ich bisher auf keine Weise irgendwie belästigt bin.

Schon bin ich halb entkleidet, als plötzlich die Tür aufgerissen wird, die junge Wirtstochter mitten im Zimmer steht und die Tür hinter sich schon geschlossen hat. Mir hämmert's in den Schläfen! Das war ja die Situation, von der die Kameraden erzählten, das Gesprächsthema der „flotten Kerls“! – Ohne Überlegung und Besinnung schreit's aus mir in unwidersprechbarem Kasernen- und Kommandoton: „Rrauss, rrauss!“ Das ebenso wie ich erschreckte Mädchen stürzt hinaus, die Tür fliegt zu, und der Riegel ist vorgeschoben! Nur langsam ebbt das Herzklopfen nach diesem unerwarteten Erlebnis ab. – Mein junger Leser, hast du auch solch liebes Frauengestirn, das dir wie mir damals die reinen Augen erhielt?

4. Im Manöverquartier zu Erfurt

Auch hier ein stiller Sonntagabend. Mein Bett steht in einem schmalen Gang neben einer morschen, wohl kaum verschließbaren Tapetetür in enger Gasse eines verfallenen Hauses. Kurz vor dem Einschlafen höre ich, wie dicht hinter der Tür sich ein Mädchen auskleidet, und zwar ohne Frage so geräuschvoll und mit so lauten Seufzern, die meine Aufmerksamkeit erregen sollten. – Hätte ich in dieser Nacht nicht die Fürbitte meiner Mutter, die reinen Bilder meiner Schwestern und die Briefe der edlen Freundin gehabt, mein Lebensweg hätte mich wohl kaum auf die Kanzel, bestimmt nicht in die Seelsorge geführt! Gottes guter Engel, den ich damals noch nicht kannte, war mir Schutz und Schirm, daß Satan nicht zu seinem Ziele

kam und ich später mit meinen Erfahrungen ungezählten Jugendlichen in meinem langen Evangelistenleben dienen durfte.

Jedoch will ich hier nicht unterlassen, allen Jugendlichen beider Geschlechter einen Rat zu erteilen, gestützt auf die ganz erschütternden Erfahrungen aus der Seelsorge: In der Fremde – und wäre es in einem befreundeten, ja sogar Verwandtenhause – schiebe, wenn möglich, den Riegel auf jeden Fall vor die Türe deines Zimmers und ... deines Herzens!

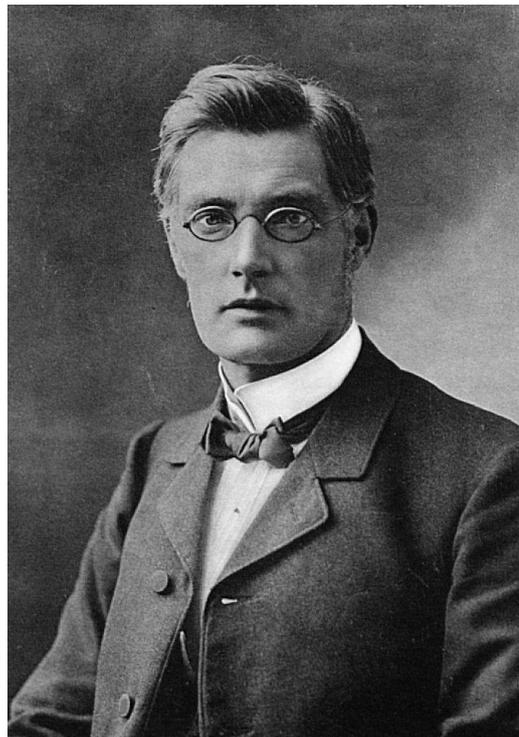
15. DAS STUDIUM DER THEOLOGIE

a) Göttingen

Schon als Einjähriger hatte ich mich in die Göttinger Universität als Student einschreiben lassen; hatte dann und wann einmal ein „Publikum“⁷ besucht, so daß ich manche Gelegenheit gefunden hatte, die Professoren kennen zu lernen und in den studentischen Betrieb einen Einblick zu bekommen. Auch hatte ich mich einer angesehenen studentischen „schwarzen“, d.h. nicht farbentragenden Verbindung, den „blauen Sängern“, angeschlossen. Durch diesen Gesangverein hatte ich die sehr wertvolle Bekanntschaft „des alten Herrn“, Professor D. Althaus, machen dürfen, in dessen gastfreiem Hause ich bald aus- und eingehen durfte, zumal ich als Helfer im Kindergottesdienst seine ganze jüngere, wohl 4köpfige Kinderschar desselben in meiner Gruppe hatte.

Hier bekam ich die Grundhaltung in der Pflege des Gruppenleiters, die mir später sehr zustatten kam. Hat derselbe doch nicht nur die Pflicht, nur am Sonntag eine Stunde vor den Kindern zu stehen. Vielmehr war dieses meine mir gewordene Erkenntnis: Die einzelnen Glieder der Gruppe durch Besuch des Elternhauses, durch Teilnahme an Freud und Leid der Familie, die Kinderseelen auf fürbittendem Herzen zu tragen, um sie am Sonntage in ihrer Kleinkinderwelt zu verstehen und von Gott aus anzusprechen. Ein besonders zusammenschließender Dienst ist ein Spaziergang mit der Gruppe am freien Nachmittag.

An einem solchen Ausflug mit den Althaus-Kindern haftet meine Erinnerung. Selbstverständlich will jedes der Kinder an der Hand oder wenigstens an der Seite des Gruppenleiters gehen. Selbstverständlich ist auch, daß die älteste Schwester auf solchem Gang allerhand unverstandenes Gebliebene aus dem Unterricht erfragen möchte, so daß mit ihr am meisten gesprochen wurde. Dabei war mir aber der Kampf der Geschwister um meine 2 Seiten entgangen. So wurde ich plötzlich aus meiner Achtlosigkeit aufgeschreckt dadurch, daß eins der Kleinen der großen Schwester zornig und schwer verletzt die klassischen Worte zurief:



Paul Althaus (1861–1925)

⁷ eine öffentliche Universitätsveranstaltung

„Brauchst auch nicht immer allein mit deinem ‚Geliebten‘ reden!“

Obwohl ich mit dem sehr verehrten Vater hernach noch viele dankenswerte Berührungen gehabt hatte, ist mir diese fröhliche, rücksichtslos gegeneinander offene Schar nie wieder in die Erinnerung gekommen! Doch – nein! Das jüngste Schwesterchen – es mochte damals wohl 3 oder 4 Jahre alt sein – ist mir um seiner unvergeßlich-strahlenden Augen mein ganzes Leben hindurch eine Verwirklichung jenes Verses über „den Augenstern“ gewesen:

Blickt man hinein, so leuchtet alles Glück und aller Menschenherrlichkeit aus diesem ... Stein!

Zurück über den Vater dieser lieben Kinderschar zu den Professoren überhaupt. In ihrer fleißigen, gründlichen Art anerkennen konnte ich sie alle. Aber weder der abgeklärte Kirchengeschichtler Bonwetsch, wie der völlig unpraktische Lehrer der praktischen Theologie Knoke, wie später in Greifswald der feurige Neutestamentler Lütgert, und der weltgewandte Nathusius konnten mir irgendwie einen Anruf Gottes für meine Person übermitteln! Das lag wahrscheinlich an mir und nicht an ihnen; denn für einen so überragenden Geist wie Prof. Cremer in Greifswald war ich damals einfach nicht reif! Zu ihm hatte mich nämlich Prof. Althaus geschickt, weil ich mich in Göttingen gegen den Strom des alle biblische Scheu wegweisenden Liberalismus nicht mehr halten konnte. – Wenige Eltern junger Theologen



Pelagius (ca. 350–ca. 420)

werden sich ein Bild von der Urgewalt des Liberalismus machen können. Wie ich schon aus dem Religionsunterricht der Schülerzeit berichtete, ist der junge Verstandesmensch im Übergangsalter zuerst einmal grundsätzlich ein Gegner zu dem, was Vater und Mutter als religiösen Besitz übermittelt haben. Es liegt in der Art des selbständig werdenden Menschen, erst einmal alles Überlieferte einer Kritik zu unterziehen. Dabei ist selbstverständlich „das Küken“ klüger als „die Henne“. Der Sohn der modernen Wissenschaft hält sich für klüger als der Vater mit seiner „abgestandenen und überholten biblischen Weisheit“!! Sodann aber ist der Liberalismus für das verstandesmäßige Denken wie „Nektar und Ambrosia“. Der Liberalismus urteilt ähnlich wie der Straßenkehrer Berlins: „Ik jlobe, wat ik sehe!“ Er

schaltet alles übermenschliche Wissen und Erleben aus. Er erklärt, wie jener edele, aber gleichwohl hassenswerte britische Mönch Pelagius in Rom ums Jahr 390 n. Chr. behauptete: „Es könne der Mensch ohne Sünde sein!“ Wenn nun wirklich irgend welche „Schönheitsfehler“ sich zeigten, so sei das nur die Folge des bösen Beispiels und des Übergewichts der Sinnlichkeit.“ –

Diese Auffassung aber ist nun und nimmer mit der Heiligen Schrift vereinbar! Die Bibel lehrt vielmehr das Vorhandensein der Sünde 1.) als böse Lust (Röm. 7,7; Gal. 5,16; Jak. 1,14f.), 2.) als Selbstsucht (1. Kor. 10,24; Phil. 2,4 u. 21), 3.) als Feindschaft wider Gott (Römer 8,7; Jak. 4,4) und als deren Folge, 4.) als Schuld und damit der Wirklichkeit des Zornes Gottes, der sich im Tode des Sünders vollzieht.

Auf diesen herben granitenen Sätzen stand nun Prof. Cremer. Alle seine Predigten hatten diese 2 Pole: Sünde und Gnade! Ich sehe noch seine Augen glänzen und leuchten und aus seiner für uns Studenten hoheitsvollen Unnahbarkeit heraustreten und nahbar werden, wenn

er auf der Kanzel der Greifswalder Universitätskirche dieses Thema vor seiner nur kleinen Hörerschaft behandelte. – Ja, er hatte bestimmt recht! Ich bejahte alles mit dem Kopfe. Aber mein Wille und Wesen wurden von dieser hohen, heiligen Gedankenwelt der Bibel noch nicht ergriffen. Warum nicht? Diese Frage führt mich

auf die Höhe studentischer Freiheit vor 50 Jahren.

Wie uns damals das Ideal der „alten Burschenherrlichkeit“ begeistern konnte, dahinein könnte ich kaum den kriegsdurchgeschüttelten, den Ernst des Lebens nie vergessenden, oft



**Hermann Cremer
(1834–1903)**

schon für den Unterhalt der Familie sorgenden Studenten heute einen Einblick vermitteln! Und doch gehört dieser „Freiheitsdusel“ untrennbar zum damaligen Studenten, auch der Theologie, und deshalb zu mir und meinen Erinnerungen unbedingt hinzu!

Man bedenke, jedem Schulzwang entronnen! Die in Nummern verwandelnde, die Persönlichkeit auslöschende Militaria glücklich beendet! Nun, Vogel, flieg! Vereinsfeste, Wanderungen, Pfingstfahrten stromabwärts durchs Leinetal, Maria-Spring im Walde, offene Diskussionsabende nach guter Bewirtung in den Häusern befreundeter Professoren; Chorsingen u. Dirigieren, Trio, Quartett und Solospiel mit dem Cello, Singstunden ohne Entgelt, weil die Lehrerin so erfreut ist über den Fortschritte machenden Studiosus. Ich bitte dich, wo bleibt im voll ausgefüllten Seelenleben des Studenten Platz ... für

Gott? Wo für den Herrn Jesus, ohne den niemand zum „Vater unser“ gelangt? Wo Platz für den Heiligen Geist, der doch den kommenden Pastor in ... alle Wahrheit führen soll (Joh. 16,13)? Wenn das Gefäß randvoll ist vom schönen, idealen, weltlich Irdischen, ist eben kein Raum fürs Göttliche vorhanden, wie es schon der mittelalterliche Meister Eckehart als Lebenslösung hinterläßt: „Laß es dir gesagt sein: Voll sein alles Erschaffenen heißt ... seines Gottes leer sein!“ Das ahnte ich damals noch nicht entfernt! Ich war so voll meiner vermeintlichen Wissenschaft, daß mich folgende Kritik an der Bibel damals kaum aufregte. Der hernach namhafte Prof. Heitmüller trat als junger lic. theol. in unseren Gesichtskreis. Sein Thema lautete: Ist die Lehre vom Heiligen Geist als der dritten Person der Gottheit nach der text-kritischen Methode noch haltbar? Da schloß er seine Vorträge folgendermaßen: „Aufgrund der dargelegten Beweise sehe ich mich genötigt, die Gottheit des Heiligen Geistes als biblisch unhaltbar zu erklären!“ – Berührt vom Heiligen Geist war keiner von uns, auch nicht der junge Professor. Ich auch nicht! Hatte er doch an mir seine Doppelaufgabe noch nicht erfüllen dürfen: Mich selbst als Sünder zu zeigen und den Heiland als Sünderheiland. Das war auch wohl Prof. Althaus nicht



**Wilhelm Heitmüller
(1869–1926)**

entgangen. Da entschied er: „Du schaffst es hier in Göttingen nicht. Ich rate Dir, zu meinem väterlichen Freunde, Prof. Cremer, nach Greifswald zu gehen!“

b) Greifswald

Jetzt wird auch verständlich werden, weshalb auch Prof. Cremer mir noch keinen Dienst zur inneren Entwicklung tun durfte. Ich war noch so voll von mir selbst, meinen Wünschen und Idealen, meiner schönen Welt studentischer Freiheit und Ungebundenheit, daß mich Cremers ernste, zur Entscheidung für Jesus drängende Art mehr abstieß als anzog. Was hätte ich alles aufgeben müssen, wenn ich mich schon jetzt an die Bibel verkauft hätte! Nein, dazu war ich noch zu jung! Später vielleicht! Eins stellte ich allerdings mit Bedauern fest: Auf andere Weise als durch Willensauslieferung war an diesen unnahbaren Mann nicht heranzukommen, es sei denn, daß ich ... Wingolfit geworden wäre. Die Wingolfiten nämlich, deren „alter Herr“ er war, hatten in Greifswald ein prächtiges Vereinshaus, in das er zu Vorträgen und Besprechungen gerne eintrat. Sie trugen allein schon um ihrer christlichen Einstellung etwas von der Schmach Christi an sich und wurden, zumal von den Verbindungsstudenten, tief verachtet, weil sie keine Satisfaktion gaben.

Das habe ich in Greifswald oft bedauert, daß ich diesem Kreise nicht von Anfang an angehörte. Da gabs ideale Freundschaften in den Studentenjahren, ein mutiges Bekenntnis für sittliche Reinheit sowohl als zu Christus selbst, Vaterlandsliebe, Lied und edlen Sport und hernach im Kreise der „alten Herren“ ideale Fortführung einstiger Verbindungs-Bruderschaften.

Das vermißte ich bei den angesehenen „Blauen Sängern“ in Göttingen noch nicht wie hier in Greifswald; denn hier bestand die „Kartellverbindung“ zumeist aus Mediziner; und wo das der Fall ist, ist nach meinem Erleben zumeist der „ruppige Ton“ der vorherrschende. Zu meiner Zeit waren dort das Saufgelage und die Unsittlichkeit so vordrängend, daß ich mich als einziger Theologe sehr unbefriedigt und vereinsamt fühlte, auch meine Andersartigkeit der Sauf- und Rauf lust gegenüber offen dokumentierte und mich grundsätzlich in Vereinsfragen, z.B. der unbedingten Satisfaktion auf die bedingte des Göttinger Kreises berief, weshalb man mich eigentlich hätte ausschließen müssen. Das aber scheute man, weil ich als Vizedirigent, der das musikalische Moment praktisch hochhalten konnte, unentbehrlich war, während von den anderen Studiengenossen, durchweg pommerscher Herkunft, der alte Satz galt: „Pomerania non cantat“ (Pommern singt nicht).

Da brachte ein Ruf als Hauslehrer nach dem benachbarten Dorfe Eldena eine glückliche und erwünschte Wendung. Hier muß ich ein kurzes Wort über den nervus rerum, das ist die Geldfrage, in meinen Studienjahren hinzufügen.



16. DER NERVUS RERUM (= DIE GELDFRAGE)

Vielleicht könnte man fragen: Wie war es einem schlichten Dorfpastor möglich, für 5 Söhne und 5 Töchter eine standesgemäße Ausbildung zu beschaffen? Für mein Einjährigenviertel hatte mein Vater mich seit Kinderjahren in eine Kasse eingekauft. So war die Militärzeit für meine Eltern keine besondere Belastung. Der durchschnittliche Kleidermodus in den Schülerjahren war folgender: Wenn der Älteste aus seinem Anzug herausgewachsen war, bekam der zweite ihn „wie neu“ durch Umdrehung des Stoffes! Wuchs der zweite wiederum heraus, so wurde er „wie neu“ durch nochmalige Umdrehung. Ob bei dem dritten und vierten das gleiche Wunder geschah, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Es ging also bei uns nach der schon von Nehemia Kap. 9,21 gerühmten Weise: „Du versorgtest sie, daß ihnen nichts mangelte. Ihre Kleider veralteten nicht, und ihre Füße zerschwellten nicht.“



Daß diese Art immer nach unserem Geschmack gewesen wäre, wollen wir nicht behaupten, und daß wir das Erneuerungswunder immer – wie es billig gewesen wäre – angestaunt hätten, kann in unserer Lebensgeschichte nicht mit beweiskräftigen Gründen dargetan werden. Wer Schüler gewesen ist, weiß, daß jeder „honorige“ Schüler eins verabscheute, daß er nämlich durch seine Kleidung irgendwie auffiel. Dieses zarte Schülerempfinden konnte unsere Mutter in ihrer Geldnot für ihre 10 Kinder beim besten Willen nicht nachempfinden, zumal sie selbst einen Hang für das Außerordentliche nicht abschütteln konnte. So wurde mir ein wunderbarer blauer Tricotrock als Geburtstagsgeschenk zugeschickt, der eine gedrehte Schnur, so etwa wie beim Militär die Schießschnur, von der Brust bis zum Armeinsatz, an sich trug. Der Rock war weich und schön. Nichts an ihm war „kratzig“. Weshalb sollte der ausnahmsweise mit ganz neuem Zeug Beschenkte nach Mutters Empfinden nicht vor Freuden von einem Fuß auf den anderen hüpfen? Aber das tat der Lausbub nicht; denn er hatte schon beim Anprobieren gesehen, daß sich die Stubengenossen leise anstießen, „grieten“ und dann prustend aus dem Zimmer rannten! Und das war nun ... mein Sonntagrock! Und er wollte nicht veralten, wie bei den

Kindern Israel! Nicht in Jahren. Nicht in Jahrenden! So kann ich auch über den Verbleib und seine Vererbungsgeschichte nichts Historisches berichten.

Das kann ich aber von einem anderen Rock, den ich in Schweden geerbt hatte. Den hatte ich auf der ganzen Jerusalemreise getragen, auf allen Bahn-, Schiffs- und Autofahrten über Triest, über den Piräuskanal, Cypern, Libanon, Balbeck, Damaskus, Tiberias, ganz Palästina bis zum Toten Meer. Und nun war er zur Hausjacke für unseren Aufenthalt in den Alpen degradiert, war dabei aber so durchsichtig geworden, daß er zur Erbschaft für meinen Sohn nicht mehr taugen wollte. Was haben wir nun mit ihm gemacht? An einem schönen Sommerabend haben wir ihn in feierlichem Zuge an einem Aussichtspunkt über einen dichten Birkenbusch ausgebreitet, wo er in künftigen Tagen, wenn wir selbst schon wieder im

rauchigen „Kohlenpott des Ruhrgebiets“ untergekrochen wären, noch den beneidenswerten Blick auf die Seefelder Berge und das Karwendel, den Zauber seiner einstigen Schönheit in Regen und Schnee austräumen durfte: Sic transit gloria mundi! (So vergeht der Glanz der Welt.)

Doch zurück zu der Frage: Wie verschafften unsere armen Eltern für ein so großes, aufstrebendes Kindervolk Kleider und Schuhe, Essen und Trinken, Studium und Lebensberuf? Nun, für den Theologen gibt es manchen geldlichen Hilfsquell. Wir hatten z.B. ein jährliches kleines Familienstipendium⁸. Dann gab es in den Universitätsstädten sogenannte Freitische, die bedürftigen Bewerbern das Mittagessen ermöglichten. Ferner konnte man sich in den Besitz kleiner Geldsummen durch wissenschaftliche Arbeiten bringen. Alle drei Wege habe ich eifrigst benutzt, so daß es mir durch Gottes Güte und ehrlichen Fleiß gelang, jährlich etwa 1000 Mark auf diesen genannten Wegen zu erwerben, was daneben noch den großen Vorzug in sich barg, daß ich jedes Geldstück, zumal beim Bücherkauf, erst dreimal umdrehte, ehe ich es auszugeben wagte.

So war ich sonderlich dankbar für einen Ruf von Greifswald in das Dorf Eldena als Hauslehrer, wo meine Arbeit nur darin bestand, die Schularbeiten eines Obertertianers zu kontrollieren. Dafür bekam ich in dem am Greifswalder Bodden gelegenen schönen Eldena Wohnung und Verpflegung.

17. HAUSLEHRER IN ELDENA

Der einstündige erfrischende Weg zur Universität Greifswald löste mich – je länger, desto mehr – von dem unerfreulichen Vereinsleben und brachte mir die Freundschaft zweier wertvoller Menschen. Der erste war ein Student der Jura, der sich um seiner innerlichen Art keinem Verein hatte anschließen können, mich aber in den schönen Sport des Reitens hineinzog. Mit ihm durfte ich während der Greifswalder Zeit weite Ritte in die ausgedehnten Wälder und Fluren der Umgebung machen. In späteren Jahren führte mich sein Ruf als Evangelist in seine Heimatstadt Rügenwalde, bis er in der Hitler-Zeit ein schmerzliches Ende fand. – Ferner brachte mir Eldena den wertvollen Verkehr im Hause des dortigen Schuldirektors und seinem kinderreichen musikalischen Hause, wo ich als Musiker mit Cello und Gesang ein gerngesehener Gast wurde.

Wie gesagt, in dem Hause des Schuldirektors gab's Humor durch den großen witzigen Geschwisterkreis, zumal, nachdem der älteste Sohn in unserem Gesangsverein aktiv geworden war. Selbstverständlich war das ganze Haus liberal.



⁸ Ein Vorfahr hatte das Stipendium in den Tagen des Dreißigjährigen Kriegs gestiftet und unterstützte so die Ausbildung der Flemming-Nachkommen durch viele Generationen.

Bibel und Pfarramt waren „peinliche Angelegenheiten“; wurde doch dem dortigen Pfarrer, dem ich natürlich meinen Besuch abgestattet hatte, beweiskräftig folgendes nachgesagt: Er hatte für Taufe, Hochzeit und Trauerfall je zwei Ansprachen. Die eine kostete 10,--, die zweite nur 6,-- RM. das war damals so, und keiner nahm es ihm übel. Nun soll es ihm aber öfters passiert sein, daß er sich – sei es aus Zufall oder aus einem sonst nicht ersichtlichen Grunde – die Ansprache erster Klasse bezahlen ließ, obwohl er aber in die Rede zweiter Klasse verfallen war. Und das nahmen ihm die Eldenaer schwer übel! Allerdings muß ich gestehen, daß ich selbst in der Zeit meines Dortseins eine derartige Ansprache nicht miterlebt habe. Was ich aber vom dortigen Pfarrer gelernt habe, will ich freimütig berichten. Die damals übliche, von der Bildung aber stark kritisierte Anrede der Gemeinde als „Geliebte in dem Herrn“ habe ich in Erinnerung an diese kritischen Eldenaer niemals benutzt, wie es mir auch von dorthier zur Unmöglichkeit geworden ist, irgendeine Phrase auf der Kanzel zu gebrauchen, die im letzten Grunde ja oberflächlich oder gar unwahr ist.

Von Eldena fuhr ich mit einer großen Kinderschar und einer jungen Lehrerin aus dem Schuldirektorhause fast täglich nach Greifswald und kam mit diesem schlagfertigen, feingebildeten Mädchen in prächtigen Gedankenaustausch. Das nächste Erlebnis aber führte uns ungewollt näher zusammen. Auf dem Heimweg benutzten wir diesmal das kleine, sehr überalterte Bähnlein, das ein Maschinist mit bedenklich geröteter Nase führte. Die Bahnschienen hatten gleich hinter Greifswald einen sehr starken Bogen zu machen, auf dem der Maschinist vorschriftsmäßig nur sehr langsam fahren durfte. Diesmal aber, kaum abgefahren, bringt er das Züglein in solche rasenden Lauf, daß uns angst und bange wurde! Aber unser Herauswinken und Herausschreien aus den Fenstern half uns nichts! Er hatte eben über den Durst getrunken, wie es nach „guter Sitte und Herkommen“ an der pommerschen Küste üblich war.

Das Unglück ließ nicht lange auf sich warten. In dem angeschlagenen Tempo konnte er die Biegung nicht meistern, sondern fuhr den Zug über die Schienen die hohe Böschung hinab. Auch unser Wagen war den Abhang heruntergestürzt. Die ganze Kinderschar unseres Abteils lag über- und durcheinander oben im Leerraum, der jetzt zuunterst gekommen war. Es gelang unserer Autorität, die Kinder, die alle Schrammen, Beulen und Verstauchungen, ja Wunden erhalten hatten, zum strikten Gehorsam zu zwingen, so daß wir uns selbst und bald auch die Kinder aus den zerschlagenen Fenstern herauswinden und durch den an der Böschung gebildeten Hohlraum aus dem umgestürzten Wagen befreien konnten.

In meinem langen Reise- und Wanderleben ist dies übrigens der einzige Zugunfall geblieben. Mit dem Rade dagegen hatte ich mehrere schwere Unglücksfälle zu bestehen, weil es damals noch keine Rücktrittsbremse und keinen Freilauf, sondern nur die sogenannten „Immerlatscher“ gab. So bin ich mehrfach bergab, die schmalen Fußwege vor den ausgefahrenen Fahrwegen bevorzugend, bei immer rasender werdendem Tempo gestürzt und fand mich dann nach Verlauf von etwas einer halben Stunde, aus meiner Gehirnerschütterung erwachend, neben dem Rade im Chausseeegraben wieder. Dazu hatte ich einmal noch die schwere Aufgabe, mein zerstörtes Rad auf den Schultern bis zur nächsten Bahnstation zu tragen.

Daß bei diesen Unglücksfällen ein gütiger Engel seine schützende Hand über mir gehalten hatte, ist mir damals kaum oder nur ganz vorübergehend zum Bewußtsein gekommen. Der unsichtbare Gott, der wohl in meinem theoretischen Verstandesleben Form und Inhalt hatte, verschwand noch gänzlich hinter der Gegenwart der Menschen und Erlebnisse.

Diese meine erlebte Rettung in Eldena gab einer mehrjährigen Freundschaft mit jener Lehrerin Inhalt und Gestalt, wenn es auch über eine ideale Freundschaft nicht hinauskommen konnte, weil wir weltanschaulich – je länger, desto mehr – eine völlig entgegengesetzte Entwicklung nahmen.

Und noch ein Letztes aus jener Greifswalder Zeit, was mir der Erinnerung wert scheint. Es ist doch wohl so, daß wir alle von Haus aus je und dann mit einem unangenehmen Empfinden von Angst und Furcht zu tun haben. Da war ich in der Militärzeit dankbar, daß wir gezwungen wurden, beim Wachestehen mit diesem höchst lästigen Furchtgefühl aufzuräumen. Liegen doch die Schießstände oder Pulvertürme, die zu bewachen sind, zumeist in solch entlegenen, oftmals verrufenen Gegenden, daß dem jungen Soldaten, dem allein, weit von den diensttuenden Kameraden im Wachlokal getrennt, bei knackendem Zweig oder aufspringendem Wild die Angstgefühle durch die dauernde Übung genommen werden.

Wie weit war diese Aufgabe bei mir gelungen? Mitternacht war längst vorüber, als ich eines Sonnabends in total finsterner Herbstnacht, in der man die Bäume am Straßenrande kaum erkennen konnte, von Greifswald nach Eldena ging. In der Mitte des Weges mußte ich an einem verrufenen Lokal vorbei, aus dem zumeist wüster Lärm betrunkenener Fuhrknechte herausschallte. Sollte ich nun an der andern Seite der Straße die unheimliche Gaststätte passieren? Ein aufsteigendes Angstgefühl forderte das. Nachgeben? Nein, gerade nicht! Zeig, daß du mit der Angst grundsätzlich fertig bist! Also direkt am Trittstein der Spelunke vorbei! Da stürzt etwas Unheimliches aus dem dunklen Flur genau über mich her. Ich packe zu und habe ein betrunkenes Individuum in den Armen, das sich noch dazu an mir festklammert. In den Graben werfen oder festhalten? Ich wähle das Letztere. Und nun begann mein armer Wandergenosse mir einen Einblick in sein zerstörtes Eheleben zu geben, wobei er immer klarer und nüchterner wurde. Es war wohl die erste Beichte in meinem Leben, die ich abhören durfte, bekam aber auch in dieser Nacht den Beweis dafür, daß Angst und Furcht mir fortan von Gott genommen waren.

18. ZURÜCK ZU DER „ALMA MATER“ GÖTTINGENS

Als Hannoveraner mußte für den Abschluß des Studiums die Landesuniversität Göttingen mein Ziel sein. Dank der Fürsprache von Professor Althaus fand ich Aufnahme im Theologischen Stift, das im Volksmund den schönen Namen „Der stille Ochse“ führte. Die Aufnahme dort war an gewisse Vorschriften gebunden, die ich gern übernahm, weil sie mir halfen, das mir von den Vereinsbrüdern zugedachte Amt des 1. Chargierten abzulehnen. Das hätte mich sonst noch ein weiteres Semester gekostet. Ich aber brannte darauf, so schnell wie möglich das erste theologische Examen zu machen, da ich nunmehr schon 24 Jahre alt war.

Aber noch ein zweiter Grund bewog mich zur bestimmten Ablehnung dieses Ehrenamtes. Ich wäre dadurch verpflichtet gewesen, Säbelmensuren im Auftrage des Vereins auszufechten, wozu ich jetzt als älteres Semester und Theologe innerlich nicht mehr imstande war. Ich habe wohl manches Mal davon erzählt, wie gern ich auf dem Fechtboden die Kunst des Fechtens erlernt habe. Da waren wir an Kopf und Arm durch Drahtmaske und Bandage geschützt. Auch waren die Säbel stumpf. Hier aber galt es, durch Schnelligkeit und Geschicklichkeit die Schwäche des Gegners zu erspähen und selbst gedeckt zu bleiben. Ich habe an einigen Säbelmensuren selbst teilgenommen. Sie hinterließen bei mir einen

erschütternden Eindruck. Ihre Auswirkungen waren durchaus dem Pistolenduell an die Seite zu stellen. Sie bedeuteten in jedem Falle Gefährdung des Lebens.

19. DIE ERSTE BERÜHRUNG MIT DEM PIETISMUS

Im Göttinger Theologischen Stift lernte ich zum ersten Male einen jungen Theologen kennen, der tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. War er doch ganz anders als alle anderen Theologie-Studierenden, denen ich bisher begegnet war. Die anderen waren entweder orthodox oder liberal; dieser war beides nicht! Gab es denn noch etwas Drittes? Es war das, was ich werden sollte: Pietist! Worin bestand seine Andersartigkeit? Nun, damals habe ich das nicht enträtseln können. Heute aber kann ich's erklären. Der Orthodoxe, Rechtgläubige – oder laßt mich lieber schreiben – ich, der ich – je länger, desto mehr – nach dieser Seite der biblischen Rechtgläubigkeit neigte, hatte dann und wann eine Stunde tiefer Freude am Herrn. Eine Stunde der inneren Ergriffenheit, eine Stunde heller Gotteserkenntnis, klaren Willensentschlusses und offenen Bekenntnisses zu Gott. Aber diese Stunden für Gott waren unzusammenhängende Punkte. Dieser junge Pietist – das unterschied ihn von uns allen – hatte schon eine zusammenhängende Lebenslinie in der Nachfolge Christi. Er hatte seine Frömmigkeit schon im Wesen. Verstand, Gemüt und Wille standen schon in der Abhängigkeit vom Herrn; deshalb war bei ihm alles ... wie aus einem Guß! Sein stets gleichbleibendes Wesen, ebenso fern von lauter Ausgelassenheit wie von schwermütiger Bedrückung, war uns mehr peinlich als vorbildlich. Seine Urteile in der Diskussion waren stets biblisch orientiert, und seine Predigten – einer nach dem anderen von uns mußte sie zur gemeinsamen Kritik vorlegen – stachen in ihrer Reife so weit von unserem schülerhaften Denken ab, daß wir ihn manchmal anstauten, aber meistens uns in einem gewissen Neid über ihn ärgerten!

Ich sah sehr klar, was ihm mir gegenüber gänzlich fehlte. Er kannte nicht mehr die mich noch sehr erfüllende studentische Vereinsmeierei; die Freuden feuchtfröhlicher Abende, nicht den studentischen Witz und Scherz, trug nichts zur Schau von unserem Großmannstum und selbstgefälligen Wesen bei, das mir einmal bei einem Besuch in Berlin sehr stark zum Bewußtsein gebracht wurde.

Wir waren dort im Kreise unserer Verwandten in einen großen Kaffeegarten eingetreten. Ich rief dem Kellner an, uns einen Tisch zu decken. Der aber brachte die bestellten Getränke und stellte sie auf den nackten Tisch. Ich bestimmte: „Nein, an einen ungedeckten Tisch setzen wir uns nicht! Der weiß wohl nicht, was sich gehört.“ Meine Verwandten lächelten über meine „alte Burschenherrlichkeit“. „Hugo“, so lautete ihr Urteil, „Du wirst noch vieles von Deiner Überheblichkeit ablegen müssen.“

Jetzt wird es meinen Lesern klar sein, weshalb ich noch nicht in die biblische Lebenslinie diese vorbildlichen Jünglings einmünden konnte. Ich lebte noch in meiner ausgeschmückten Ideenwelt, in der ich selbst der Mittelpunkt war, um nur dann und wann einmal Gott in das Ihm allein gebührende Zentrum hineinzulassen. Ich war noch weit davon entfernt, ein Mann „unter Gott“ zu sein! (1. Mose, 50,19) Was mußte Gott noch tun, um mich dazu umzuwandeln?!

Nach fleißiger Arbeit kam das Examen heran. Es brachte keine sonderlichen Überraschungen, aber ein eigentümliches Urteil über mich, das zum Verständnis dieser

Sturm- und Drangjahre nicht unwesentlich erscheint. Der Examinator gab folgendes für mein Selbstbewußtsein vernichtendes Urteil ab: Vortrag und gesangliche Darbietung ausgezeichnet, dabei ... eine Dienstbotenhaltung!! Das hat mich doch in tiefster Seele gewurmt. Inwiefern hatte ich dazu Anlaß gegeben? Erst jetzt beim Rückblick auf die Zeit vor 50 Jahren meine ich den Schlüssel gefunden zu haben. Ist das Urteil „Dienstbotenhaltung“ begründet gewesen, so muß mir unbewußt klar gewesen sein: „Auf den Altar Gottes paßt nur die Demutsgesinnung! Bezeuge sie in ... demütiger Gebärde und Bewegung!“ Diese zu meiner damaligen inneren Einstellung nicht passende Haltung wird den Konsistorialrat zu dem zerschmetternden Urteil geführt haben.

20. DIE KANDIDATENJAHRE

Lehrer und Erzieher im Nordsee-Sanatorium auf Föhr

Durch einen Freund bekam ich einen beneidenswerten Platz als Lehrer und Erzieher im Nordsee-Sanatorium Dr. Gmelins auf der „Kinderinsel“ Föhr, mit gutem Gehalt und prächtiger Verpflegung ohne Überanstrengung. Das Leben im Sanatorium war im Preis erschwingbar nur für Fabrikantenkinder, Grafen, Barone und Professoren. Diese wohnten in kleinen Villen und Landhäusern nordischen Stils im großen, dicht bewachsenen Grundstück voneinander getrennt, mit allen modernen Errungenschaften für Sport und Spiel, unmittelbar am Wattenmeer. Zwei große Schulgebäude und viele kleinere Landhäuser standen unseren Kindern für Unterkunft und Unterricht zur Verfügung, wenn wir auch im Sommer die Häuser selten benutzten, sondern den Unterricht zumeist in einem windfreien Buschwinkel hielten, damit diese zum Teil kränklichen Kinder, wenn irgend möglich, den ganzen Tag in der würzigen Seeluft zubringen konnten.

Einmal in der Woche ließen wir den Unterricht ganz ausfallen, mieteten ein größeres Segelboot, das etwa 30 jugendlichen Raum bot, nahmen Verpflegung mit und legten vielleicht auf einer der näher liegenden Halligen an, brachten

im übrigen aber den ganzen Tag auf dem Wasser zu. Sturmbewährte, friesische Seeleute mit charakteristischem Gesichtsschnitt leiteten die Boote, so daß die Eltern ihre Kinder ohne Sorge dem tückischen Wasser anvertrauen konnten.

Eine solche Fahrt ist mir unvergeßlich geblieben. Wir hatten auf der Hallig Pellworm angelegt, besichtigten die auf der Warft liegenden strohgedeckten, sturmdurchtobten kleinen Häuschen, ließen uns von den bedrohlichen Sturmfluten, bei denen die Wasser bis in die oberen Stockwerke eindringen, erzählen und waren deshalb nicht von den Angstrufen des alten Seebären am fernen Strande erreicht worden, der gestikulierend auf eine von uns gar



nicht bemerkte kleine Wolke am Horizont wies, die uns alle im Laufschrift dem Boote zueilien ließ. Die letzten der Kinder waren noch nicht zur Stelle, als schon die Wogen mit solcher Wucht heranrollten, daß es zweifelhaft war, ob das Schiff nicht auf den Strand geschleudert würde. Die Nachzügler mußten noch ins Wasser und wurden über den Bootsrand ins Schiff gezogen. Aber jetzt brach auch das Unwetter über das tiefliegende, schwer beladene Schiff herein. Mit einem kurzen Blick durchs Fernrohr erkannten wir, wie die angstvollen Eltern am Führer Strande umherirrten. Dann hatten wir mit uns selbst und den Kindern so viel zu tun,

daß wir die Außenwelt über den Gegenwartsnöten vergaßen.

Was wirst du tun, fragte ich mich, wenn das Schaurige geschieht? Wen wirst du von deinen Jungs zu retten versuchen? Wie lange wirst du dich selbst über Wasser halten können? – Die Kinder lagen angstvoll dicht nebeneinander gepackt auf dem Boden des Schiffes, das mit seinem wetterabgewandten Rand die Wasserfläche berührte. Trotzdem ergossen sich die Sturzböen von der anderen Seite über uns. Der wetterharte Bootsführer hielt sich stehend am Mast, um



Alexander Eckner: „Hallingwarf während einer Sturmflut“ (1906)

das Segel in letzter Minute herunterzureißen. So erreichten wir, der größten Gefahr, in die Brandung auf den Betonstrand zurückgeworfen zu werden, entgehend, die offene See. Bald war das schlimme Wetter über uns hinweggebraust, und wir erreichten, von den Eltern freudig begrüßt, den schützenden Hafen.

Wie lange dauert es doch, bis der Mensch ein ... Religiöser, d.h. ein an Gott angebundener wird!? So leicht bleiben wir am Sturm und seiner tobenden Kraft haften; aber zu dem, der allen Sturm und Wellen Halt gebietet, eilen wir in unseren Ängsten nicht! Wir sinnen auf Rettung, aber vergessen des Retters! Wir sind benommen von den Todesängsten, aber des einzigen Befreiers entsinnen wir uns nicht! Und dabei bilden wir uns ein, daß wir doch Gottesmenschen sind! Bist du es, mein Leser? Bitte, Klarheit in deinem Urteil über dich selbst!

Ein anderes ergreifendes Erlebnis aus dieser Zeit: Ein junger Mann, der nicht schwimmen konnte, hat sich ein kleines Ruderboot gemietet und läßt sich mit eingetretener Ebbe leicht und bequem in der hinausströmenden, tiefer liegenden Wasserrinne von den Wogen hinaus-treiben. Legt an einer größeren Sandbank an, um Seehunde zu beobachten. Nachdem er diese seine Freude an der Tierwelt befriedigt hat, legt er sich in der wärmenden Sonne nieder und ... schläft ein. Wie lange er geschlafen hat, weiß er nicht. Aber zu seinem Entsetzen sieht er, daß die Flut schon eingesetzt hat, sein kleines Boot auf ihren Wellenrücken

genommen und es weit, weit weggeführt hat. Schwimmen kann er nicht, also ist ihm der Tod so gut wie sicher.

Ach, wenn es gelänge, ein vorbeifahrendes Schiff auf seine verzweifelte Lage aufmerksam zu machen! Wir wissen nur, daß es ihm nicht gelungen ist! Die Flut steigt! Ein Stück Sandbank nach dem anderen deckt sie zu. Jetzt sind die Wasser schon an seinen Füßen und lecken langsam bis zum Knie, bis zum Leib herauf. Er ist aber ein großer Mensch. Ob sein Mund über dem Wasserspiegel bleiben könnte? Letzte Hoffnungsgedanken erfüllen ihn. Schon ist das Wasser bis an seine Brust gestiegen; nun deckt es Schultern, den Hals; er hüpf, um noch den letzten Atemzug zu tun. Seine Kräfte erlahmen. Er sinkt unter: „Nordsee ... Mordsee!“



**Seehundbank in der Nordsee bei Norderney
(Foto: Stephan Sprinz, CC BY 4.0)**

Dies Erlebnis hat uns alle tief erschüttert. Durfte es mir Anlaß werden, mit meinen Zöglingen über das Sterben zu sprechen? Hätte ich damals schon dem Lebensfürsten Herz und Willen zur Verfügung gestellt, so hätte ich doch an diesem Beispiel erfolgreich vom Sieg des Christen über den Tod reden dürfen.

Was werden die armen Eltern diesem gewiß noch ungläubigen jungen Menschen auf sein Grab gesetzt haben: Eine abgebrochene Säule?

Das Zeichen des Sieges über den Tod ist nur ... das Kreuz!

Nein, vom Leben selbst im Sterben konnte ich damals in meiner Kandidatenzeit noch nicht zeugen; denn ich war noch kein ... Zeuge; hatte den Befehl Apostelgeschichte 1,8⁹ noch nicht vernommen. Konnte damals meinen guten Willen zum kommenden Amte nur durch mein stilles Tischgebet als einziger in der langen Tafelrunde bezeugen; denn der Schulleiter, auch ein Theologe, aber liberaler Richtung, hatte längst „mit dieser frommen, leeren Sitte“ gebrochen.

Doch, noch eins konnte ich damals schon für meine spätere Berufung tun: Jeden Sonntag sammelte ich alle die, die mit mir eine halbe oder eine ganze Stunde zur Kirche nach Boldixum oder Nieblum gehen wollten. Dort durfte ich einmal unterwegs mit einem kranken Jungen nacherleben, was Lukas 9,38 ff.¹⁰ erzählt wird.

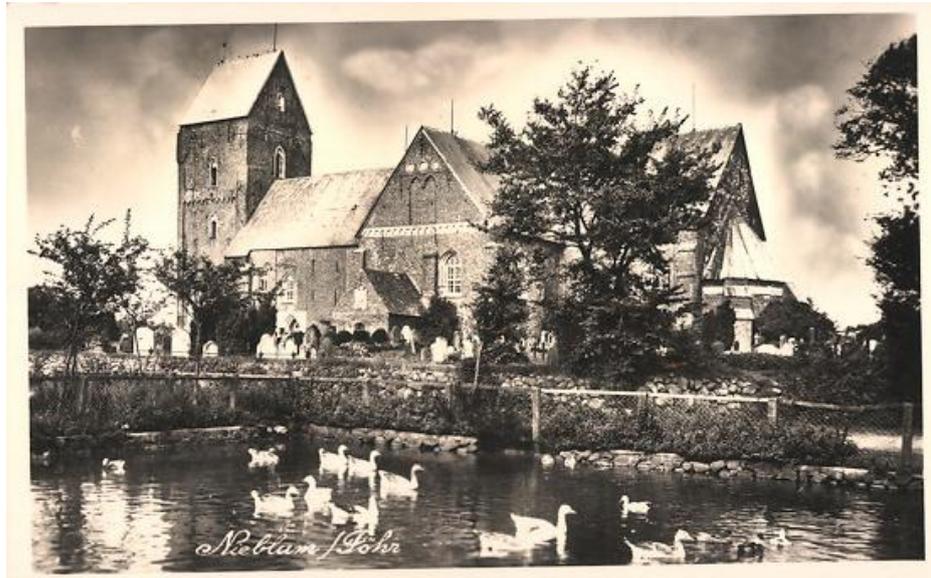
⁹ „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde.“

¹⁰ „Und siehe, ein Mann unter dem Volk rief und sprach: Meister, ich bitte dich, besiehe doch meinen Sohn, denn er ist mein einziger Sohn. ³⁹ Siehe, der Geist ergreift ihn, so schreit er alsbald, und reißt ihn, daß er schäumt, und mit Not weicht er von ihm, wenn er ihn gerissen hat. ⁴⁰ Und ich habe deine Jünger gebeten, daß sie ihn austrieben, und sie konnten nicht. ⁴¹ Da antwortete Jesus und sprach: O

Da wird einer meiner Schutzbefohlenen von seiner Krankheit erfaßt. Daß es ein böser Geist sein konnte, wie es in der Bibel mehrfach geschildert wird, wußte ich damals noch nicht. Er wurde auf den Rasen niedergeworfen und kratzte mit schäumendem Munde, läut ächzend und stöhnend, das Erdreich auf und gebärdete sich wie ein völlig Irrer. Das war der erste Fall, der mir die in meinem seelsorgerlichen Leben so häufig wiederkehrende Frage vorlegte: Epilepsie oder Dämonismus?

+ + +

Diese Kandidatenzeit auf Föhr gehört zu den ungetrübtesten Jahren meines Lebens. In der Vollkraft des körperlich-seelischen Befindens, in herzlicher Freundschaft lebend mit Kamera-



den und Kameradinnen, ein nie unterbrochener brieflicher Verkehr mit dem Elternhaus und Geschwistern, dazu „Geld wie Heu“, da auf der Insel keine Möglichkeit nach Zerstreung geboten wurde und auch kein Verlangen danach vorhanden war. Daneben der feine Verkehr mit dem hochgebildeten Publikum, der mir alles bot, was man sich hätte wünschen können an Unterhaltung, Musik, politischen und kulturellen Vorträgen; dazu Wattwanderungen nach Amrum und Sylt, Besuch der interessanten Vogelkoje und nicht zuletzt das ewig wechselnde Schauspiel der farbigen Wolken- und Wasserpracht – neben befriedigender Arbeit:

„Freiheit, die ich meine!“

Auch noch keine Bindung nach irgendwelcher Seite! Vielmehr Möglichkeiten nach allen Seiten, weil man ein fröhlicher, zu allem Sport und Spiel, aller Schalkheit und Übermut aufgelegter Mensch war; der in jener Zeit nur von einer kleinen Not wußte ... bei der guten Verpflegung zu stark zu werden! Und deshalb hatte ich nur gegen einen Feind und Freund zu kämpfen hatte, der von sanatoriumswegen für alle anderen Pflicht war: Gegen den Mittagsschlaf!

Und den Gegner besiegte ich, wenn alles andere ruhte, durch das Luftbad: Unter die kalte Dusche, und dann ... Dauerlauf, bis die letzte Sehnsucht nach Schlaf vertrieben war und irgendeine willkommene Arbeit mich zum frohen Einsatz rief.

+ + +

Endlich noch ein kleines Erlebnis aus der Pädagogik, das mir zum erstenmal in das Seelen- und Eheleben der „armen Reichen“ einen Einblick schenkte und manchem meiner Leser willkommen sein dürfte zur rechten Beurteilung einer bisher unverstandenen Seele in Freundschaft und Verwandtschaft.

du ungläubige und verkehrte Art, wie lange soll ich bei euch sein und euch dulden? Bringe deinen Sohn her! ⁴² Und da er zu ihm kam, riß ihn der Teufel und zertrümmerte ihn. Jesus aber bedrohte den unsauberen Geist und machte den Knaben gesund und gab ihn seinem Vater wieder.“

Kommt eines Tages ein Schüler im Konfirmandenalter zu mir mit der Bitte, ob ich ihm nicht die Entstehung des Menschen erklären wolle? „Mit Freuden“, antwortete ich ihm. „Nur eins hält mich zurück, die Entstehung des Lebens Dir, lieber Hans, zu schildern. Denn das ist etwas so Zartes und Köstliches, daß ich nicht wage, dieses Vorrecht Deinen lieben Eltern wegzunehmen. Ich weiß, wie sehr Du Deine Mutter liebst. Schreib es ihr. Sie wird Dir diese süsse Pflicht gern erfüllen.“

Der gute Hans, ein durch und durch kranker Junge eines reichen Fabrikanten, dem der Tod schon damals auf allen unterentwickelten Gelenken und Gliedern, vor allem auf den blauen Lippen stand, bekam ... keinen Brief! Dagegen aber ich, und der lautete etwa so:

Lieber Herr Kandidat! Sie haben es gewiß gut gemeint, daß Sie meinen Hans mit seiner Frage an seine Mutter verwiesen. Aber das sollen Sie wissen: Ich sehe mich völlig außerstande, meinem lieben Jungen die Frage zu beantworten; denn meine Ehe ist keine Ehe, die noch auf moralischen Grundsätzen aufgebaut wäre. Über unser Eheverhältnis wird Ihnen gewiß ein Vorgang vom letzten Sonntag hinreichende Kenntnis geben: Mein Mann kam wirklich einmal zu Tisch, aber in so gereizter Stimmung, daß mir schon in den ersten Minuten der schöne Sonntagsbraten ... am Kopfe vorbeiflog und an der Tür seine Platz fand! Damit endete kurz und schmerzvoll unser harmonisches Sonntagsmahl. –

Wie urteilte der Herr Jesus über Reichtum, Glück und Eheglück? Das steht deutlich im Matth. 19,21–23 geschrieben:

Jesus sprach zu ihm: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach! Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm; denn er hatte viele Güter. Jesus aber sprach zu seinen Jüngern: Wahrlich ich sage euch: Ein Reicher wird schwer ins Himmelreich kommen.

War solch ein Wort dem damaligen Kandidaten so gut wie unfaßbar, heute ist's dem alten Emeritus dutzendmal beglaubigt! –

21. LEHRER FÜR DIE ABC-SCHÜTZEN IN BAD HARZBURG

1. Meine mißglückte Geburtstagsreform

Die schönsten Orte waren für mein schönheitsdurstiges Auge gerade gut genug. Wo hätte ich, als vor Weihnachten mein Dienst im Sanatorium schloß, für ein kurzes Halbjahr bis zur Wiedereröffnung der Saison auf der Insel Föhr einen willkommeneren Arbeitsplatz finden können als in dem unserem elterlichen Dorfe Beuchte nahe gelegenen Harzburg, Braunschweigs schönstem Badeort? Nur 11 Kinder, Knaben und Mädchen, waren meiner Leitung unterstellt. Mein Lehrereideal war schön längst Schulunterricht in engster Beziehung zum Elternhaus. Also mein Erstes, was mir die Zuneigung der Elternschaft im Fluge erwarb: Besuche aller Kinder in ihren Häusern.

Damit waren mir die Herzen aller Kinder erschlossen; konnte ich doch jedes Gespräch mit jedem Kinde zur gegenseitigen Freundschaftsvermehrung buchen, wenn ich nach den Eltern, der Oma, dem kleinen Baby, dem Kanarienvogel oder Kaninchen, Hund oder Katze fragte.

Mein dunkler Lodenmantel, mit der obligaten Zipfelmütze daran, hatte seinen Platz im Klassenschrank. In dieser Zipfelmütze fand ich nun die kleinen Liebesgaben der Kinder: Einen Apfel oder Apfelsine, einen kleinen Blumenstrauß oder ein paar Beeren aus dem Garten, ein kleines Kunstwerk aus Papier oder Pappe oder was sonst einem Kinderherzen als Sehnsuchts- und Freudenziel erscheint. Einmal überschritt allerdings die Liebe eines Kindes das gebotene Ziel. Da fand ich nicht in der Zipfelmütze, sondern auf dem Heiligtum der Schule, auf dem Klassenbuch im Pult ... eine kleine fettige Fleischwurst, extra vom Haus-Schlachtfest für den Herrn Lehrer gemacht! –

Da ich zumeist zu den Geburtstagen der Kinder von den Eltern eingeladen wurde, wußte ich also gut über diesen Hauptfesttag der Kinder Bescheid:

Heute hat die zierliche Elly, das etwas verzogene Töchterchen

eines Bäckermeisters, Geburtstag. Elly kommt, wunderbar aufgebügelt, mit ihrem neu gewaschenen, aufgedonnerten hellblonden Haar, einer ganz neuen weißen Schürze, im Bewußtsein ihrer Geburtstagswürde, in die schon ziemlich gefüllte Klasse, geht gegen alle gute Sitte am Lehrer ohne Gruß vorbei, setzt sich auf ihren Platz, streicht von der neuen Schürze von rechts nach links jede Falte fort und hebt endlich, ganz von ihrer Geburtstagswürde erfüllt, die Augenlider in freudiger Erwartung, was wohl die Klasse für eine Ehrung für sie bereit habe.

Dieses Sich-in-Geburtstagspose-Setzen hatte minutenlang gedauert. Schon längst hatte ich die Augen aller Anwesenden auf das „von sich gekommene“ Geburtstagskind gerichtet und rief, als es nun endlich mit holdem Augenaufschlag auf mich sah, unter dem Hallo der ganzen Klasse: „Aber Elly, Elly, was ist denn heute mit Dir passiert? Du gehst ohne Gruß an mir vorbei?“ – Da ruft die ganze Klasse wie aus einem Munde: „Sie hat ja Geburtstag, sie hat ja Geburtstag!“

„Und am Geburtstag braucht man seinen Lehrer nicht zu grüßen? Und darf mit ihrer Haartolle ein Rad auf dem Kopf tragen wie der Pfau im Zoologischen? Bitte, Evchen,“ – das war die Erste und Beste in der Klasse – „was hat denn Elly für ein Verdienst, daß sie heute gefeiert werden muß? Und du, mein dicker Pumpel, Kurt Lüderitz,“ – das war der Intelligenteste unter den Knaben – „was für eine Großtat hat Elly denn an ihrem Geburtstage für die Menschheit oder nur für ihre Familie getan, daß wir ihr gratulieren müssen? Geschrien hat sie, nur geschrien, als sie vor 6 Jahren geboren wurde!! Muß man die feiern, weil sie einmal geschrien haben?“ Darauf konnten meine Kinder so wenig eine Antwort finden wie selbst Ihr, meine lieben Leser! Da blühte mein pädagogischer Weizen! Ich schrieb



im „Harzburger Blättli“ einen Artikel, der in der großen Braunschweiger Zeitung Nachdruck fand: „Über die Neugestaltung der Geburtstagsfeiern unserer Kinder.“

Der Zielpunkt dieses Aufsatzes war, die Kinder durch ungeeignete Geburtstagsfeier nicht zu einem ungesunden und unnatürlichen „Mittelpunktswahnsinn“ zu erziehen. Nein, sie vielmehr daraus zu befreien, und zwar dadurch, daß wir bei jedem Geburtstage der Kinder die eine feiern wollten, die an dem Tage wirklich vor Gott und Menschen etwas Ehrenvolles geleistet habe, die Mutter!

Diesen Gedanken konnte ich damals mit meiner kleinen, mir ergebenen Kinderschar nachdrücklich dadurch exerzieren, daß ich selbst mit dem Geburtstagskinde der Mutter meinen Besuch machte unter Beglückwünschung zu der Menschenblüte, die sie ihrer Familie und dem Vaterlande geschenkt habe, machte.

Aber ... nun muß ich schmerzlich bekennen, daß meine Geburtstagsreform schon in meiner eigenen Familie, und zwar an meiner eigenen Kinderschar gescheitert ist, weil jedes Kind nicht verzichten wollte auf die Geschenke, die ihnen von Onkeln und Tanten „von rechts wegen zustanden“!! – Da blieb mir zur Rettung meines schönen Reformgedankens nichts anderes übrig, als der Mutter meiner Kinder die Ehrung und das Geschenk zu überreichen, das ihr um ihrer Großtat willen gebührte! Daran habe ich bis zur Jetztzeit festgehalten und empfehle meinen ritterlichen Vätern das gleiche.

P.S. Als ich im vergangenen Frühling zur Kur nach mehr als 50 Jahren wieder in Bad Harzburg weilte, gelang es mir, die liebe Elly von damals zu entdecken und zu besuchen. Ach, das Leben war herb mit ihr umgesprungen! Zwei lieben Ehemännern hatte sie das Grabgeleit geben müssen. Dadurch war sie unseres Glaubens geworden, und ich konnte den Besuch bei ihr mit gemeinsamem Gebet beschließen.

2. Die gelungene Reform des Tischgebets

Meine Eindrücke bei den Hausbesuchen waren die denkbar ungünstigsten nach der sittlich-religiösen Seite. Die Eltern waren durchweg junge, aufstrebende Leute, die Schulden auf ihren neu erworbenen Häusern durch Vermietung an Sommergäste abzutragen suchten. Das war also der Eltern Hauptsache, die Kindererziehung die Nebensache. Alle Räume wurden deshalb abgegeben, auch das Kinderzimmer. Ein Töchterchen, das besonders schlechte Schrift ablieferte, erklärte mir, sie hätte keinen Tisch für Schularbeiten, sie müsse ... auf der Treppe schreiben!

Was Wunder, daß auch alle feste, christliche Hausordnung in diesem Kampf ums nackte Leben verloren ging! Sollte ich mir, im Interesse meiner sehr geliebten Kinder, diese Vernachlässigung gefallen lassen? Hört meinen wohl gelungenen Kampf um die christliche Hausordnung, zumal um das Tischgebet: Ich hatte meinen Kindern folgende Geschichte aus einem damaligen Kaisermanöver erzählt:

Nach angestrengten Marschtagen hatte der junge Leutnant in einem Dörfchen Ruhetag bekommen und genoß in vollen Zügen die ländliche Idylle in dem gastlichen Hause des ehrwürdigen Pfarrers. So schön sonst alles in dem Quartier war, eins mißfiel dem jungen „Mars“ höchlich: Die Selbstverständlichkeit, mit der sich alle Glieder des Hauses schon in aller Morgenfrühe in einer Andacht sammelten und sämtliche Mahlzeiten mit Gebet begonnen und beschlossen wurden. Schließlich mußte er seinem Unmut Luft machen und fragte gereizt den alten, weißhaarigen Gastgeber: „Nun, Herr Pastor, bei Ihnen betet wohl alles?“

„Leider nein, Herr Leutnant! Ich habe hier einen Kerl auf dem Pfarrhofe, den kann ich durchaus nicht zum Gebet erziehen.“ – „Das muß ein Charakter sein, Herr Pfarrer, wenn er sich Ihrem starken Einfluß zu entziehen vermag. Ich kann nicht leugnen, der interessiert mich. Würden Sie so gut sein, mich ihm vorzustellen.“ – „Mit Freuden“, antwortete der ehrwürdige Herr, während der Schalk in seinen fröhlichen Augen lachte. Dienstbereit faßte er den Gast unter den Arm und führte ihn über den Hof zu den Stallungen, wo jener einen Knecht kennen zu lernen erwartete.

Kaum aber hat der Pastor die Stalltür geöffnet, da stürzt ihnen das fette Schwein entgegen, grunzend das zugeworfene Brötchen verschlingend. „Sehen Sie, Herr Leutnant“, ruft dem Erstaunten der Pfarrer zu. „Das ist der Charakter, der trotz all meiner Mahnung vor dem Essen ... nicht beten will!“ Auf den Schultern des jungen Offiziers blüht ein hochroter leuchtender Kürbis!“ –

Diese Geschichte erzählte ich also in der Religionsstunde meinen kleinen ABC-Schützen des Harzstädtchens und knüpfte daran die Bemerkung, daß die Tiere keinen Verstand hätten, einem unsichtbaren Geber für die guten Gaben zu danken. Beten sei das Vorrecht der Menschen. Wer von diesem Recht nicht Gebrauch mache, erniedrige sich zur tierischen Stufe herab und sei dem unvernünftigen Schweine gleich, das sich, ohne zu beten, über den Trog stürze.

Als nun jedes meiner Kinder unter dem Eindruck der Manövergeschichte ein Tischgebet gelernt hatte, fragte ich sie, wer von ihnen das Tischgebet zu Hause einführen und selbst beten wolle. Unter denen, die mit Begeisterung auf meinen Vorschlag eingingen, war Kurt Lüderitz selbstverständlich der erste. So wurde dort täglich fortan zu Tisch gebetet. Da aber kam eines Sonntags der vornehme Onkel zu Besuch. Mutter Lüderitz war in tausend Nöten, wie es an diesem Tage mit dem Tischgebet gehalten werden sollte. Was würde der vornehme Bruder sagen, daß sie diese „kindliche“ Sitte im Hause pflegten?

Während solcher Überlegung hatte sie dem Onkel zuerst die Suppe aufgefüllt und setzte ihre Hausmutterpflicht in der Unruhe über das Tischgebet fort. Der Onkel ergreift ungestört den Löffel und beginnt ahnungslos zu essen. Aber da hat er nicht mit unserem Kurt gerechnet. Seine Augen runden sich in bassem Entsetzen zur Kugelform, und sein Mund rief in ehrlicher Empörung die denkwürdigen Worte: „Onkel, Du bist ein Schwein! Herr Flemming hat's gesagt.“

+ + +

Diese kurze Halbjahr in Bad Harzburg ging schnell zu Ende. Ich verließ meine kleine geliebte Kinderschar, um mit Anfang der Saison wieder den Schülern der Tertia bis Oberprima Latein und Griechisch in dem schönen Nordseebad-Sanatorium der Insel Föhr zu erteilen. Außer dem Schuldienst war es wieder vor allem die grandiose Natur, die mir den Aufenthalt dort so wertvoll machte. Unvergeßlich war eine Sturmflut, die wir jetzt miterleben durften. Die unsere große Insel umgebenden kleinen Halligen, die gegen die Flut keinen Schutz hatten, wurden schon nach einem Meter über dem normalen Wasserstand überflutet, so daß nur die Warften mit ihren kleinen Häuschen darauf über die Wasserfläche herausragten. Nun aber stieg diesmal das Wasser höher und höher, so daß die Bewohner gezwungen waren, in die etwa 2 ½ m höhere Oberetage zu flüchten. Nun führte die wilde Sturmflut alle beweglichen Gegenstände wie Stühle, Bänke, Betten, Bücher und Teppiche hinaus auf Nimmerwiedersehen, dazu die Schafe aus den Ställen sowie die festgepackten Heuschober, auf die sich Kinder hinaufgeflüchtet hatten, bis endlich die Ebbe der wütenden Vernichtungs- und Zerstörungswut Einhalt gebot.

Wir auf der großen betongeschützten Insel Föhr hatten nur das schaurig-schöne Schauspiel, die ungeheuren entfesselten Kräfte der Natur anzustauen. Da befand sich in der uns schützenden Betonmauer irgendwo ein kleines Loch; es war, als ob die Wogen einen feindlichen Instinkt hätten! Auf dieses Loch hatten sie es abgesehen. Bald war es faustgroß; jetzt löste sich ein zweiter Brocken, die Flut dringt ein, unterhöhlt den Beton stückweise, meterweise und ... jetzt bricht ein großes, langes Stück unter seiner eigenen Last zusammen. Nun haben die Wellen freie Bahn, um ein großes Stück Land herauszuschleppen.

Bald nach der Sturmflut machten wir dem Pastor der schwer heimgesuchten Hallig einen Besuch und fragten ihn, ob er nicht lieber dieses gefahrvolle Eiland mit einer ungefährdeten Pfarrstelle vertauschen wolle. Da erzählte er uns: „Ich hatte die Wahl zwischen einer Pfarrstelle in Berlin und hier auf dieser geliebten Hallig. Ich ließ Berlin fahren und wählte diese einsame, gefahrumdrohte Insel!“

+ + +

Außer den Naturschönheiten bot mir die Insel auch manchen Kulturgenuß. Erstklassige Künstler suchten im Sanatorium Auffrischung und Ausspannung und boten dabei ihre genialen Gaben dem hochgebildeten, kunstverständigen Publikum.

Dabei erhielt ich manch wichtigen Einblick in das inhaltslose Leben dieser „armen Reichen“, sonderlich der weiblichen Jugend, die den Großteil des Sanatoriums darstellten. Was suchte die unverheiratete Frauenwelt hier am Busen der Natur? Auffrischung und Wiederherstellung ihrer in der Wintersaison verbrauchten Kräfte! Für diese reichen arbeitslosen Frauen der Großstädte drängen sich Abend für Abend die Konzerte, Theater, Bälle, Gesellschaften, Aufführungen und Soiréen, die den Schlaf verhindern, die Nerven zerrütten und die Kräfte zerreiben. Krankheiten aller Organe sind die Folge. Das Sanatorium bietet durch Luft und Licht, Wasser und Elektrizität, durch völlige Entspannung aller erschlaferten Kräfte die gewünschten Heilmittel.

Ja, wenn's nur der Körper wäre! Aber auch die Seele ist ebenso krank! Sie sucht nach Halt und findet ihn nicht. Ist nun irgendwie eine kraftvolle männliche Persönlichkeit zu finden, so gerät dieses kränkliche Frauengeschlecht nur zu bald in ihre Abhängigkeit und läuft ihr in kindlicher Haltlosigkeit würdelos nach.

Ich stand damals auf dem Ideal altgriechischer Auffassung: „In einem schönen Körper eine schöne Seele!“ Von diesem Irrwahn wurde ich hier völlig geheilt. Ja, da waren schöne, feingebildete Gesichter; aber suchte ich nun auch nach einer schönen Seele, so wurde ich tief enttäuscht. Wann ist denn eine Seele schön? Wenn sie eine Ausstrahlung von Edelsinn, Wärme und Reinheit hat! Was ich aber hier entdeckte, war trotz der anziehenden äußeren Erscheinung eine Leere und unbefriedigte Inhaltslosigkeit, die mich geradezu erschrecken und abstoßen konnte.

Da trat in unseren Lebenskreis eine junge Schwedin ein. In Schweden hatte schon damals vor mehr als 50 Jahren ein jedes junge Mädchen bis in die Ministerkreise hinein einen Beruf, sei es Krankenschwester, Lehrerin oder Masseurin. Unsere neue Schwedin, ein Ausbund von Jugendkraft in Haltung mit einer wundervollen Singstimme war im Sanatorium Masseurin. Rein, stolz, zielbewußt, unnahbar! Neben ihr boten unsere deutschen, krankhaft haltlosen Seelen einen schlechten Vergleich. Es gab dort einige junge Männer, die stets von einem Schwanz dieser haltlosen, sehnsuchtsvollen Frauen begleitet und gefolgt waren. Da ist mir ein Wort unserer stolzen, unnahbaren Schwedin in Erinnerung geblieben, womit sie

ein schönes, haltloses Fräulein zurecht „stauchte“, die in unwürdiger Weise einem selbstbewußten unreinen Manne nachjagte: „Johanna, du hast keine Stolzheit!“ Der Schwede sagt für „Stolz“ – „stolthet“!

Wie oft habe ich dieses Wort in der Seelsorge anwenden müssen, gerade auch dort, wo es sich in beiden Geschlechtern um Abstoßung und Zuneigung handelte. Sind unsere deutschen Frauen weniger stolz als die schwedischen? Auch die echte deutsche Frau will erkämpft und erobert sein, und eine Hoheit, eine Würde soll jedes unheilige Begehren und Vertraulichkeit des jungen Mannes weit von sich fernhalten. Wo findet sich diese Hoheit? Wir Biblischen haben eine überzeugende Antwort, die wir mit vielen Beweisen erhärten können: Bei JESUS selbst!

22. MEINE FLUCHT NACH ITALIEN

In Bad Harzburg hatte ich einen prächtigen Mittagstisch im Christlichen Hospiz bei Fräulein Braun gefunden. Sie war die leibliche Schwester des damaligen Stadtmissionsinspektors in Berlin, Max Braun.

Eines Tages traf ich diesen künstlerisch begabten Mann, den Freund und Mitarbeiter D. Adolf Stoeckers, an der gemeinsamen Mittagstafel. Während die anderen Gäste sich bald entfernten, forderte Max Braun mich auf, mein Cello zu holen, um noch ein wenig mit ihm zu musizieren.



**Max Braun
(1859–1925)**

Da fand sich's, daß er auf dem Klavier alles ebenso auswendig spielen konnte wie ich auf meinem Instrument. Die kleine Hörschar war ebenso erstaunt wie wir selbst: Wir brauchten uns gar nicht mehr auszudenken, was wir spielen wollten. Die Lieder und Töne flossen uns beiden so ungekünstelt aus der Seele in die Finger, daß wir aus dieser Harmonie der Töne auch auf die Harmonie unserer Seelen mit wunderbarer Kraft hingeführt wurden. Doch erwachsen aus diesem Gefühl innerer Verwandtschaft zunächst noch keine weiteren Verbindungen, weil die Insel Föhr mich zurückrief.

Nun aber war dort der schöne Dienst zu Ende, und eine neue Arbeit mußte begonnen werden. Da bekam ich durch die Vermittlung Pastor Brauns einen Ruf an die Berliner Stadtmission, die damals von dem Nachfolger D. Stoeckers, dem aus dem Wuppertal stammenden Hofprediger Ohly, geleitet wurde. Dieser Ruf schien mir ein Ruf von Gott. Aber eins hielt mich von der Annahme zurück: Eine Furcht im Innersten meines Herzens, daß ich mich bei der Annahme dieser Berliner Inneren Missionsstelle ganz an Gott ... „verkaufen müsse“.

Nun, weshalb nicht? Muß nicht jeder Pastor sich selbstverständlich Gott in restlosem Gehorsam ergeben? Gewiß nahm ich das als gegeben an. Aber als ich es nun persönlich tun sollte, da lag auf einmal, und zwar zum erste Male die herbe, harte Frage vor mir:

Willst du dich wirklich ganz verkaufen?

Was wird dann aus deiner Musik? Die mußt du bestimmt drangeben! Kannst du das? Willst du das? Da wurde es mir klar: Nein, das konnte und wollte ich nicht!

Nun kam gerade ... zur rechten Zeit (!) eine Anfrage vom Sanitätsrat des Sanatoriums, ob ich ihn als Lehrer seiner beiden ältesten Söhne im Alter von 8 und 11 Jahren nach Pegli bei Genua begleiten wolle, wo er für das Winterhalbjahr die Leitung eines Santoriums übernommen habe.

Ja, das wäre so etwas für mich! Ich entginge der drohenden Entscheidung für Gott und brauchte mein Cellospiel nicht auf den Opferaltar zu legen! Nach Berlin oder nach Italien – so lautete in den nächsten Wochen und Monaten das schwere Entweder–Oder.

Sehe ich heute auf diese entscheidungsvolle Periode meines Lebens zurück, so erinnere ich mich keiner Stunde, in der ich diese Entweder–Oder klar vor Augen gehabt hätte als eine Entscheidung für oder wider Gott. Es kam mir überhaupt nicht zum Bewußtsein, daß ich bei dieser Gelegenheit zu einer solch wichtigen Stellungnahme aufgerufen war! Es ging mir dabei eigentlich nur ... um mich selbst, um meine Freiheit, nicht meine Musik! Der Gedanke, daß hinter diesen meinen Wünschen Gott stand, kam mir einfach nicht oder aber doch erst sehr viel später!

Das ist mir auch in der Seelsorge oftmals aufgefallen, daß junge Menschen bei Stellungswechsel oder Berufsentscheidungen gar nicht merkten, daß es dabei für sie ... um Gott ging. Dieser Gottesgedanke schält sich erst langsam nach vielen Irrungen und Wirrungen beim Rückblick über verlorene oder vergeudete Monate und Jahre heraus, je nachdem uns Gottes Geist aus der Oberfläche in die Tiefe führt. Wir haften mit unseren erdgebundenen Augen an den äußeren Verhältnissen, an unseren Handlungen und Wandlungen, an Glücks- und Unglückszufälligkeiten. Daß aber dahinter schon längst Gottes Hand, Sein Rufen und Locken, Sein Warnen und Pfadversperren steht, wird uns im Erleben nicht klar. Ich darf diese Überlegungen an mir selbst illustrieren.



**Karl Ohly
(1860–1919)**

23. PRIVATLEHRER IN PEGLI BEI GENUA

(Januar 1905)

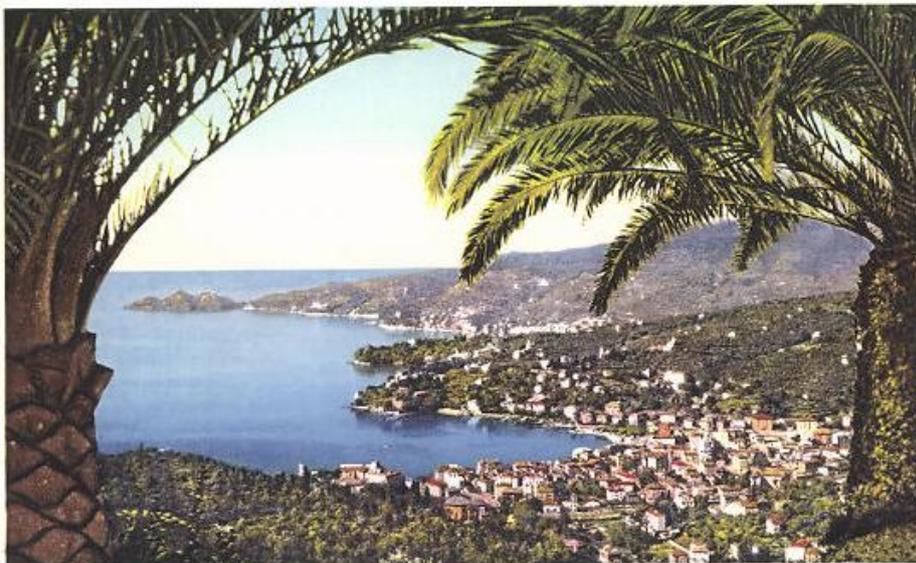
Daß ich auf der Flucht vor Gott gewesen wäre, hätte mir nie und nimmer jemand einreden können, als ich mit meinem geliebten und „vor Gott geretteten Cello“ durch die herrliche, zum erstenmal geschaute Alpenwelt reiste. Ich sah nur Gottes Freundlichkeit, die mich diese Naturschönheiten erleben ließ: Den Schneesturm, als wir in den Gotthardtunnel einfuhren, die lachende Frühlingssonne, als wir das Tessiner Tal über Como auf Mailand hinabrollten.

Und dort ... der Dom und der Campo Santo! Man kam einfach aus dem Staunen nicht heraus! Dabei wurde ich nur auf der Mutter Erde festgehalten dadurch, daß ich, so gut ich es eben mit dem jüngst einstudierten Italienisch konnte, gegen die diebischen Bahnbeamten wehren und mein Cello verteidigen mußte.

Und als ich dann die Herrlichkeiten des Ligurischen Meeres, der Levante mit den unvergleichlichen Palmengärten von Rapallo, Nervi bis Sestri jenseits von Genua erleben durfte und auf der Rückfahrt die ganze Ponente mit St. Remo, Monte Carlo und Monaco bis Nizza hin durchfuhr und von Cannes aus die französischen Alpen einsam jubelnd-singend durchwanderte – wer kann es mir verdenken, daß ich mich als ein von Gott Begünstigter und Bevorzugter einschätzte und das frohe Lied nicht von den Lippen verlor:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt Er in die weite Welt!

Was soll ich von den frohen Monaten in Pegli berichten? Der Unterricht bot wenig Abwechslung, wohl aber die Klettereien an den steil abfallenden Ligurischen Alpen, und dann beson-



Rapallo - Panorama

ders der Tennisplatz, auf einem weit ins Meer vorspringenden Hügel gelegen. Wenn man schon von Natur aus Optimist ist, und nun jeder neue Tag ... ein Sonntag ist, soll heißen, wenn morgens beim Erwachen die im blauen Ligurischen Meer sich badende Sonne ihre tanzenden Wasserstrahlen durch die ideal gewachsenen Blätter einer großen, herrlichen Palme an die Decke des Schlafzimmers wirft, und wenn du zu Lessings Geburtstage von Eltern und Geschwistern, Freund-

schaft und Verwandtschaft 36 Briefe und Karten bekommst, dazu noch von deinem hochverehrten Mathematikprofessor Geitel ein 10-Pfund-Paket mit Braunschweig-Wolfenbüttler Mettwurst, Leber-, Rot- und Fleischwurst bekommst, dann wird dir selbst der italienische Spaghetti ein Festtagsmahl, und du legst dich mit deiner reichen Geburtstagspost am 22. Januar in eine sonnendurchglühte Bergfalte, wo neben dir das Wasserlein rauscht, schaut auf das breite Dach der vornehmen Pinie, der riesigen



GENOVA - PEGLI - Panorama

Kakteen und läßt dein Auge über die unendliche blaue See gleiten, – dann wirst du den erhebenden Eindruck nicht los, daß du bestimmt bei Gott in Gnaden stehst, der dir soviel Sonne und Liebe und Freundlichkeit beschert!

Und deine Gewissensbisse über deine Flucht vor Gott? Die kamen mir nicht im geringsten, obwohl sie hätten kommen können, da Gott mich mit Menschen zusammenführte, die alles darauf anlegten, sie mir zu verschaffen. Hört und ermesst:



San Remo

24. DER ANGRIFF DER DARBYSTEN AUF MEINE THEOLOGIE

Der Besitzer des Sanatoriums, der meinen Sanitätsrat für die Saisonmonate berufen hatte, war ein Schweizer Darbyist. In ihm und seiner großen Familie von 6 heranwachsenden Töchtern und 2 Söhnen lernte ich eine typisch herbe, eckige Sippe kennen. Ihr Darbyismus¹¹ verschärfte noch ihre unnahbare Engherzigkeit. Sie hatten mich mit meiner musikalischen Fröhlichkeit bald als Bekehrungsobjekt herausgefunden und mühten sich rührend um mein Seelenheil, das für mich selbst aber noch gar nicht in Zweifel und Frage stand. Vor allem waren es die „letzten Dinge“, die uns von Anfang an in scharfen Gegensatz brachten.

„Wie denken Sie denn, Herr Kandidat, über die Wiederkunft Christi?“ – „Gar nicht“, lautete meine frisch-fromm, fröhlich-freche Antwort! „Aber Herr Kandidat, das ist ja ein unhaltbarer Zustand! Was wollen Sie den später Ihrer Gemeinde sagen, wenn sie von Ihnen Aufklärung erbittet?“ – „Oh, dann werde ich klug genug sein, mich herauszureden oder herauszulü ...“ Ganz klar, der orthodoxe wie der liberale Christ macht nicht ernst mit der Gegenwart Gottes. „Das ist ja ein schrecklicher Zustand, Pastor werden zu wollen und auf ernste biblische Fragen keine Antwort geben zu können!“ – „Machen Sie mich nicht ängstlich! Diese Frage nach den letzten Dingen wird in unserer Kirche einfach nicht gestellt. Die überlassen wir den außerkirchlichen Sekten. Sonst wäre uns auf der Universität diese Lehre abverlangt worden!“

„Nun, wenn Gemeindeglieder Sie nicht fragen werden, – aber wollen Sie nicht selbst teilhaben an der Hochzeit des Lammes?“ – „Die interessiert mich gar nicht!“

Die guten Leute waren baß erstaunt und entsetzt. Eine solche Gottlosigkeit und Frivolität eines angehenden kirchlichen Amtsträgers ließ sie nicht ruhen und rasten, bis ich ihnen

¹¹ Eine freikirchliche Bewegung im Rahmen der Brüderbewegung. Der anglikanische Geistliche John Nelson Darby (1800–1882) gehörte zu deren Gründervätern. In der Bewegung wurde aber der Begriff Darbyisten abgelehnt.

versprochen hatte, daß ich zur Abendandacht kommen würde, wo wir gemeinsam die Offenbarung Johannes durchsprechen wollten.

Diesen Gefallen habe ich ihnen wirklich auch getan und bin jeden Abend zur Hausandacht dort im Familienkreis hinübergegangen. Aber weder ihre Auslegungen noch ihre Bedrohung



**John Nelson Darby
(1800– 1882)**

meiner Seele haben den geringsten Eindruck auf mich gemacht. „Wenn Sie meine Theologie hätten“, so war meine ständige Antwort und mein letzter Gedanke, „so würden Sie mir nicht zumuten, das krause Zeug zu glauben! Denken Sie doch, alle meine theologischen Vorväter bis auf Luther hin sind ohne diese Wiederkunft ausgekommen und tüchtige, gläubige Pfarrer gewesen. Und Luther selbst hat doch gesagt: ‚Die Offenbarung Johannes werfe ich in die Elbe.‘ So wird auch mir nichts Wesentliches fehlen, wenn ich vom Antichristen und Abendmahl des Lammes nichts weiß.“

Bei dieser meiner Meinung bin ich während der ganzen Abendandachten bis zum letzten Kapitel der Offenbarung geblieben. Ich war dafür in meiner theologischen Selbstsicherheit und Überlegenheit einfach nicht reif! Ich nahm die Bibel nicht ernst; ich nahm Gott selbst und den Opfertod

Jesu, auch wenn ich Ihn „recht gläubig“ bejahte, nicht für mich notwendig an, weil mir damals eins noch völlig fehlte: Sünden- und Selbsterkenntnis! Was sollte Gott nur tun, um mich zum Verständnis Seines Wortes zu bringen? Doch Er hat Weg aller Wegen! Darüber ein Erlebnis aus jenen Tagen, das mir die Haltlosigkeit des modernen Menschen und damit auch die Haltlosigkeit meines damaligen Seelenzustandes hätte beweisen müssen, wenn ich dazu aufnahmefähig gewesen wäre.

Meine Hauptbekanntschaft im Sanatorium war ein junger Chemiestudent, dessen letzte Hoffnung für seine völlig niedergebrochene Gesundheit die italienische Sonne war. Wir hatten uns zusammengefunden in der gleichen Entrüstung über die Rohheit der italienischen Haus- und Gartenbesitzer, die längs der ganzen Levante und Riviera di Ponente in diesen ersten Monaten des Jahres überall die ligurische Küste entlang auf der Lauer lagen, um unsere nach Norden ziehenden Singvögel abzuschließen!

Man denke sich in diese unerhörte Rohheit hinein! Nach dem weiten Flug von Afrika über das Mittelländische Meer kommen die schwarzen Vogelscharen mit letzter Kraft ans hoch aus dem Meer aufragende feste Gestade, finden aber statt freudiger Begrüßung die ganze Küste entlang, Garten bei Garten, Abhang neben Abhang überall diese dunkelhaarigen „Raubritter“ mit ihren Flinten, wüst und rücksichtslos hineinballend in unsere heimische Gefiederwelt! Da hingen vor den Läden der Vogelhändler dutzend-, ja schockweise, auf Fäden aufgereiht, Lerchen, Rotkehlchen und Rotschwänzchen, Goldammern und Zeisige, ja selbst Nachtigallen und alles, was zu unserer Lust singt und springt, pfeift und klingt, um für ein paar Pfennige verkauft, gebraten und verzehrt zu werden! Auf unseren Spaziergängen fanden wir die armen angeschossenen Tiere mit gebrochenen Flügeln in den Gräben und Felsspalten liegen und langsam verenden.

Der Zorn gegen diese Tierquäler ließ uns junge Leute zusammenfinden. Wir sammelten Erlebnisse und Gespräche und Begebenheiten mit den Rohlingen und schickten diese an die deutschen Zeitungen der großen Städte und halfen an unserem Teil mit, daß schließlich der

deutsche Staat selbst eingriff und diese Barbarei über die italienische Behörde abstellte. Aus diesem gemeinsamen Kampfe also wuchs unsere Kameradschaft.

Da wird der junge Chemiker eines Tages vom „Sani“ aufgefordert, sein Wasser zur Untersuchung einzuliefern. Tags darauf sieht er seine Retorte in der Fensterbank stehen mit einer so hochprozentigen Krankheitskala, daß er sich sagen muß: Nach einem solchen Befund muß mein Lebensfaden in wenigen Monaten oder Wochen abreißen! Diesem gewissen Hinsiechen aber will er selbstbewußt mit dem Freitod zuvorkommen. Er kauft sich einen Revolver und beschließt: Heute abend 6 Uhr wird Schluß gemacht! –

Er schreibt seinen Eltern daheim, sie möchten seine Todesnachricht gefaßt aufnehmen. Sie verstehen ja, daß er nicht den langsamen Siechtod abzuwarten gewillt sei, sondern die Zeit seines Ablebens selbst bestimmen wolle!



Die festgesetzte Stunde kommt, als der Arzt zu einem kurzen Besuch bei ihm eintritt. Da kann er es doch nicht lassen, ihm einen Vorwurf zu machen, daß er nicht offen gesagt habe, wie aussichtslos es um seine Gesundheit stehe. Er habe nun selbst in jener Glasröhre seinen hoffnungslosen Zustand erkannt und gedenke daraus Folgerungen zu ziehen.

„Wo haben Sie Ihr Glas mit dem Beweis Ihres sicheren Todes gesehen?“ – „Im Fenster Ihres Untersuchungsziimmers.“ – „Mensch, Unglücksvogel!“, ruft der Arzt erschreckt, „das ist ja gar nicht Ihr Glas, sondern das des sterbenden Mädchen von Zimmer 7.“

Das diese Berichtigung auf meinen Kameraden eine gewaltige Wirkung gehabt hat, ist leicht verständlich. Aber auch auf mich! Solch ein „Hauch“ ist also der selbstbewußte Gegenwarts-mensch, der über Leben und Tod eigenmächtig zu verfügen sich das Recht anmaßt! Von solchen Irrtümern und Zufälligkeiten ist der moderne Himmelsstürmer abhängig.

Wie sicher steht dem gegenüber der Mensch, der sich von Gott abhängig weiß, der Leben und Tod demütig aus Gottes Hand entgegennimmt! Stehen diese von mir so verachteten Darbysten mit ihrem kindlichen Bibelglauben nicht doch hoch über dir mit deinem überklugen Vernunftsglauben und der Abhängigkeit von der theologischen Wissenschaft, die mir über die letzten Dinge nichts zu sagen wußte?! Ist der kindlich-biblische Standpunkt Gott nicht wohlgefälliger als die Wissenschaft, die sich das Recht anmaßt, über das göttliche Wort und Buch zu Gericht zu sitzen?

Durch dieses Erlebnis bekam mein bis dahin unbegrenztes Vertrauen zu Wissenschaft und Theologie den ersten und für die Zukunft unheilbaren Todesstoß. Und nun lag die Frage nicht fern: Wie denkt Gott über dich und deine Rechthaberei? Du willst ja in Seinem Dienst deinen Lebensberuf einnehmen und lehnt sein Wort als nicht verbindlich ab? Kann Er sich das gefallen lassen? Und wenn Er es nicht tut – was dann, wenn Er dich mit deiner dreimal-

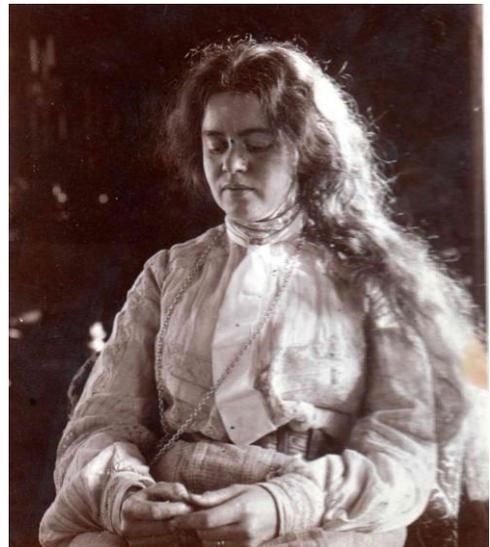
weisen Theologie nach Römer 1,28 „dahingegeben hat im verkehrten Sinn zu tun, was nicht taugt“? Hast du einen gnädigen oder einen zürnenden Gott? Kann Gott einen solchen Menschen in Seinem Dienst gebrauchen? In solchen Gedanken ging ich dem Abschluß meiner Kandidatenzeit entgegen.

25. ELSA HAMMARSTEN

In jedes Jünglings Übergangsjahren liegt eine Zeit, in der er sich für das andere Geschlecht interessiert. Nimmt man nun noch so auffallende Stellungen ein, wie ich auf der Wolfenbüttler Schule als Tambour-Major, als erster Turnwart, als Vorsitzender vom schulerlaubten Primanerverein und Leiter vom Turnerball hatte, und kann mit seinem Musikverein und Chor Schülerkonzerte veranstalten, dann interessiert sich auch das andere Geschlecht für ihn.

Diese Jahre aber gehen vorüber. Es kommt eine Zeit, da vergräbt sich der junge Mann in seine Berufsstudien oder in sein Handwerk, seine Kunst, seine Wissenschaft; da ist ihm das andere Geschlecht – wie wir als Studenten sagten – „Hekuba“¹². Doch nicht so, daß er in einer fröhlichen Stimmung unterließe, sich an dem anderen Geschlecht zu reiben, es aufzuziehen, versuchte, es in Verlegenheit zu bringen, aber doch ohne daß die Seele beteiligt wäre und mitschwänge.

In diesem Zeitalter stand ich seit einigen Jahren. Der Verkehr mit der geliebten Mutter und den Schwestern füllte alle Bedürfnisse nach der Seite hin aus. Ich arbeitete aufs zweite Examen im elterlichen Pfarrhause. Wie immer in meinem Leben hatte ich mir einen geordneten Tageslauf gemacht, von dem grundsätzlich nicht abgewichen wurde. In einem kleinen, still gelegenen Kämmerchen mit Gipsboden, nach hinten hinaus, hatte ich mich ganz vom Leben des Hauses abgeschlossen, hatte meine Fenster bis an die oberste Scheibe mit einem großen Brett zugestellt, so daß ich vom Nachbargarten und Straße nicht abgelenkt werden konnte. Und nur sonntags war ich für andere und für den sonst so reichen Verkehr meiner Schwestern zu sprechen.



An einem schönen Herbsttage erhielt meine mir nächststehende Schwester Besuch aus einem benachbarten Pfarrhause. Dort weilte als Gast ein junges Mädchen aus der Provinzhauptstadt Hannover, die eine Stelle als Haustochter in Stockholm im Hause des dortigen Hofpredigers eingenommen hatte. Sie hatte von ihrem uns benachbarten Gastgeber erfahren, daß bei Pastor Flemmings ein Sohn zu Hause sei, der vor dem Examen stehe. Das erweckte ihre Teilnahme; und da sie ein geistreiches Mädchen war, war es auch für mich eine angenehme Pflicht, den Gästen die Schätze des Pfarrgartens zu zeigen, vielleicht auch Obst und Blumen anzubieten, wie es uns allen in unserem gastfreien Hause eine Selbstverständlichkeit war. Beim Abschied der Gäste soll ich dem jungen Mädchen, das also nach

¹² Das ist mir Hekuba = Das bedeutet mir nichts (in Anlehnung an Shakespeares „Hamlet“, 2. Akt, 2. Szene, in der Hamlet darüber staunt, dass ein Schauspieler Tränen um die troianische Priamos-Gattin Hekuba/Hekabe vergießen kann, ob wohl sie ihm nichts bedeutet.

Stockholm zurückkehrte, gesagt haben: „Nun, eine größere Entfernung, als sich jetzt zwischen uns legt, ist wohl kaum zu denken.“ Diesen Satz, den ich völlig ahnungslos herausgesprudelt hatte, nahm das junge Mädchen als für sie bedeutungsvoll mit nach Stockholm und baute auf dieser schimmernden Seifenblase phantasievoll ihr kommendes Lebensglück, wie ich nach Jahr und Tag erfahren sollte.

Aber was hat diese Geschichte mit dem Namen der Überschrift dieses Kapitels zu tun? Bitte, gedulde dich ein wenig! Diese eben genannte Haustochter hatte in Stockholm die Aufgabe,



im Hause des Hofpredigers Hammarsten den beiden Töchtern, die auch Lehrerinnen waren, den deutschen Sprachunterricht zu geben. Jetzt aber kam für die Stockholmer Höheren Schulen die Bestimmung heraus, daß alle, die in einer fremden Sprache Unterricht erteilen sollten, in dem Lande persönlich gewesen sein mußten, um die Aussprache im Originalklang übermitteln zu können. Was Wunder, daß die Hannoveranerin das Pfarrhaus in unserer Nachbarschaft, zu dem sie selbst die gastlichen Beziehungen hatte, als Aufenthaltsort für die älteste Schwester vorschlug. „Dieser Ort liegt nur 1 ½ Stunden von dem Dorfe, wo der Kandidat Flemming wohnt, der jetzt gerade aus Italien zurückgekehrt sein muß. Um eins aber bitte ich dich, kommst du mit den Flemmings zusammen, so hüte dich, mit dem Kandidaten irgend welche Beziehungen anzuknüpfen; denn der gehört mir! Ich würde dich tödlich hassen, ... solltest du mir den wegnehmen.“ Wie das „Schicksal“ spielt! Kurz vor der Aus-

reise der Hofpredigertochter nach Deutschland stellt sich heraus, daß das in Aussicht genommene Pfarrhaus die junge Schwedin nicht aufnehmen kann. Was tun, da alle Reisevorbereitungen getroffen sind? Es wird bei den Flemmings angefragt, ob es dort möglich ist, und bei Flemmings – paßte es für die Sommermonate.

Ja, aber ich frage, was hat das alles mit Elsa Hammarsten zu tun? Ja, da muß ich noch einmal meine Leser nach Pegli bei Genua zurückführen. Ich hatte erfahren, daß durch das benachbarte, uns befreundete Pfarrhaus die junge Schwedin zu uns kommen sollte, was ohne Frage für unsere armen Eltern mit den Anforderungen ihrer in den Entwicklungsjahren befindlichen 9 Kinder etwas sehr Willkommenes war. So wollte ich den Pfarrersfreunden einen freundlichen Gruß aus Italien senden und wählte auf meiner Ansichtskarte als Empfängerin die etwa 10 Jahre jüngere Tochter Ulli. Sie hatte in unseren jugendlichen Zusammenkünften immer zu den „Kleinen“ gehört, die von uns Großen nicht voll genommen wurden. Beim Schreiben meiner Postkarte dachte ich nur den einen Gedanken, dem befreundeten Hause einen kurzen Eindruck der alle Begriffe des Frühlingens im schlichten Mitteldeutschland übersteigende Schönheit, diese italienische Herrlichkeit des Lichtes, der Far-

ben, der großzügigen Linie des weiten Blickes über das wunderbare Meer zu geben. So hatte ich meinen Gruß begonnen: „Ulli, weißt Du, was Frühling ist?“ Gewiß doch ein Satz, der unverfänglich, passend und zeitgemäß war!?

Nun war ich nach Hause zurückgekehrt und wollte noch einmal den Dank unseres Hauses für die Überweisung der künftigen Pensionärin mündlich ausrichten. Nach der Rückkehr von diesem Spaziergang fragten mich die Meinen: „Nun, wie war's? Waren sie froh, dich wiederzusehen?“ Ich konnte nur sagen: „Sie waren seltsam! Der Vater wie die Tochter – einfach seltsam, sie, die sonst so derb vertraulich zu mir waren. Was mag nur dazwischen stehen?“ – „Das müssen unsere Schwestern herauskriegen“, so war der allgemeine Beschluß. Denn wir legten auf die Freundschaft dieser prächtigen Menschen alle großen Wert. Und sie brachten er heraus!

„Deine Karte aus Italien ist die Friedensstörerin gewesen! Nach deinem Satz ‚Ulli, weißt du, was Frühling ist‘, hätten sie ganz was anderes von Dir erhofft! Wie konntest du nur so etwas schreiben, ohne die Wirkung zu bedenken?“ – Ich fiel aus allen Wolken, daß hier aus meinen Worten etwas geschlossen wurde, was ich nicht entfernt gemeint hatte; und das ist mir in meinem Leben noch häufiger passiert! Man legte mir etwas unter, was meine Seele nie geahnt hatte!

Ist diese Ahnungslosigkeit nun strafwürdig, sündhaft? So etwas davon scheine ich auch vererbt zu haben und muß mich mit Schiller trösten: „Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht, nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehn. Wär' ich besonnen, hieß ich nicht ... der Tell.“

Nun ja, aber! Du kommst nicht zum Ziel mit Deiner Überschrift! Was hat denn diese Ulli zu tun mit Elsa Hammarsten? Heraus damit! Wer war Elsa Hammarsten? Das könnten besser als ich meine jüngeren Brüder, die beiden Oberprimaner damals, berichten. Zuerst der Leo, der sie mit dem Eselswagen von der Station abholen mußte.

In Schweden dauern die großen Ferien ein ganzes Vierteljahr. Die Lehrer und Lehrerinnen sind gehalten, sie zu ihrer Fortbildung zu benutzen. Die Sprachlehrerinnen sollen also in die Länder reisen, deren Sprache sie unterrichten. So hatte die Deutschlehrerin Frl. Hammarsten nach einer Reise kreuz und quer durch die Schweiz sich als Reisezeit das kleine Pfarrdorf Beuchte gesetzt, um sich hier in der deutschen Sprache fortzubilden.

Also, der Bruder Leo holt das Fräulein Hammarsten vom Bahnhof ab. Man bestaunt gemeinsam das Eselspaar, das ihr wie „kleine Ratten“ vorkommt, vor dem „dreckigen Kutschwagen“. Da fragt sie mehr entsetzt als erfreut: „Ist der Wagen nur für das Gepäck, oder soll ich da auch aufsteigen?“ – „Selbstverständlich auch Sie“, lautet die ritterlich-bestimmte Antwort, „und zwar hierher neben mich auf den Bock!“ Und nun wurden auf dem Heimwege der neuen Hausgenossin alle Herrlichkeiten des kleinen Fleckens Schladen gezeigt, alle Felder und Wiesen, Getreidearten, Wassertümpel, gerade wie es für eine schönheitsdurstige Seele, die sich in den schönsten Schweizerorten an der großartigen Gottesnatur sattgesehen hat, ein Niedersteigen ins Banale, Alltäglich-klägliche bedeutete.

Genauso niederschmetternd war für sie der Eindruck unseres über alles geliebten, uralten Pfarrhauses und Garten! Ersteres roch „nach Mäusen“, letzterer nach ... „Hühnern“! Hier sollte die Großstädterin 2 Monate aushalten? Entsetzlich!

In diesen schwarzen Gedanken tritt sie Mutter und mir draußen auf dem Hof entgegen. Mit großen, scheu-angstvollen Augen, abweisend und bis obenhin zugeknöpft. Als sie ins Haus geführt ist, fragt Mutter mich leise: „Welchen Eindruck hast du von ihr? – „Kühl, ängstlich, abweisend, aber nicht unsympathisch!“ – So ... nicht unsympathisch? – Ein tiefer Seufzer aus ihrem ahnenden Herzen!

Nun, jetzt kam Leben in unser stilles Haus; denn Samstag über Sonntag kamen die beiden Brüder aus der Schulstadt Wolfenbüttel. Sonst war es üblich, daß sie einmal im Quartal zu Hause eintreten durften. Aber jetzt ... Sonntag für Sonntag!

Was wollten sie nur, was hatten sie nur?

Beide waren bis über die Ohren in die Schwedin „verschossen“! Weshalb nur? Ohne Frage war sie anders als die uns bekannten deutschen Mädchen. Die bemühten sich irgendwie um lebensfrohe Primaner! Das ließen sie offen merken. Das versteht man doch, wozu, wozu?



Und dies schwedische Fräulein, das hatte, wie vor Jahren die mir bekannte schwedische Sängerin im Nordsee-Sanatorium ... „Stolzheit“! Kein Finger wurde nach einem jungen Manne ausgestreckt! Kühl bis ans Herz hinan! Nur sachlich interessiert!

Ja, aber weshalb war dann Leo so verrückt hinter ihr her? Ich habe das Geheimnis erst später erfahren. Er war ein „Nimrod“, ein Jäger! Er hatte kürzlich das große Glück gehabt, im nahen Harly, wo ihm seine Bauernfreunde die Jagd überlassen hatten, einen kapitalen Rehbock zu schießen, dem er wochenlang nachgeprist war. Dieses Jagderlebnis war so aufregend und spannend, daß er seine Schule darüber ganz vergaß. Diese große Sensation zu erzählen, dauerte – nach der Uhr gemessen – genau 3 Stunden und 45 Minuten. Jeder von uns hatte die Geschichte bis ins einzelne gehört. Mutter vielleicht hatte die ganzen 3 $\frac{3}{4}$ Stunden dazu aufgebracht. Von uns anderen aber war keiner über $\frac{3}{4}$ Stunde hinausgekommen. Nun fand er eine Hörerin, die bereit zu 3 Stunden und 45 Minuten war. Sie durfte nun alles erfahren, wie der Rehbock geäugt, geschnuppert, mit dem rechten Vorderfuß gekratzt und vor Aufregung gestampft und die Ohren gespitzt hatte. Aber gerade als er Reißaus nehmen wollte, da hatte der wilde Jägersmann die Flinte an die Backe gerissen. Die Kugel aus dem Rohr! Und kopfüber stürzt der Rehbock den Abhang hinunter!

Hugos Brüder Leo und Ewald 1906

Und nun das Siegesbewußtsein des glückhaften Helden – dem Bock gegenüber, den er zur Strecke gebracht, den Bauern gegenüber, die ihn nicht niederlegen durften, den Primanern gegenüber! Was wogen dagegen die Vieren und Fünfen, die in der Schule die selbstverständliche Folge waren? Wozu saß er denn mit dem um so viel jüngeren Bruder Ewald in einer Klasse als dazu, daß er ihn aus allen wissenschaftlichen Nöten herauspauken durfte?

„Aber wie brachten Sie, Fräulein Hammarsten“, erlaubte ich mir eines Tages die Frage, „die Ausdauer und Geduld auf, die ganzen 3 $\frac{3}{4}$ Stunden zuzuhören?“ – „O“, entgegnete sie wahr und klar, „Wozu bin ich denn hier? Ich soll deutsch lernen. Einen besseren Unterricht für die

deutsche Lehre in Form und Anwendung kann ich nicht besser erhalten, als wenn ich Ihrem Bruder geduldig zuhöre!“

Na, so etwas von Zielbewußtsein einer jungen Lehrerin!

Und was wollte der jüngere Bruder, der „Kater“, von ihr? Der hatte eine ausgesprochen wissenschaftliche Ader, die der Schwedin sehr willkommen war. Er konnte ihr Antwort geben



Ewald mit Eselin Jean und Freund Gustav 1902

über alle Fragen in der deutschen Literatur, die sie benötigte. Dabei nahm sie seine Urteile nicht unbesehen an, sondern hatte ihre eigene Meinung, über die es oft ... zum Krachen kam. Hier konnte ich nun selbst zu einer Beurteilung von Frl. Hammarsten kommen, gerade weil ich mich um meiner Examensarbeiten willen von allen Gesprächen fern hielt und nur dann und wann einmal hören und mit ihr persönlich sprechen konnte. Der Magnet, der alle anzog, und der negative Pol, der Fernerstehende kurzerhand abstieß, war ein Doppeltes: Die sorglose Offenheit, mit der sie ihre Ansicht jedem gegenüber verfocht, wie es die meisten deutschen Mädchen nicht wagten. Die beugten sich gern der

Autorität und schwiegen, wenn sie auf Widerstand stießen. Dagegen Frl. Hammarsten platzte jedem, auch unserem Vater gegenüber, so ungeniert und selbstverständlich, dabei immer gleich humorvoll und liebenswürdig, mit ihrer Andersartigkeit in die Rede, daß ein wirklicher Ärger nicht hochkommen konnte. So endete eigentlich jede Diskussion mit ihr in einem lauten Halli-Hallo, und das fremde Fräulein hatte fast immer die Lacher auf ihrer Seite.

Mit Beginn der großen Ferien zogen die beiden Primaner ins Elternhaus ein und wurden – je länger, desto mehr – eifersüchtige Rivalen um des Gastes willen. Aber der jüngere „Kater“ bekam das „Prae“, weil er nun den Deutschunterricht an Vaters Stelle übernehmen durfte. Dadurch wurde die Eifersucht bei dem älteren Bruder zur Leidenschaft angestachelt, bis es eines Tages plötzlich hieß:

„Hugo hat sich mit Fräulein Elsa verlobt!“

Da hatte der schlimme Leo nur diesen zum geflügelten Wort gewordenen Ausruf: „Gott sei Dank, daß der infame Kater sie nicht gekriegt hat!“ Mir als dem um soviel älteren gestand er den kostbaren Besitz neidlos zu.

Worin bestand nun die Anziehungskraft dieser Elsa Hammarsten? Gewiß, eins war anders bei ihr wie bei anderen jungen Mädchen: Die Augen! Unter tiefschwarzem Haar und Augenbrauen große, dunkelblaue, unerforschbare Augen; die nahmen ohne weiteres gefangen! Die Primaner fragten nicht nach dem Warum; mir aber war das – je länger, desto mehr – die eine Frage. sie offenbarten mir eine zur Schwermut neigende Seele. Sie geboten: Noli me tangere = Rühr mich nicht an! Die hatten bestimmt noch nie einem jungen Manne freundlich

zugenickt! Gewiß, im Scherz, im Kampf mit dem Vater und den Brüdern konnten sie schalkhaft und humorvoll leuchten! Aber nur für Augenblicke! Dann sanken sie in das Tiefgründige, zur Schwermut neigende, völlig Abweisende zurück. – Daß diese Augen etwas Besonderes an sich hatten, dafür ein kleines Erlebnis jüngster Zeit: Vor 3 Jahren etwa hatte ich in Lüneburg einen Evangelisationsvortrag gehalten. Da trat mir beim Verlassen des Saales ein Herr entgegen mit der Frage: „Erinnern Sie sich meiner? Vor 30 Jahren waren Sie in Neustrelitz mein Religionslehrer in der Oberprima!“ Ja, ich erinnerte mich seiner lebhaft, und wir tauschten Erinnerungen aus. Da fragte er mich ganz plötzlich und unvermittelt: „Lebt Ihre Frau noch?“ Als ich das dankend bejahte, war seine zweite Frage: „Hat sie noch so schöne Augen?“ Ich mußte mich erst besinnen, ehe ich das überraschte „Ja“ hervorbrachte! Daran hatte ich selbst ... lange nicht gedacht! Welchen Eindruck aber müssen sie auf den damaligen Primaner gemacht haben, wenn er nach drei Jahrzehnten so interessiert danach fragen mußte?

Nun, wichtiger als die Frage, welchen Eindruck die Augen der Schwedin auf den damaligen Primaner gemacht hatten, ist wohl die Frage, wie war dieses mir gänzlich fernliegende Erleben in meiner Examenzeit über mich gekommen? Die wahre Antwort dieser Frage wird nur von einer Sicht aus zu geben sein, die in meine Sturm- und Drangjahre einfach noch nicht hineinpaßte. Für uns war und blieb dies Erlebnis ein reines Wunder! Denn hört, was meine Braut in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes bei uns an ihre Freundin im elterliche



Hause zu Stockholm, von der ich schon erzählte, über mich geschrieben hatte, gerade im Vergleich mit den stattlichen, reckenhaften schwedischen Herren ihrer bisherigen Bekanntschaft: „Über eins, liebe Paula, kannst du völlig beruhigt sein, deinen ‚Verehrer‘ dir auszuspannen, reizt nicht eine Haarlocke auf meinem sonst so schuldigen Haupte! Aber dieser Hugo ist mit seinem ungeheuerlichen ‚Barbarossa‘ ein so wenig gut aussehender Mensch, daß er mir gern gestohlen werden könnte.“ – (Ich muß hier allerdings zugeben, daß ich mir aus Bequemlichkeit damals einen Vollbart hatte stehen lassen, der ins Rötliche stach, eine für schwedischen Schönheitssinn tatsächliche

Unannehmbarkeit! Und dennoch mit diesem „Ungeheuer“ verlobte sich Fräulein Hammarsten, wirklich, ein unerklärliches Wunder!!

Und von meiner Seite? Ich lebte in der Kirchen- und Dogmengeschichte, wälzte das griechische und hebräische Lexikon, versenkte mich in Predigtanalysen und Katechetik, paukte Dogmatik und Ethik; und tat das alles nicht etwa mit halber Seele, sondern, wie ich es in jedem Stadium meines Lebens bewiesen habe, mit ganzer Seele, ohne mir die geringsten Extratouren zu gestatten. Wie kam es zu dieser von niemand erwarteten, ja, von mindestens 3 Familiengliedern geradezu bekämpften Verbindung? Wir hatten damals keine andere Begründung als das Wort: Reines Wunder! Heute müßte ich allerdings ein kurzes, alles erklärendes Beiwort hinzufügen: „Ein reines Gotteswunder.“

Ein mir nahe stehender Freund verlobte sich auch in jener Zeit. Ich fragte ihn, was führte dich dazu, gerade dies Mädchen zu wählen? „Ich weiß es fast auch nicht“, entgegnete er; „aber wenn wir miteinander tanzten, so verlor ich jede klare Besinnung, so herrlich war das!“ Nein, wir haben uns nicht zusammengetanzt! In einer übermütigen Stunde in voller Geschwisterzahl haben wir einmal vor dem Walde miteinander zu tanzen versucht; aber da hopste mir meine Braut beständig auf die Zehen, weil sie gar kein Empfinden für Rhythmus besaß und nach frommer schwedischer Sitte niemals tanzen gelernt hatte!

Auch die von mir so sehr geliebte Musik war es nicht, die uns zusammenführte. Meine Braut war trotz schönster Sprechstimme ... unmusikalisch, wenn sie auch mit ihrer ungeheuren Energie später imstande war, meine geliebten zu singenden und zu spielenden Schumann- und Schubertlieder zu begleiten.

Und erst recht im Temperament waren wir gegensätzlicher Art: Sie cholischer Pessimist, ich sanguinischer Optimist. Gegensätze, scheinbar nichts als Gegensätze! Wieviele Ehegatten habe ich in meinem Amtsleben zu Grabe geleitet, von denen der überlebende Teil mir wahrheitsgetreu erzählte: „Wir waren immer eins und haben uns nie ein böses Wort gesagt!“ Das ist bei uns anders gewesen! Sagte ich „hott“, so sagte sie „hü“! Hing mir der Himmel voller Geigen, so war ihr Himmel grau in grau! Was in aller Welt führte uns dann aber zusammen? Es war über

uns eine „fors major“ gekommen, eine höhere Gewalt, die alle Bedenken nicht nur für den Optimisten, sondern auch für die schwerblütige Pessimistin widerstandslos zur Seite schleuderte. Lest Hohes Lied 8,6 u. 7¹³. Da findet Ihr die Lösung unseres Rätsels, welches allerdings an unserer biblisch-kirchlichen Erziehung seine innere und äußere Anknüpfung fand: Ob ich gerade Kirchenordnung studierte, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls fragte ich mein Gegenüber, ob es in der schwedischen Kirche üblich sei, daß die Konfirmanden einen Konfirmationsspruch bekämen. Als das bejaht wurde, fragte ich, ob sie den ihrigen noch wüßte; „Selbstverständlich“, lautete die Antwort. „Darf ich auch fragen, welcher Spruch es war?“ – „Gern! Es war Jesaja 43,1.“¹⁴ – „Was“, rief ich aufs höchste verwundert aus, „das ist ja auch ... der meinige!“ Da sprang für mich der geheimnisvolle „elektrische Funke“ über.

Nun muß ich erzählen, wie diese Verlobung auf unsere Eltern wirkte; denn ich halte dafür, daß auch heute noch „des Vater Segen den Kindern Häuser baut“ nach dem alten Gottesworte Jesus Sirach 3, 6–11. Die Eltern müssen trotz des heutigen Anders-Empfindens der gottgelösten Jugend – um ihre Zustimmung gebeten werden, trotz allem, was ich von dem urwüchsigen, alle Hindernisse überwindenden Strom der Liebe selbst erlebt und miterlebt habe.

¹³ „Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz und wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod, und ihr Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen noch die Ströme sie ertränken. Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gölte es alles nichts.“

¹⁴ „Und nun spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“

Da muß ich zuerst etwas Grundsätzliches von der Liebe zwischen Mutter und Sohn niederschreiben.

Es ist eine durch Dutzende von Beispielen der Seelsorge bestätigte Erfahrung, daß die Liebe einer Mutter bis ins hohe Alter unerschöpft, nach Gegenliebe verlangend, heiß und stark bleibt. Die Liebe aber des alternden Mannes durch Enttäuschungen, Pflichten und Sorgen abebbt und früher erkaltet. Was tut nun das fortdauernd liebebedürftige Frauen- und Mutterherz? Es verbindet sich mit der Liebe des geliebten Sohnes, der ja ihrer Art, ihres eigenen Wesens ist. Dann steht der Vater vielleicht ein wenig zur Seite; er entbehrt nichts, merkt diese Verlagerung in seinen Arbeiten und Sorgen zumeist gar nicht und freut sich des guten Einvernehmens zwischen dem alten und dem neuen Geschlecht. Eine Gefahr aber tritt zutage, wenn das Verlobungsalter des geliebten Sohnes herankommt; dann wird es so, daß oft unter großen Schmerzen das Liebesband, das seelischer und nicht geistlicher Art war, zwischen Mutter und Sohn zerreißen muß. Wo liegt nun das göttliche Recht? Auf dem Gebiete der Pietät oder des Gehorsams? Die Antwort gibt 1. Mose 2,24¹⁵. Diesen Satz haben wir uns erst im schmerzlichen Erleiden zu eigen machen müssen! Ich hatte mein ganzes Studium und Kandidatenleben mit meiner innigst geliebten Mutter durchlebt. Wir waren auch allen Geschwistern gegenüber die in allen Fragen gleich empfindende Einheit in der Familie. Vater gestand uns das neidlos zu.

Nun aber sollte und wollte eine andere Persönlichkeit der geliebten Mutter den Platz streitig machen. Daher der erste Seufzer, als ich mein Urteil über den neuen Gast aus Schweden in dem Satz zusammenfaßte: „Kühl, aber ... nicht unsympathisch.“ Von da an ist ein Sterben im Herzen meiner Mutter angebrochen. Als ich sie nun um ihren Segen zur Verlobung bat, konnte ich den nur unter einem Tränenstrom erhalten.

Da war es bei dem Vater anders. Er wurde einfach wieder jung in diesem miterlebten Kinder-glück! Er, der uns Kindern nur selten seine Seele zeigte, er wurde so froh, so weich und warm, wie ich ihn nie zuvor erlebt hatte! Und die Schwiegertochter umfaßte er mit einer Herzlichkeit, wie sie ebenfalls keine der eigenen Töchter erfahren durfte. Überglücklich, nach stürmischer Umarmung, rief er aus: „Das müssen wir feiern! Das braucht ja keiner zu sehen und zu wissen! Aber im Keller liegt etwas Nasses mit einem langen Halse. Den Hals brechen wir jetzt, gleich hier, hinter der Tür: Prost, Töchterchen!“

Wie gern hätte er auch die Hochzeit in Stockholm mitgemacht. Aber er bekam von dem strengen häuslichen Konsistorium keine Reiseerlaubnis und mußte die Freude meinen Geschwistern überlassen.

26. DAS ZWEITE THEOLOGISCHE EXAMEN

Meine Verlobung hatte das Mißfallen noch einer anderen Instanz erregt, mit der ich überhaupt nicht gerechnet hatte. Da aber mit dem Ärgernis an dieser Stelle die Gottesstunde meines Lebens zusammenhängt, muß ich näher darauf eingehen. Ihr kennt das alte, wahre Wort: „Was man ist, das ist man anderen schuldig.“ Das Leiden unserer Väter ist uns zum Vorbild und Richtschnur geworden; so ist auch unser Leiden und Erleben nicht nur für uns,

¹⁵ „Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und sie werden sein ein Fleisch.“

sondern auch für unsere Kinder, Groß- und Seelsorgekinder erlitten. Und gerade im Blick auf sie erzähle ich das, was man sonst nirgends in Erinnerungen erfährt und was der alte Adam am liebsten versenkte „im Meer da, wo es am tiefsten ist“.

Mein stolzestes Wissen war meine Selbständigkeit, mein Ehrgeiz, mein Leben selbst formen und gestalten zu dürfen. So war ich dankbar, die Kandidatenjahre nicht schon wie andere Semesterkollegen in irgend einem kirchlichen Dienst eingespannt zu sein, sondern meinem Freiheitsdrang für die weite, weite Welt die Zügel schießen lassen zu dürfen. Auf meinen bisherigen Berufsplätzen hatte ich die große Welt kennen gelernt mit ihrem Gram und Glück. Mit der organisierten Kirche aber, insbesondere mit irgendwelchen führenden kirchlichen Würdenträgern nirgends Verbindung bekommen, wenn ich wohl auch jeden Sonntag, den Gott werden ließ, aus innerem Drang einen Gottesdienst besucht hatte. Da wunderte es mich höchlich, daß mir bald nach meiner Verlobung der neu ernannte General-Superintendent, von dessen Dasein ich nicht die geringste Kenntnis hatte, offiziell sagen ließ, ich hätte zum mindesten unweise gehandelt, mich zu verloben, ohne der Kirche Mitteilung von diesem Vorhaben zu machen.

Nun, ich steckte den Tadel schweigend ein, wußte aber nicht, daß ... Gott dahinter stand! Ja, hatte Er denn hinter meiner Verlobung gestanden? Hatte ich das ganze mir widerfahrere Glück als Erweis Seiner Güte und Liebe gewertet? Gewiß war mir ja alles wie ein Wunder Gottes erschienen; aber nur, wie man es eben so sagt. Nicht aber hatte ich hinter dem allen die persönliche gütige Hand eines mich suchenden göttlichen Wesens oder besser: Gottes meines Heilandes erkannt. Ich hatte das Geschenk froh entgegengenommen; aber dem Geber war ich dadurch nicht einen Schritt näher gekommen, wie ich bald merken sollte.

Wenn ich es damals hätte sehen können, wie ich es heute sehe! Wieviel Leid, Not und Verzweiflung hätte ich mir und den Meinen ersparen können! Ich sah es nicht! Ich war doch vor Gottes Anruf ... nach Italien geflohen! Wollte aber eine Schuld darüber nicht anerkennen. Ich hatte Gott betrübt; aber der Gedanke, daß ich Ihn um Vergebung bitten müsse, war mir überhaupt nicht gekommen. Konnte sich Gott das gefallen lassen? Gefallen lassen von einem, der sich anschickte, Sein Diener und Bote zu werden?

Der kurze Sommeraufenthalt meiner Braut war längst vorüber; sie stand wieder vor ihrer Kinderschar im fernen Stockholm. Ich aber nahm meine Vorbereitung fürs Examen nicht leicht. Mein ganzes Leben seit Schülertagen habe ich wohl kaum in Fleiß und Betragen etwas anderes als das höchste Zeugnis darin erhalten. War ich doch schon seit Untertertia Lehrer jüngerer Schüler gewesen, einmal aus Freude am Unterricht, sodann aber auch um deswillen, meinem armen Vater alle die Ausgaben der hundert Kleinigkeiten zu ersparen, die bekanntlich „so ins Geld reißen“. Und in den höheren Klassen – wie hätte die Lehrerschaft mir all die Ehrenämter anvertraut, wenn ich es irgend an Fleiß und Betragen hätte mangeln lassen!?

Jetzt, vor dem letzten Examen ging es nicht nur um meine Existenz, sondern auch um den geliebten Menschen, den ich an mich gebunden wußte. Nachlässigkeit und Pflichtversäumnis waren eine Vokabel, die in meinem Wörterbuch nicht vorkam. So war ich auch kaum ängstlich, daß dieses letzte Examen weniger glücklich verlaufen könne wie die früheren. Ja, im Bewußtsein meines Fleißes und meines Könnens erinnere ich mich, einer Schwester kurz vor der Abreise zum Examen gesagt zu haben: „Sollte es mißglücken, würde ich sofort den Antrag auf Nachprüfung stellen.“ So sicher fühlte ich mich und dachte nicht daran, daß der Hochmut noch immer vor dem Fall kam! –

So hatten wir unsere schriftlichen Arbeiten abgeliefert und traten in die mündliche Prüfung ein. In keinem Fall konnte ein Versagen hier festgestellt werden, obwohl wir im Hebräischen eine schwere, text-kritisch verderbte Stelle zu übersetzen hatten.

Jetzt warten wir, daß uns das Resultat der Prüfung verkündigt werden soll. Man erfreut im Kameradenkreis diesen oder jenen, dessen Leistung man ja im Mündlichen selbst hatte beurteilen können, mit der Hoffnung auf ein „gut bestanden“, wie es auch mir gesagt wurde. Ja, ich hoffte auf ein „Gut“; denn in Predigt und in Katechetik war es mir stets gelungen, und die große Hauptarbeit hatte ein Freund und jetziger grundgelehrter Professor der Theologie gelesen und auch mit „gut“ vorzensiert. Weshalb nicht – schon um meiner Braut willen – auf ein „Gut“ hoffen dürfen? – Die Namen derer, die bestanden haben, werden in alphabetischer Reihenfolge verlesen. – Nun, was bedeutet das? Der Buchstabe G und dann das K ist ja schon dran; wo bleibt dein F? Der kalte Angstschweiß tritt mir auf die Stirn. Aber ich beruhige mich damit: Vielleicht haben die Examinatoren dir etwas besonders Anerkennendes über deine große Arbeit zu sagen und stellen deshalb deinen Namen ans Ende. – Sie haben alle Namen verlesen; mein Name bleibt ungenannt! Die Herren treten vor und beglückwünschen die, die bestanden haben. Ich stehe abseits ganz für mich. Für mich haben sie ... kein Wort! Also ... nicht ... bestanden?! Das kann ich einfach nicht glauben! Das kann und darf nicht wahr sein! Ich ertrüge es nicht! Weshalb sagt mir keiner ein freundliches Wort? – Ich taumele hinaus! Mir war es genau wie beim Schlachtfest in Kindheitstagen. Da nahm der Metzger das schwere Beil und schlug mit der stumpfen Rückseite dem Tier vor die Stirn. Genauso war es mir! Einfach betäubt! Meine Kinder, meine Seelsorgekinder, das habe ich nicht nur für mich, das habe ich für Euch alle erlebt! War das der Teufel, der mich hier zum erstenmal angrinste? In dieser Betäubung ging ich in Hannover einen Kanal entlang. Da klang vom Wasser herauf der liebe Gesang: „Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist, so wohligh auf dem Grund, du stiegst herunter, wie du bist, und würdest erst gesund!“ Ja, soll ich? – Muß ich nicht? – Werden deine Schwiegereltern je die Einwilligung mit einem durchgefallenen Kandidaten geben? Das Lied ist aus, das Eheglück zerstört! – Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht. Der betäubende Schlag dröhnte noch immer auf meiner Stirn. Mutter weinte und die Schwestern ebenso. Trost fand ich nirgends. So schäumte, wütete es in mir. Ich sah nur meinen Gegner, den Generalsuperintendenten. Ich schrieb ihm einen verzweifelten Brief. Ich bat um sofortige Nachprüfung. – Ein kalter, hoheitsvoller, fast bedrohlicher Brief war die Antwort! „Ist das die Kirche, deine Kirche?“ –

Aber was sagte die Braut dazu? Da lag mein Sein oder Nichtsein! „Jetzt dich lassen? Jetzt erst weiß ich, was Liebe ist“, so schrieb mir die Unvergleichliche! Und die Schwiegereltern? „Armer Sohn, komm, so schnell du kannst, nach hier; Das Reisegeld liegt bereit!“ Ja, das war nach Jer. 8,23 „Balsam aus Gilead“. An dieser Stelle begann für mich ein neuer Lebensabschnitt. Nein, nicht der Gen.-Sup., Gott war's, der mich schlug. In den Tod getroffen war mein alter Adam, meine Selbstherrlichkeit: „Wohl, Gott zürnt dir. Aber mitten im Zorn liebt Er dich. Die Stockholmer mit ihrer Treue und Liebe sind der Beweis!“ Als daher meine Mutter eingriff und sagte: „Junge, fährst du über das Wasser, so sterbe ich“; da konnte ich still und gewiß entgegnen: „Mutter, du stirbst nicht! Jetzt geht es um mein Leben. Ich muß fahren!“ Und ich reiste! Und drüben traten mir die Eltern meiner Braut entgegen mit einer alle Verkrampftheit in mir lösenden Liebe, besonders durch des Schwiegervaters bewundernswerte Demut in Predigt und Wesen.

27. SCHWEDEN



a) Stockholm

Ich glaube, es war in der Tertia. Wir schrieben eine große Geographiearbeit über ganz Europa, die entscheidend für unsere Zensur werden sollte. Jetzt lautete die Frage: Wie heißt die Hauptstadt Schwedens? Die Antwort saß dicht unter dem Oberbewußtsein, wollte aber nicht völlig ans Licht kommen. Ich drückte und drückte. (Hätte ich damals schon Jac. 1,5 gekannt – mir wäre bestimmt geholfen worden!¹⁶ Aber daß man um so kleine Dinge Gott in seine kleinen Nöte hineinziehen darf, wußte ich damals noch nicht!) Also der Name haftete wie mit Klebstoff festgeleimt am Rande des Unterbewußtseins.

Da merkte der wohlwollende Geographielehrer meine Not: „Flemming, was hast du?“ – „Ach, ich habe keine Antwort ausgelassen, aber diese dumme schwedische Hauptstadt, die ich bestimmt weiß, will nicht heraufkommen“, stöhnte ich fast weinerlich. Da sagte jener: „Flemming, wenn du den Namen ausläßt, müßtest du mit dem Stock was auf deinen Holm haben.“ Da hatte ich den Namen und die erhoffte 1 in der Geographie: Stock–holm!

Daß dieser Name mir noch so bedeutungsvoll werden sollte und mir meine teure Lebensgefährtin schenken, ahnte meine Seele nicht. Welche überragende Bedeutung Stockholm aber für ganz Schweden hatte, erfuhr ich, als ich mit dem großen Fährschiff, auf das der ganze D-Zug von Berlin aus wie in eine große Scheune hineinfuhr, meinen ersten Schritt in Malmö auf schwedischen Boden setzte.

Ja, Stockholm ist Schweden! Schweden ist Stockholm! Der strebsame Schwede fühlt sich zum mindesten als Beamter, Arzt und Lehrer nicht am rechten Platz, bis er endlich in Stockholm „gelandet“ ist. Die Stadt ist das Sehnsuchtsziel aller Schweden, und wenn ich Europa-Reisende gesprochen und nach Stockholm gefragt habe? „Ja, Stockholm ist unvergleichlich

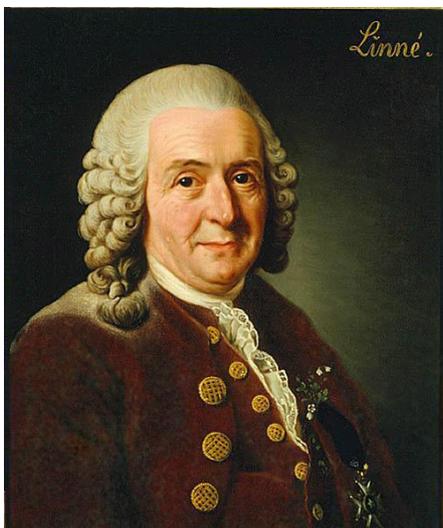
¹⁶ „So aber jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte Gott, der da gibt einfältig jedermann und rücket's niemand auf, so wird sie ihm gegeben werden.“

schön!“ Und ich selbst, der ich die großen Städte Deutschlands, Berlin, Hamburg, Köln, München kenne, dazu Genua, Triest, die Binnenstadt Jerusalem in Südost und die Seestadt Kopenhagen an der Ostsee, kann sich eine dieser Städte mit Stockholm vergleichen? Stockholm ist, was niemand leugnen kann, ... die Perle und Königin am Mälarsee. Es hat wirklich eine einzigartige Lage! Am „Strömmen“, einem kurzen, wellenreichen Ausfluß des Mälarsees in eine langvorgestreckte Bucht der Ostsee, da haben die schwedischen Könige



den wundervollen Platz für das altherwürdige königliche Schloß gefunden. Rechts davon liegt das prächtige Reichstagsgebäude und auf der anderen Seite der Brücke am Gustav-Adolf-Markt die Oper. Über einen großen, freien Platz hinüberblickend, wird das Auge gefesselt von der Prunkstraße, Strandvägen, an welcher alle die vielen Skärsgardsdampfer anlegen, die zum Wochenende ganz Stockholm in ihre sommerlichen Landhäuser hinausführen.

Was mich in dieser Stadt mit besonderer Bewunderung erfüllte, war dreierlei, was Deutschland damals ganz in den Schatten stellte: 1. Das Telefonwesen, 2. die Apotheken in einer



Karl von Linné (1707–1778)

Aufmachung und großzügigen Einrichtung, wie wir, glaube ich, sie erst heute haben! Das kam daher, weil die Schweden das Volk Linnés sind, ein Volk mit einer solchen Liebe zur Natur, wie es bei uns einfach nicht denkbar ist. Man verstehe: Alle schwedischen Schulen haben den kurzen Sommer von Anfang Juni bis Ende August Ferien! Da lebt die schwedische Jugend nicht in den Steinmauern der Städte, sondern wirklich „am Busen der Natur“, am Meer, im Walde, an irgend einem der tausend Seen. Da wächst das Kind auf mit Blume, Strauch und Baum, kennt auch jedes mit Namen, jeden Obst- und Waldbaum aus eigener Kletterei. So traf ich überraschend viele gebildete Mädchen, Schülerinnen, Studentinnen, die von allen Pflanzen auch den lateinischen Namen wußten, als verstände sich das von selbst,

so daß es wie selbstverständlich war, das Linnés Denkmal einen der schönsten Plätze in der Stadt Stockholm einnahm.

Das dritte, was mich mit ungeteilter Bewunderung erfüllte, waren die Prachtgebäude aller Volksschulen. Was wir für Gymnasien und Universitätsgebäuden an Schönheit und Licht



Stockholm. Strandvägen.

verwenden, verwandte damals schon der Schwede an seine Volksschulen. Besonderen Eindruck machte mir dabei zweierlei, einmal die hygienischen Einrichtungen. Stand ein Kind irgend im Verdacht der Unreinheit, so wurde sein Zeug unweigerlich in den Desinfektionsofen geschoben, es selbst aber von oben bis unten im Schulbade abgeseift und abgeschrubbt, was natürlich einen erheblichen Eindruck auf alle Mitschüler machen mußte. Daß solche Volksschule auch ein eigenes Schwimmbad hatte, mußte jeden deutschen Besucher überraschen. Sodann hatte jede Volksschule eine Handfertigungsabteilung, „sloyd“ genannt, in der jeder Junge im Gebrauch der Handwerkszeuge unterrichtet, jedes Mädchen in die Kunst des Flickens, Schneiderns, Zuschneidens, Häkelns, Klöppelns und in alle Küchenkünste eingeführt wurde.

b) Der schwedische Mensch

Die Statistik lehrt uns, daß der Schwede an Größe unter den europäischen Völkern den ersten Platz einnimmt. Abseits der großen Heerstraße Europas, die die Eigenart Deutschlands gestaltet hat, konnte sich hier ein reinrassiges germanisches Volk mit allen Vorzügen und Nachteilen der In-sich-Abgeschlossenheit entwickeln. Wenn nun die Eigenart dieses Volkes nicht wie bei uns durch die Zusammenwürfelung der verschiedensten Völkerrassen entstand, so liegt es nicht fern, bei der Gestaltung des schwedischen Volkes an das Klima zu denken. Wir wissen, wie in Deutschland die Übergangszeiten, wie der Frühling und der Herbst ihre ganz besondere Bedeutung haben. Die fehlen in Schweden so gut wie gänzlich! An den langen, meist 8 Monate währenden Winter drängt sich nach ganz kurzen Frühlingstagen der Sommer heran und ganz ähnlich im Herbst der Winter an den Sommer.

Ganz ebenso ist es mit dem Charakter des schwedischen Menschen: kalt und heiß, Winter und Sommer ohne vermittelnden Übergang, ist zumeist das schwedische Naturell. Herbe, rücksichtslose Kälte steht dich neben gewinnender, herzwarmer Lieblichkeit; heute kalter Winter, Ablehnung, schroffe Zurückweisung! Morgen zarteste Empfänglichkeit, herzliche Hingabe und sonnige Ausstrahlung, und zwar bei beiden Geschlechtern!



Hofprediger Fredrik Hammarsten (1846–1922)

c) Die neuen Verwandten

Nach dieser Darstellung allgemeiner Art über den schwedischen Menschen mein eigenes Erleben unter den neuen Verwandten. Mein Schwiegervater, Hofprediger, ein Mann allereigenster Prägung! Ein Jeremias, leidgeprüft, wie ich es bei keinem zweiten Gottesmann erlebt habe. Als jungem Pastor schenkte Gott ihm mit einigen Freunden eine Erweckung in so weitem Umkreis, daß er durch die Überforderung der bei Tag und Nacht nach Frieden verlangenden Seelen den Grund zu seiner bis in die letzten Lebenstage reichenden Krankheit legte, vermehrt durch eine Blutvergiftung.

Monatelang hatte ich aufs eifrigste versucht, die schwedische Sprache zu lernen. Ich konnte auch schon ganz annehmbar die Sprache lesen und übersetzen und freute mich nun besonders darauf, meinen Schwiegervater in seinem eigentlichen Arbeitskreis unter den Tausenden der Blasiholmskirche hören und kennenzulernen. Da ist es mir nun wunderlich gegangen, so daß es fast peinlich ist, diese Blamage zu erzählen. Als wir vom ersten Gottesdienst nach Hause gingen und meine Braut mich fragte: „Hast du Vater folgen können? Und was hast du von der Predigt behalten?“, da mußte ich ihr wahrheitsgetreu gestehen: „Nur ein Wort habe ich verstanden, und das war: ‚Till exempel‘ und das heißt ‚zum Beispiel!‘“

So kann es einem gehen, der sich ins Ausland wagt und übereifrig ist, in das Wesen der Sprache und eines geliebten Menschen einzudringen! Denn Schrift und Aussprache können so verschieden sein wie Nacht und Tag, und gelehrteste Augen können dümmsten Ohren zugesellt sein. Wir haben diesen ersten Mißerfolg seinerzeit herzlich belacht. Aber es hat nicht lange gedauert, da habe ich, nun gänzlich eingetaucht in die schwedische Sprachwelle, zum ersten Mal schwedisch geträumt. Das ist ja bekanntlich das Kennzeichen, daß der Berg der Sprachhindernisse überschritten ist. Und jetzt konnte mich auch Geist und Art und Wesen meines Schwiegervaters im Privatleben wie in seiner amtlichen Tätigkeit formen und bilden.

Als ich mit ihm in Berührung kam, war er in die größte evangelische freie Gemeinde Stockholms an der Blasiholmskyrka mit etwa 4000 Sitzplätzen berufen, die er während seiner dortigen Amtsperiode Sonntag für Sonntag zu füllen imstande gewesen ist. Zu dieser Zeit leitete er mit Prinz Bernadotte und Oberst Dillner zusammen die Gemeinschaftsbewegung und nahm dadurch in ganz Schweden eine Bedeutung ein, wie sie bei uns vielleicht einem Adolf Stoecker beschieden gewesen ist.

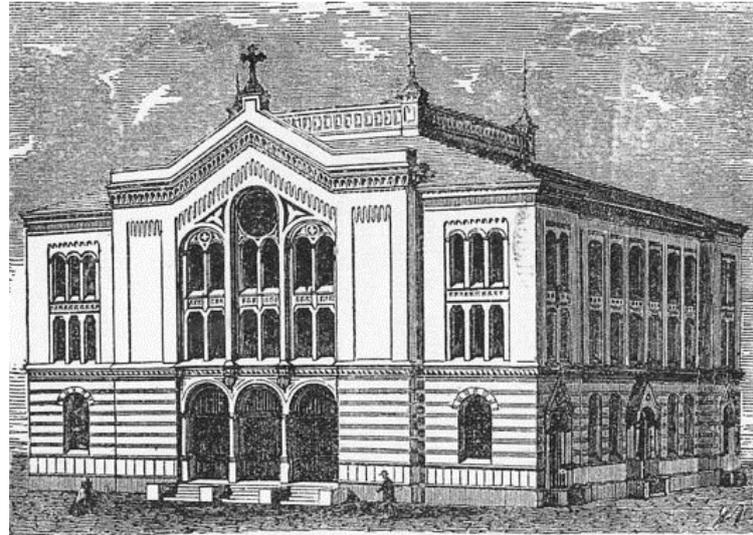


**Prinz Oscar Bernadotte
(1859–1953)**

er im religiösen Denken und Empfinden das genaue Gegenteil von meiner sanguinisch-optimistischen Lebensanlage war: Wir gingen wohl wieder zu einem häuslichen Gottesdienst längere Zeit schweigend nebeneinander. Da seufzte er tief bedrückt, so daß ich fast ängstlich fragte: „Vater, was ist dir?“ Da fährt es aus seiner gepreßten Seele heraus: „Wenn ich doch wissen dürfte, ob ich gerettet werde.“ – „Vater!“, rufe ich erschüttert und erschreckt, „Tausenden bist Du die Brücke zu Jesus geworden durch Deine Predigten und Bücher, und Du ... könntest verloren sein? Unmöglich!“ Da schrie er mich förmlich an, ganz äh-

Ich habe nie einen anderen Theologen kennengelernt mit so tiefem Sündenbewußtsein wie ihn. Hierfür folgende Erlebnisse. Bei unserem sommerlichen Aufenthalt in den Schären konnten wir die weitentfernte Kirche nicht besuchen. So kam der geistlich angeregte Freundeskreis hin und her in den Häusern, hier bei einem Kaufmann, dort bei einem Beamten oder auch einem schlichten Fischer zusammen. Auf dem Wege dorthin frage ich meinen Schwiegervater: „Worüber sprichst du heute?“ – „Ich?“, rief er fast entsetzt aus, „Selbstverständlich spricht der Hausvater, der uns geladen hat, nicht ich.“ Ja, das war schwedische geistliche Selbständigkeit!

Dazu noch ein anderes Erleben mit meinem Schwiegervater über Sündenbewußtsein und Sündennot, was mich für meinen Seelsorgedienst fürs ganze Leben tief beeindruckt hat; und zwar gerade um deswillen, weil



Blasieholmskyrkan.



lich wie vormals der Herr Jesus Seinen Petrus Matth. 16,23: „Schweig! Dadurch werde ich nicht selig, daß ich im Reich Gottes gearbeitet habe, sondern dadurch, ob ich durch Jesu Blut von meinen Sünden reingewaschen bin! Und das weiß ich nicht!“

Ja, darin lag die innere Qual und Not, wie auch die einzigartige Bedeutung Vater Hammarstens für seine Gemeinde, daß er um seine Heilsgewißheit – hauptsächlich wohl um seines zerfetzten Seelenhauses willen – bis zum

letzten Predigtsonntage hier auf Erden kämpfen und ringen mußte. Deshalb aber hatten auch seinen Trostworte die ganz besondere Durchschlagskraft! Deshalb wurde sein Evangelium auch ... „so süß“ empfunden! Denn der bedrückte Hörer urteilte so: „Das, was er heute sagte, hat er sich selbst erst heiß erkämpfen müssen. Nun hat er auch so gesprochen, als hätte er's nur für mich sagen wollen.“



Dadurch genoß er auch in der schwedischen Hauptstadt ein Ansehen, wie es sonst in einer Großstadt kaum denkbar ist! Wie sehr seine Gemeinde ihn liebte, dafür zwei Beispiele, die auch auf den Unterschied zwischen schwedischem und deutschem Volksempfinden ein deutliches Licht werfen.

Wie ich schon schrieb, dauern die Ferien in ganz Schweden von Anfang Juni bis Ende August. In diesen Monaten ist Stockholm wie entleert; denn jede ältere Familie hat am Mälarsee oder in den Schären ihr eigenes Holzhäuschen. Damit auch meine Schwiegereltern eine solchen Ruheplatz zum Wiederaufbau der im Winter verbrauchten Kräfte hätten, schenkte ihnen ihre Gemeinde auf der großen Insel Lidingö, einige Stunden mit dem Boot von Stockholm entfernt, ein Grundstück, ganz am Wasser gelegen, mit Wald und Fels, Wiese und Gartenland, mehrere Morgen groß, und baute für den geliebten Hofprediger darauf ein Haus mit 8 Zimmern, wo meine nun werdende Familie das ganze Sommervierteljahr, ich aber von Berlin aus meine 5 Wochen Ferien jährlich verbrachte und in dieser wunderbaren Abgeschiedenheit meine 40 Bücher und Hefte schreiben konnte.

Hier noch ein anderes Erleben, ebenso ehrenvoll für den Hofprediger wie für seine schönheitsdurstige Stockholmer Gemeinde: Zur Silbernen Hochzeit schenkte sie ihm nach Spr. Sal. 25,11¹⁷ ... auf einer silbernen Schale 3000 Mark in Goldstücken, um damit einen Erholungsurlaub in der Schweiz zu finanzieren. Oder endlich ins rein Kirchliche übertragen: Die Kollekte einer Wochenbibelstunde in der großen Blasieholmskirche pflegte im Winter gegen 800 Kronen zu betragen. Wo hätte es derartiges in einer deutschen Großstadt gegeben!?

Auf der Insel Fogdö Sommer 1907: Hugo und Elsa mit den Eltern Hammarsten und Elsas Geschwistern. Signe (links) wurde später die Mutter der „Mummin“-Autorin Tove Jansson

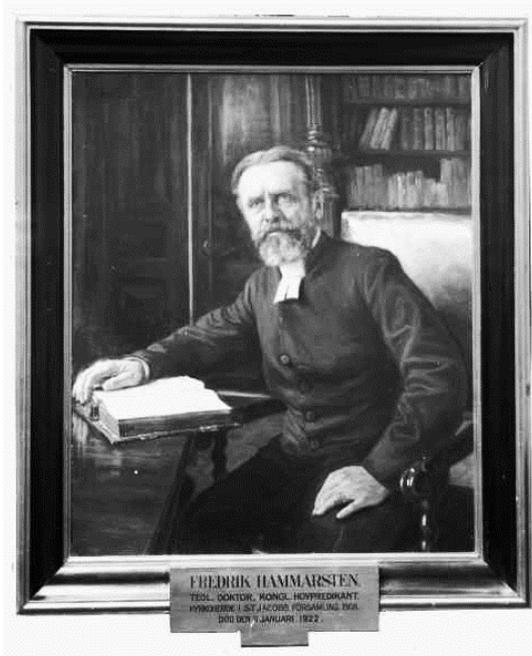
Hier noch ein anderes Erleben, ebenso ehrenvoll für den Hofprediger wie für seine schönheitsdurstige Stockholmer Gemeinde: Zur Silbernen Hochzeit schenkte sie ihm nach Spr. Sal. 25,11¹⁷ ... auf einer silbernen Schale 3000 Mark in Goldstücken, um damit einen Erholungsurlaub in der Schweiz zu finanzieren. Oder endlich ins rein Kirchliche übertragen: Die Kollekte einer Wochenbibelstunde in der großen Blasieholmskirche pflegte im Winter gegen 800 Kronen zu betragen. Wo hätte es derartiges in einer deutschen Großstadt gegeben!?



Hugo (links) und sein Schwager Einar auf Fogdö

¹⁷ „Ein Wort geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Äpfel auf silbernen Schalen.“

Was war nun die Eigenart dieses seltenen Mannes, wie ihn die schwedische Kirche gewiß nur alle 100 Jahre einmal aufweist? Die Antwort habe ich später aus eigenstem Erleben und Augenschein mir selbst holen dürfen. Es war die tiefe Demut, die bei aller Begabung, Erkenntnis und Geisteskraft ihn befähigte, die Menschen in den Bann seiner gottgeheiligten Persönlichkeit hineinzuziehen, eine Demut, die sich selbst geringer achtet als den anderen, seine Gabe stets hinter denen anderer verbleichen sah, der in dem Erfolg seiner Arbeit und in seiner Anziehungskraft nur Gottes Gnade und Wunder erkannte und in seinem ganzen Leben und Erleben, wie in seinem theologischen Denken so eng und schlicht, so kindlich und glaubensstark um seinen Herrn und Erlöser kreiste, wie ich es nur aus dem Leben der biblischen Propheten und Apostel kenne.



Genauso wie durch das gesprochene Wort wirkte er durch seine Feder in das Volk hinein. Seine Predigtbände waren bekannt im ganzen Lande. Seine Amtsbrüder staunten und fragten immer wieder: „Was gibt dem schwächlichen Hammarsten diesen ungeheuren Zulauf, die beispiellose Anziehungskraft? Er sagt doch nichts anderes als wir. Und wir haben die Menschen nicht; er aber hat sie! Wo liegt das Geheimnis?“

Heute kann ich es sagen, was ich damals auch nicht verstand: Das Geheimnis war die Abgeschlossenheit seiner durch Schwäche, Schmerzen und Krankheit des Leibes geheiligten Seele. Während andere in Kollegenkreisen Freundschaft und Gemeinschaft pflegten, lag er daheim mit seinem kranken Körper, ganz auf die Gottesgemeinschaft angewiesen. Während seine Amtsbrüder wissenschaftliche Bücher

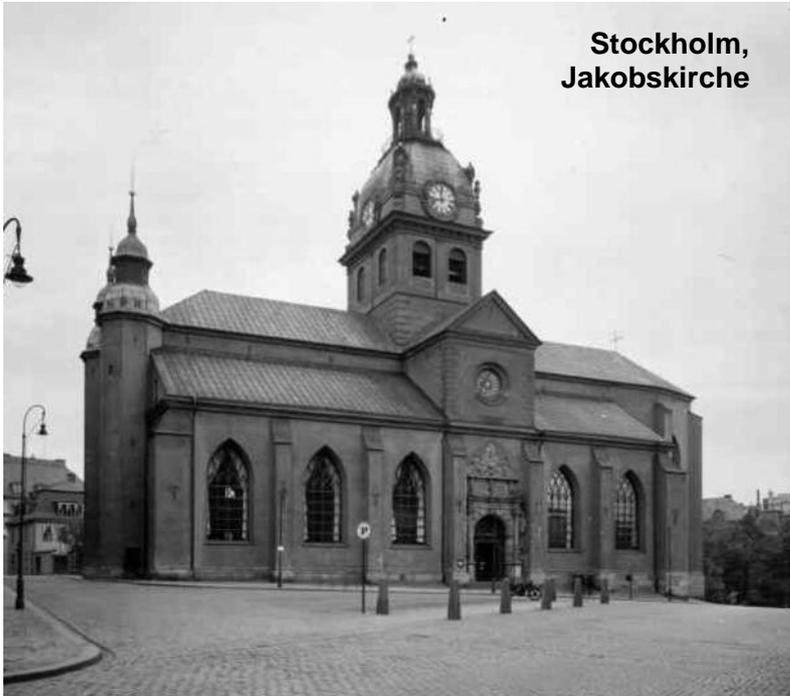
studierten, lebte er in dem grünenden Bibelgarten und pflückte mit schmerzenden Gliedern die verlorenen Früchte vom Baume göttlichen Lebens. Während andere Pastoren sich Ruhm und Namen in öffentlichen Diskussionen und großen Konferenzen und Versammlungen erwarben, sammelte er sich Kenntnisse für die Seelsorge aus seinem eigenen leidvollen Erleben. Während sie lebten, starb Hammarsten. Sagte mir doch der weit gerühmte Führer der schwedischen Freikirche Waldenström: „Hammarsten stirbt seit 25 Jahren. Deshalb lebt er wie kein anderer!“

Hier lag also das Geheimnis des Mannes in seinem Auf-Gott-Geworfensein oder in seinem Von-der-Welt-mit-ihrem-Gram-und-Glücke-Getrenntsein. Sagt doch schon der mittelalterliche Mystiker Meister Eckehart: „Leer sein alles Erschaffenen, heißt seines Gottes voll sein.“ Dieser Mann war seines Gottes voll. Das war das Geheimnis seiner Anziehungskraft.

Deshalb nahmen auch seine Bücher einen so ganz wunderbaren, einzigartigen Lauf. Sie wurde in ein halb Dutzend Sprachen übersetzt, waren in China ebenso gelesen und geliebt wie in Äthiopien, in England wie in Amerika, in Frankreich wie in Norwegen und Indien. Das, was er erlebte und erlitt, vertraute er den Büchern an. Nun fanden sich die Leser in seinen Schriften angeredet, angerufen, verstanden, getröstet, gestraft und ermuntert. Die Pastoren benutzten seine Predigten zu ihren Vorbereitungen so gern wie keine anderen. Erzählte doch Hammarsten einmal, daß er unter einer Kanzel gesessen habe und ihm die Predigt des Pastors so innerlich verwandt vorgekommen sei und ihn so bekannt angesprochen haben.

Da habe ihm seine Frau gesagt: „Fredrik, das ist deine eigene Predigt; die steht in dem und dem Band!“

Wenn ich von Samuel Keller als väterlichem Freunde sagen darf, daß sein Gottvertrauen mir tiefsten Eindruck hinterlassen hat, so erlebte ich in meinem Schwiegervater das Geheimnis eines Gott geheiligten Lebens. Diese geheiligte Art begleitete ihn durch sein ganzes Leben, macht ihn unerbittlich mutig, wenn es galt, für die erkannte Wahrheit einzutreten gegen



**Stockholm,
Jakobskirche**

jedermann, ob es ein Erzbischof war, der ihm in seiner schlichten, biblischen Art und dabei in seinem gewaltigen Ansehen in der schwedischen Reichshauptstadt nicht eben wohlgesinnt war, oder der König selbst, wenn er ihm die Botschaft vom Heil in Christus zu bringen hatte.

Die Anerkennung des schwedischen Königs hatte ihn an eine der angesehensten Kirchen Stockholms, an die Jakobskirche, und damit in das Konsistorium berufen. Seine Gottesnähe und sein durch Leid geheiligtes Wesen schützten ihn vor der Gefahr, der ungezählte andere Kirchenfürsten zum Opfer gefallen sind. Friedrich von der Ropp schreibt in seinem Buch „Die

Menschen in der Entscheidung“ überzeugend wahr und lebensnah: „Wir verlieren die Demut, sobald wir uns obenauf fühlen, und mißbrauchen dann die Hilfe, die Gott uns gab, zur eigenen Erhöhung.“

Welcher Kirchenfürst wäre dieser Versuchung nicht zum Opfer gefallen!? Ich weiß in meiner nicht geringen Bekanntschaft mit geistlichen hohen Herren nur zwei, die durch ihre Gottesnähe in der Demut beharrten: Generalsuperintendent Braun in Berlin, der mich ordiniert hat, und mein Schwiegervater Hammarsten. Diese Demut ist nach Meinung des großen Papstes Gregor I. (590–604) die einzige wahre Hoheit des Priestertums. Wer sie sich bewahrt, kann auch als Kirchenfürst Seelsorger bleiben und schreckt hilfesusuchend, rettungsbedürftige, schiffbrüchige Seelen nicht durch seine kirchenfürstliche Hoheit und Würde ab; aber sie gibt auf der anderen Seite einen solch unerschrockenen Mut, daß sich vor ihm menschliche Hoheit und Würde willig beugen.

Beides ist Fredrick Hammarsten bis zu seinem Lebensende von Gott geschenkt worden. Er blieb auch als Doktor der Theologie, Hofprediger und Konsistorialrat nichts als Seelsorger auf der Kanzel, in der Sommerfrische, am grünen Tisch wie als Hausgeistlicher des schwedischen Königs.

In letzter Eigenschaft war es mir vergönnt, ihn einmal im königlichen Schlosse Solliden auf der schwedischen Insel Öland im Dienst zu beobachten. Es mag wohl im Jahre 1917 gewesen sein. Da durfte ich mit meiner Familie trotz Krieg und Blutvergießen meine Ferien bei meinen Schwiegereltern auf der Insel Öland verleben. In jenen Tagen bekam mein Schwiegervater den Auftrag, am kommenden Sonntag im königlichen, hoch über dem Meer

gelegenen Schlosse den Gottesdienst zu halten. Das Schloß hatte keine Kapelle. Ein einfaches Zimmer war schlicht zum gottesdienstlichen Raum hergerichtet, etwa fünf oder sechs Stuhlreihen waren für das Schloßpersonal und uns aufgestellt, auf deren erster das königliche Paar Platz nahm.



**König Gustaf V. von Schweden
(1858–1950)**

Kein Altar war vorhanden, keine Orgel, keine Liturgie – alles Dinge, die einem Pastor eine gewisse Sicherheit der gewohnten Form verleihen. Nein, drei Schritte vor dem ungewöhnlich groß gestalteten König saß mein kleiner, zarter Schwiegervater auf seinem Stuhl ohne Tisch vor uns, ganz seines Auftrages voll.

Während wir das angegebene Lied sangen, das mir völlig unbekannt war, wanderten meine sinnenden Gedanken zurück zu einem anderen königlichen Gottesdienst. Es war ein Festgottesdienst des deutschen Kaisers im Dom zu Berlin. Da war alle Menschengröße in leuchtenden Uniformen und blitzenden Orden in dem großen prunkenden Raum vereinigt. Da war aber auch Altar und Liturgie, Orgel und Kirchenchor, Gebetbuch und Agende und was sonst des Pastors Rückhalt bildet, vorhanden. Der feierliche Gottesdienst hatte

mit einem Kernlied der Reformation begonnen. Nun wurde es still, und der Liturg, einer der damaligen Hofprediger, trat an den Altar.

Wie trat er an den Altar? Als ein Bote Gottes, der auch diesem erlauchten Königskreise die göttliche Botschaft in Freimut und schlichter Natürlichkeit zu überbringen hatte? Ich meine sie heute noch zu sehen, diese Füße, die vor der auf sie schauenden kaiserlich-königlichen Menschengröße an dem Fußboden festzukleben schienen, ein Mensch, gefangen und befangen in Unnatur, erdrückt und gelähmt von der Gewalt des irdischen Augenblicks: ein Mensch – kein Angelos!

Wie würde Fredrick Hammarsten seinen ungleich schwierigeren Auftrag ohne all die helfenden, stützenden Momente des kirchlichen Raumes bestehen? Das Bild dieser Stunde soll mir unvergeßlich bleiben.

Da steht diese kleine, zarte Gestalt vor dem riesigen königlichen Herrn. Er verliest den für diesen Tag bestimmten, besonders schwierigen Text Joh. 8,23f.: „Jesus sprach zu ihnen: Ihr seid von unten her, ich bin von oben her: ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt. So habe ich euch gesagt, daß ihr sterben werdet in euren Sünden; denn so ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden.“

Armer Vater Hammarsten, denke ich, wie willst du diesem schweren Texte in der gegenwärtigen Lage gerecht werden? Ich möchte wahrhaftig nicht an deiner Stelle sein!

Und er? Sein Gottesbewußtsein trieb alle Furcht vor dem gewaltigen Menschen aus! Die Gottesnähe verscheuchte ihm alle menschliche Größe. Er legte den Text aus mit allen Hörnern und Ecken, wie er es in jeder anderen Predigt oder Bibelstunde getan haben würde.

Schloss Solliden auf Öland

Der König konnte sicherlich nicht allem zustimmen, was der unerbittliche „Nathan“ dort drei Schritte vor ihm ausführte. Es berührte ihn manches offensichtlich peinlich. Aber der kleine Hofprediger stand vor seinem Gott. Er war Botschafter, Angelos, Hirte, Seelsorger. Es war, als ob ihm Hesekiel 3,17ff¹⁸ vor den Augen schwebte. So brach er dem Evangelium keine Spitze ab, ließ alle Forderungen bestehen, um es gleichzeitig dann aber auch so süß zu machen, daß jedes sehrende Herz das liebliche Läuten der göttlichen Liebesglocke vernehmen konnte.



Wie hat mir doch dieses Erlebnis in meinem Amtsleben vor den Großen dieser Erde geholfen! Wie oft hat mir – mochte ich vor meinem großherzoglichen Herrn in Neustrelitz oder vor dem Generaloberst der Kavallerie bei der Haustaufe oder bei dem seelsorgerlichen Gespräch mit den Trägern der Wissenschaft, Bildung und Kunst stehen – die entscheidungsvolle Frage geholfen: Willst du vor der menschlichen Größe in Ehrfurcht ersterben wie der deutsche Hofprediger bei der kaiserlichen Jubiläumsfeier oder deinen Dienst ausrichten im heiligen Schauen der Nähe Gottes wie Vater Hammarsten? Und ich darf es mit Dankbarkeit niederschreiben: In meinem Amtsleben klagt mich wissentlich keine Stunde an, in der ich vor menschlicher Größe und Überlegenheit auf Kosten des Evangeliums kapituliert hätte! Ungezählte Male ist mir der kleine zarte Hofprediger der „David“ geworden, der mir aus dem Bache des Evangeliums nach 1. Samuel 17,40 „fünf glatte Schleudersteine“ zureichte, mit denen ich, auf die stolze Stirn des „Riesen“ zu zielen, den Mut fand.

Ich bin der Zeit weit voraus geeilt und habe viel über meinen geschätzten Schwiegervater niedergeschrieben. Aber er war derjenige Mensch, der mir zum entscheidenden Durchbruch im geistlichen Leben verholfen hatte.

+ + +

Von der Mutter Hammarsten nur ein kurzes: Sie war unbedingt der Mittelpunkt der großen Familie mit 6 Kindern. Vater Hammarsten hatte sie ständig nötig für seine ewigen Kopfschmerzen und andere Beschwerden. Und sie war jederzeit bei Tag und Nacht zur Stelle, auch noch im Alter. Da ich mich mit ihr anfangs, der schwedischen Sprache nicht mächtig, mit Worten nicht verständigen konnte, fand ich vom ersten Augenblick an durch ihre großen, strahlenden blauen Augen sofort den Gleichklang unserer Herzensschwingungen und damit die verbindende, mein ganzes Sein und Wesen umfassende mütterliche Liebe. Für jeden

¹⁸ „Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel; du sollst aus meinem Munde das Wort hören und sie von meiner wegen warnen.“¹⁸ Wenn ich dem Gottlosen sage: Du mußt des Todes sterben, und du warnst ihn nicht und sagst es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hüte, auf daß er lebendig bleibe: so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. ¹⁹ Wo du aber den Gottlosen warnst und er sich nicht bekehrt von seinem gottlosen Wesen und Wege, so wird er um seiner Sünde willen sterben; aber du hast deine Seele errettet. ²⁰ Und wenn sich ein Gerechter von seiner Gerechtigkeit wendet und tut Böses, so werde ich ihn lassen anlaufen, daß er muß sterben. Denn weil du ihn nicht gewarnt hast, wird er um seiner Sünde willen sterben müssen, und seine Gerechtigkeit, die er getan, wird nicht angesehen werden; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. ²¹ Wo du aber den Gerechten warnst, daß er nicht sündigen soll, und er sündigt auch nicht, so soll er leben, denn er hat sich warnen lassen; und du hast deine Seele errettet.“

Kummer ihrer Lieben hatte sie Trost und Zeit, wie auch für jedes Gemeindemitglied, wußte Rat in jeder Ratlosigkeit und Krankheit Leibes und der Seele für ihre ganze Umgebung. Im Sommer in den Schären fand sie stunden- und tagelang Zeit, um für die segelsportlich begeisterten Söhne Segel zu nähen und besonders mit dem jüngsten Sohn Freud und Leid zu teilen. Mit den beiden ältesten Töchtern hatte sie eine Freundschaft, wie ich es sonst nirgends erlebt habe. Daher übertrug sie auch von Anfang an ihr uneingeschränktes Vertrauen über ihre älteste Tochter auch auf mich.

Mit den 5 Geschwistern meiner Frau verbanden mich bald gemeinsame Freuden im Reit- und Segelsport. Durch sie wurde ich auch schnell in den großen Verwandten- und Freundeskreis, sonderlich an den großen Winterfesten, woran wohl durchweg 30–40 Personen teilnahmen, ins schwedische Denken und Fühlen auf die liebenswerteste Art eingeführt. Dabei konnte ich mir selbst auch bald eine geachtete Stellung durch meinen Gesang und mein sehr geliebtes Cellospiel verschaffen. Wohl habe ich mit Lied und Spiel in unseren Kreisen während der Wolfenbütteler Schulzeit wie in den Universitätsstädten Göttingen und Greifswald schon viele Menschen erfreuen dürfen. Auch in Italien fand ich manche Freunde meiner musikalischen Muse. Aber nirgends hat mein Gesang und Spiel so viel Anklang und Beifall gefunden wie in Stockholm! In unserm Vaterlande würde es kaum erwünscht sein, dem Saitenspiel ohne Begleitung zu lauschen, es sei denn der Spieler ein gottbegnadeter Künstler. Der bin ich ja nicht entfernt gewesen, zumal mir die eigentliche Technik fehlte! Bin ich doch, von ganz kurzen Unterrichtsmonaten abgesehen, eigentlich nur Autodidakt. Aber eins hat Gott mir wirklich geschenkt: Die Kunst, mein tiefes Empfinden in Töne und Lieder umzusetzen.

Und das gerade war es, was den Schweden so gefiel. Sie wollten nicht auf den Zusammenklang von Melodie und Begleitung hören; sie wollten die Melodie und nur die Melodie hören! So konnte selbst mein kranker, zumeist schmerzgeplagter Schwiegervater lauschen, horchen und hören, wenn ich draußen in der freien Schärennatur auf der Gartenbank ein Volkslied an das andere band. Und nicht nur er, die ganze Freundschaft liebte und konnte unsere deutschen Volkslieder z. B. nicht genug hören: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“; „Am Brunnen vor dem Tore“; oder „Das Röslein auf der Heide“. Dazu unsere schönen geistlichen Volkslieder: „Harre meine Seele“; „So nimm denn meine Hände“; „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh“ und wie sie alle heißen. Und welcher Freude erweckten unsere Weihnachtslieder, zumal die, die auch im schwedischen Gottesdienst heimisch geworden waren: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“; „Gelobet seist Du, Jesus Christ“; und „O, du fröhliche, o, du selige Weihnachtszeit“. Da war es nicht nur die Melodie, da war für meinen frommen Hörerkreis die Himmelsleiter, der unvergängliche Gedanke: Verloren – gerettet! Verloren – gefunden!

Nur zu schnell sind damals die schönen schwedischen Festwochen dahingeflogen! Sie waren gerade das



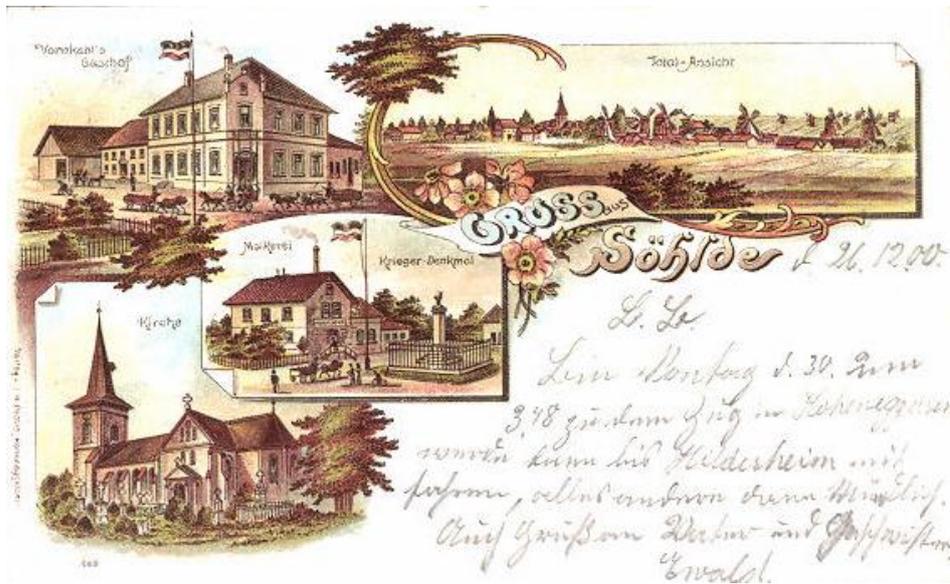
Elsa und Hugo

Rechte gewesen, um meiner durch die tiefe Enttäuschung verwundeten und kranken Seele wieder neue Willenskraft und neuen Lebensmut einzuhauchen. Ich war wieder arbeitsfroh geworden, nahm das mir wieder zufallende Studium entschlossen auf mich, verschwand in der stillen Abgeschlossenheit meines Geburtsortes Limmer b. Alfeld zum letzten Anlauf und wurde nach bestandener Prüfung zum „cand. min.“¹⁹ erklärt und hatte damit die Voraussetzung zum Pastorat erworben.

28. PRÄDIKANT BEIM ERKRANKTEN PASTOR IN SÖHLDE

Die Behinderung des Pastors in Söhlde war eine schwere Augenkrankheit, weswegen er sich einen Prädikanten halten mußte. Seine Predigten und Formulare schrieb seine liebe, treue Frau. Er selbst war ein tiefgründiger, todernster Mann, der unter seiner Krankheit wohl unendlich zu leiden hatte. Mit diesem Manne wurde ich nun für längere Monate zusammengespannt. Wir sind ein sehr ungleiches „Gespann“ gewesen. Ich muß ihn wohl durch meine fröhliche Art von vornherein verletzt haben, denn soviel ich mich zu erinnern weiß, hat er nie ein freundliches Wort für mich empfunden.

Ja, mein Leben lag wirklich maienfroh vor mir: Das Examen bestanden, gesund an Leib und Seele, arbeitsfroh, mit ausreichender Arbeit, die mir lag, glücklicher Bräutigam. Weshalb sollte ich nicht singen, nicht pfeifen? Weshalb nicht auf dem Cello gebührend meiner frohsten Dankbarkeit Tag für Tag Ausdruck geben? Daß ich damit meinen gestrengen Herrn verletzen könnte – der Gedanke ist mir überhaupt nicht gekommen! Aber heute verstehe ich's. Das Urteil dieses ernsten, leidgeprüften Mannes über seinen Prädikanten konnte nicht anders lauten als: Ein „Windhund“!



Bitte, denk Dir nur dieses Bild: Ein flotter Windhund, zusammengespannt mit einem alten, müden, kranken Pferde, das seinen Karren nicht mehr allein ziehen kann! Wahrhaftig, ein schlechtes Gespann! So gut ich konnte, habe ich mich in seine Schwermut hineingefunden; und an einer Stelle konnte ich ihn einfach bewundern: In der Anlage und Durchführung seiner musterhaften Predigten! Die Osterpredigt dieses todernsten Pastors ist mir unvergeßlich geblieben.

Meine bibelkundigen Leser kennen wohl die Epistel am ersten Ostertage im 1. Kor. 5,7b und 8: „Denn wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert, darum lasset uns Ostern halten.“ Unvergeßlich ist mir geblieben das „Für uns geopfert!“ Unvergeßlich der Ernst dieser Botschaft im Munde dieses ernsten Mannes. Aber um sie so halten zu können, wie er sie hielt, mußte man wohl ein so hilfsbedürftiger, durch und durch kranker Mann sein!

¹⁹ Kandidat des Predigtamtes

Von dem Ernst der Sünde aber war ich in meiner jugendfrohen Weltauffassung noch nicht erfüllt. Und weil mir die Wurzeln fehlten, die tief in der Verlorenheit des eigenen Wesens hineinragten, so fehlte mir die Grundlage für das „Darum“, und deshalb wurde ich dem zweiten Teile nie so gerecht, wie es diesem alten Amtsbruder, der bei jeder Predigt aus der sündigen Tatsache unserer Verlorenheit auf den Sünderheiland vorstieß, in unvergeßlicher Weise gelingen konnte.

Aus dieser Prädikantenzeit darf ich ein kleines Erlebnis vermelden, was mir für meine Predigtstätigkeit überaus wichtig geworden ist. Ein erkrankter Großvater jener Söhlder Gemeinde wollte weiter am kirchlichen Leben teilnehmen, schickte deshalb seine Hausgenossen regelmäßig zum Gottesdienst und hatte bei ihrer Rückkehr immer dieselbe Frage, um deren willen ich diese Geschichte erzähle. Sie lautete:

„Wollte der Pastor etwas?“

Diese originelle Frage ist mir für meine ganze Predigtstätigkeit wichtig geworden. Der Text, über den ich zu predigen habe, ist doch göttlichen Ursprungs, ist also zuerst auch eine Anrede an mich selbst! Habe ich den Anruf Gottes verstanden, so werde ich ihn auch an meine Gemeinde weitergeben können. Also muß ich im Auftrage Gottes etwas ... von ihr wollen! Darf ich Botschafter an Christi statt sein, so hat die Gemeinde das Recht, nach jeder Predigt zu fragen: „Was wollte heute der Pastor in seiner Predigt?“

Wieviel Predigten hast du in deinem Leben gehört, die etwas von dir wollten? Die dich ansprachen, mahnten, strafte, zur Arbeit für den Herrn aufriefen, dich trösteten, erquickten? Dich wirklich persönlich mit „Du“ anredeten? Solche Predigten taugten alle etwas! Diese Weisheit habe ich damals als Prädikant in Söhldede gelernt und fand sie später bestätigt in dem trefflichen Worte:

„Was nicht ‚per Du‘ ist, ist ‚perdu‘ (verloren)!“

29. SCHÖNINGEN

Die damaligen Jahre waren eine Zeit des Kandidatenüberflusses. Manche von uns mußten noch sieben Jahre auf Anstellung warten. Die meisten gingen, bis sie „drankamen“, ins Schulamt, wozu auch ich Neigung hatte. So erhielt ich eine Lehrerstelle an dem Progymnasium der Braunschweiger Kleinstadt Schöningen. Das war in der Hauptsache eine Arbeiterstadt. Ihr Kennzeichen war die große Zuckerrübenfabrik. Ihre Ländereien grenzten an den fruchtbarsten Boden in ganz Deutschland: an die Magdeburger Börde. Durch die Zuckerrüben und den Weizen floß das Geld in die Städte und Dörfer hinein. Das Geld hatte aber auch Einfluß auf das religiöse Leben, gab nicht selten den Ausschlag über die Kirchlichkeit oder Unkirchlichkeit. Hatte das Hannoversche Dorf Söhldede, in dem ich bisher gearbeitet hatte, an der Braunschweigischen Grenze gelegen, sehr regen Kirchenbesuch sonderlich von Männern, so brachte die Braunschweiger Grenze einen auffallenden Gegensatz ins kirchliche Leben: Die Männer fielen so gut wie ganz aus! Nur wenige alte Mütterchen hielten dem Gotteshause noch die Treue. Weil nun die schweren Rübenwagen in der zu-meist feuchten Herbstzeit jede Straße, jeden Weg zerfuhren, so hatte die Stadt im Volksmunde den schönen Beinamen „Dreckscheinig“ erhalten. So pflegte ein mir befreundeter Arzt, von dem ich noch mehr zu erzählen habe, der ein passionierter Jäger in dem großen

naheliegenden Bergzug Elm war, auf die Frage nach Jagdglück oder -unglück die sprichwörtlich gewordene Antwort über das kirchliche Leben seiner Stadt zu geben: „Im Elm war’s so leer wie ... bei dem ‚Heiligen‘ in der Kirche.“

Hier in Schöningen hatte ich noch einmal ein ganzes Halbjahr die Öde des sogenannten Junggesellenlebens zu durchkosten. Während ich mir die kleinen Mahlzeiten auf dem Spiri-



tuskocher selbst bereitete, war mein Mittagstisch in dem alkoholduftenden Gasthaus. Dort wird ja der moderne junge Europäer für Bier und Rauch erzogen, was ich beides schon damals bekämpfte. Da schenkte mir Gott den ersten Dienst in Seinem Reich, der diesem einsamen, unbefriedigten Junggesellendasein einen befriedigenden Inhalt gab.

Der oben erwähnte Arzt, auch ein ehemaliger Wolfenbüttler Schüler wie ich, konnte mir durch seine ärztliche Kunst von einer damals „Influenza“ geheißenen Grippe schnell abhelfen. So trat ich ihm näher und lernte das große Leid dieses verbitterten Mannes kennen. Er war kinderlos; denn seine Frau war nichts als ein zusammengeschrumpftes Häuflein Unglück, das durch Gicht und andere Krankheiten das Stehen und Gehen, das Lesen und Schreiben, selbst das Sprechen und Denken so gut wie gänzlich verloren hatte! Der hartgewordene Ehemann verbarg seine Not vor der Stadt dadurch, daß er diese arme Seele von jedem Umgang mit anderen Menschen abschloß. Mir aber gestattete er nicht nur den Besuch, sondern erlaubte auch den Versuch, in diesen menschenunwürdigen Zustand durch täglichen Verkehr neues Leben hineinzubringen. Die arme Seele faßte Vertrauen zu mir und lernte wieder sprechen. Wir begannen die Buchstaben zu lernen und zu lesen. Sie wagte den Bleistift in ihre verschrumpfte Hand zu nehmen und zu schreiben. Dabei erwachte auch ihre Seele! Wir lasen in den letzten Monaten die Bibel zusammen und lernten die alten trostvollen Sprüche, so daß sie auch am Beruf ihres Mannes wieder Anteil nehmen konnte und sein Herz sich ihr wieder zuwandte.

Seit kurzem sammeln wir im Dankbund eine Jugendgruppe sonderlich der Jungkonfirmierten. Die freuen sich am Humorvollen-Lustigen und sollen erst langsam in den Ernst der Alten

hineinwachsen. Für diese Jugendlichen ist nun der erste Teil des folgenden Kapitels geschrieben.

Der Berliner galt damals als anmaßend und großschnäuzig. Er pflegte auf alle anderen Städte, besonders die Kleinstädte, von oben herabzusehen. Das vergalt der doch ebenso gebildete Kleinstädter mit List und Tücke. So geschah es auch in unserem damaligen Schöningen: Ich war durch den Arzt, von dem ich voriges Mal erzählte, in den Kegelabend der Stadthonorationen hineingezogen. Dort besprach man eines Abends, daß ein Rechtsanwalt mit Familie demnächst direkt von Berlin in unsere Kleinstadt kommen und auch am Kegelabend teilnehmen werde. Alles war auf ihn, die erwartete „Großschnauze“, gespannt und rollte sich wie der Igel in seine Kleinstadtstacheln gegen ihn ein. Nun trat er aber zunächst auf als ein sehr liebenswürdiger Herr, den man gern in die Vorzüge der Kleinstadt, z. B. betreffs Hühnerhaltung einweihen wollte.

Der Spaßvogel des Kreises nahm die Initiative und erzählte dem neuen Herrn von den Errungenschaften der Kleinstadt: Man habe neuerdings Hühner gezüchtet, die nicht nur

täglich ihr eines Ei, sondern täglich mehrere legten; ob er ihm behilflich sein dürfe, diese jetzt noch etwas teuren Legehühner zu beschaffen. Man könne ja mit einem anfangen. Der Rechtsanwalt ging mit seiner Frau auf den Vorschlag ein, und das teure Huhn wird in den neu erbauten Hühnerstall gesetzt; und es beginnt wirklich mit täglich 3 Eiern!! – –

Das wird auf dem Kegelabend unter allgemeinem Interesse besprochen und durch die Hausväter in die Familie getragen.

Die erste Frage am nächsten Kegelabend ist die: „Hat das neue Huhn sein ruhmvolles Tun auch fortgesetzt?“ – „Ja“, lautet die frohe Antwort, „und nicht nur das, sondern gestern waren es sogar vier!“ Allgemeine Begeisterung! Abend für Abend muß der neue Herr vom Wunderhuhn erzählen. Nach einigen Tagen hat es seine Tageszahl sogar auf sechs Stück gebracht!! Das sind wirklich Errungenschaften, die die Kleinstadt vor dem großen Berlin ohne Frage voraus hat! Das Huhn des Rechtsanwalts ist bald das Tagesgespräch der ganzen Stadt geworden.

Wie wird am nächsten Kegelabend der Bericht lauten? Statt der erhofften sieben Eier liegt ein Zettel im Nest:

„Ich – – kann – – nicht – – mehr“!!!

So geschehen anno 1907 im September.

Diese Geschichte muß doch Eindruck auf mich gemacht haben; denn sie wurde nicht verwischt durch das große Ereignis des Monats Oktober, durch unsere



Schöningen, Klosterfreiheit mit St. Lorenzkirche.

30. HOCHZEIT IN STOCKHOLM

Als Amtsanwärter schnell ins Pfarramt zu kommen, gehörte damals zu den Unmöglichkeiten. Es war ein großer Überfluß an Theologen. So wartete man in Zwischenstellungen: Als Hilfsprediger, in der Inneren Mission, als Begräbnisprediger in Großstädten, als Hauslehrer bei Grafen und hochgestellten Agrariern oder Industriemagnaten, oder als Lehrer im Schuldienst. Letzterer Beruf bot selbst Jungverheirateten annehmbaren Dienst wie uns damals in Schöningen. Da also für uns keine Aussicht aufs Pfarramt war, entschlossen wir uns unter elterlicher Zustimmung, nach gut zweijähriger Verlobungszeit durch die Hochzeit endlich aus dem so beschwerlichen Getrenntsein in die ersehnte Gemeinsamkeit zu kommen. Dazu boten die Herbstferien 1907 willkommene Möglichkeit, zumal die lieben, verständnisvollen Schwiegereltern bereit waren, mir ihre Tochter in die Unsicherheit eines vorläufigen Schuldienstes anzuvertrauen.



Vater Hammarsten war damals von Solna, einer Vorstadt Stockholms, in die Blasieholmskyrka, eine freie kirchliche Gemeinde, berufen. Mehrere Verwandte der Familie, wie auch der Vater Mutter Hammarstens, waren dort im großen Segen Pastoren gewesen. Die Gemeinde hatte sich eine Kirche nach dem Muster von Spurgeons Tabernakel in England gebaut, von außen in der Häuserreihe kaum als Kirche in's Auge fallend. Ohne jeden Schmuck und Turm faßte die Kirche mit ihren 3 oder 4 Emporen 3000–4000 Menschen.

Es liegt auf der Hand, daß Gott nicht vielen Predigern die Anziehungskraft gegeben hat, solchen Raum zu füllen. Es war deshalb ein großes Wagnis, den Ruf an eine solche Gemeinde anzunehmen, zumal bei der stets wieder versagenden Gesundheit meines Schwiegervaters. Nach viel Kampf und Fragen über den

göttlichen Willen übernahm Vater Hammarsten schließlich die Leitung dieser Freien Gemeinde, und Gott schenkte es ihm, Sonntag für Sonntag die ungezählten Bankreihen mit heilsbegierigen Menschen gefüllt zu sehen.

Welch gotterfüllter Art diese Gemeinde war, darf man wohl aus ihrem Opfersinn schließen. Brachte Vater Hammarsten doch durchweg aus der Wochenbibelstunde die für uns in Deutschland undenkbare Summe von 800 Kronen mit.

In dieser Blasieholms-Kirche traute uns also unser Vater im Beisein von 400–500 Menschen. Auch sein Freund, Prinz Bernadotte, wie auch der dritte Mann, der damals die kirchlichen Gemeinschaftskreise leitete, Oberst Dillner, waren bei der Feier zugegen. Als Text gab uns

Vater die unvergeßliche Bibelstelle mit auf den Lebensweg Jer. 29,11–14a²⁰, die uns aber erst in ihrer inneren Bedeutung in späteren Jahren und Jahrzehnten aufgegangen ist.

+ + +

Hier darf ich wohl einflechten, wie ungünstig nach späterer Erfahrung die geistliche Beeinflussung bei Hochzeitsfeiern ist. Gewiß, das Lied „So nimm denn meine Hände“ und „Jesu geh voran auf der Lebensbahn“ wird für diese Feierstunde gern von den Brautleuten oder wenigstens von der Braut gewählt. Aber wieviele Bräute verharren in der Verwechslung des großen „göttlichen Du“ mit dem in dieser Feierstunde ihnen zur Seite stehenden „irdischen Du“!

Und welche Ablenkungskraft vom Geistlichen haben die Äußerlichkeiten: Das Brautkleid, Schleier und Kranz, das öffentliche Zeremoniell und zuerst und zuletzt das Zusammenleben ... mit ihm? „Ob er auch in der Ehe ebenso freundlich und rücksichtsvoll ist wie jetzt im Brautstande? Einmal bin ich richtig ängstlich vor ihm gewesen, als er so leidenschaftlich wurde. Und ob er auch wirklich treu ist in seiner Liebe? Auch da habe ich doch schon einmal meine Zweifel nur schwer unterdrücken können.“ So grübelt die Braut. „Und dann – merkwürdig ist doch – wir haben eigentlich noch nie über die Religion gesprochen! Gewiß, auch er ist aus seinem elterlichen Hause das Tischgebet gewöhnt, aber wer soll es bei uns beten, er oder ich?“

Das setzt glücklicherweise die Orgel zum Präludium ein, und die geliebte Freundin singt mit Ergriffenheit und Inbrunst: „Wo du hingehst, da gehe ich auch hin.“ Da sind alle Zweifel durch die Erhabenheit des großen Augenblicks verscheucht, und die frohe jugendliche Zuversicht vertreibt alle finsternen Wolken. Was nun der Pastor sagt, davon behalten die beiden so gut wie nichts! Kurz und gut, nun sind sie vor der Welt ... ein christliches Ehepaar!

Diese dargestellten Gedanken beschäftigten uns persönlich damals nicht. Aber mich lenkten einige sehr bemerkenswerte Äußerlichkeiten ab.

Wir waren in einer in weißer Seide gehaltenen Kutsche, damals am 3. Oktober, dem Geburtstage meiner Großmutter und Mutter, zur Kirche meines Schwiegervaters gefahren. Schon zog ein herbstliches Frösteln über die Wälder. Dagegen aber hatte schon der Brautwagen die wohltuende Einrichtung einer wärmenden Heizung. An der Kirchtüre erwarteten uns die Brautherren und Brautjungfern, unter denen mein ältester Bruder, eine Schwester und eine liebe Kusine sich befanden. Der Brautführer geleitete die beiden langen Reihen bis zum Altar, wo nach schwedisch-kirchlicher Sitte die Plätze gewechselt werden mußten, so daß nach 1. Mose 3,16b²¹ der Bräutigam auf der rechten Seite zu stehen kam.

Das Spannungsvollste für mich war natürlich, daß die ganze Handlung in schwedischer Sprache erfolgte, die ich damals doch nur sehr dürftig beherrschte. Da mußte ich meinem Schwiegervater ein langes Ehegelübde nachsprechen, bei dem ich mich an einem mir unbekanntem Worte versprochen haben soll, worüber hernach viel gescherzt wurde. Von Vaters Kirche fuhr dann die ganze 40–50 Köpfe zählende Schar zu dem volkstümlichen, in ganz

²⁰ „Denn ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr: Gedanken des Friedens und nicht des Leidens, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet. ¹² Und ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten, und ich will euch erhören. ¹³ Ihr werdet mich suchen und finden. Denn so ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, ¹⁴ so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr.“

²¹ „...und dein Verlangen soll nach deinem Manne sein, und er soll dein Herr sein.“

Schweden bekannte Erinnerungsplatz Skansen, wo altschwedische Eigenart dargestellt wurde und sich auch der charakteristische Läuteturm befand, unter dessen Geläut einst meine Braut zur Taufe getragen wurde.

Die ganze Hochzeitsfeier fand trotz des Beiseins von den zwei schon genannten hochgestellten Freunden des Vaters ohne jeden Weingenuß statt, weil mein Schwiegervater als Kämpfer für die Temperenz bekannt war.

Wenn ich nun von den daran anschließenden Festtagen im Zusammensein mit dem Freundeskreise beiderseits kaum Berichtenswertes behalten habe, so darf ich doch den Abschied zwischen Mutter Hammarsten und meiner jungen Frau nicht übersehen, weil er für mein eigenes, zum Mitleiden und Mitfreuen bestimmtes Herz etwas fürs ganze Leben Wichtiges übermittelt hat.



Mutter und Tochter hatten bisher ganz füreinander gelebt und im Gedankenaustausch letzter und höchster Dinge gestanden. Nun sollten sie sich voneinander trennen. Eigentlich ein unmöglicher Gedanke! Der Abschied mußte nach den Erfahrungen meines elterlichen Hauses und meines eigenen wehmütig-gefühlvollen Herzens unausdenkbar schwer, ja, einfach katastrophal werden. So war ich selbst im Blick auf die Beiden aufs tiefste bewegt und kämpfte mit den Tränen, die ich in der uns gestifteten Schlafkabine 2. Güte zu verbergen suchte.

Was aber war mit Mutter Hammarsten los? Wo blieb das erwartete Schluchzen, das Losreißen meiner jungen Frau aus ihren sehnsuchtsvollen Armen? Alles wurde gänzlich anders, als ich es nach meiner seelischen Art erwartet hatte: Wie lauter Sonnenschein stand die geliebte Mutter mit ihren leuchtenden, strahlenden Augen bei unserem letzten Händedruck vor uns und ließ ihre Tochter an meiner Seite in die Ungewißheit einer schlecht besoldeten Hilfsschullehrerstelle in das ferne Ausland fahren ... ohne zitterndes Herz!

Wie war das möglich? Mutter Hammarsten stellte zwischen sich und ihre entschwindende Tochter den Herrn Christus selbst. Sie glaubte und wußte: „ER bleibt auf meine Bitte an ihrer Seite, wenn ich nur an Seiner Seite bleibe! Wir werden wohl voneinander äußerlich getrennt sein, aber wir bleiben in Ihm verbunden.

Diese große Kunst habe ich ihr langsam, langsam abzulernen gesucht, und mein jämmerlich weiches gegen da biblische „feste Herz“ nach Hebräer 13,9 eingetauscht.

Und nun möchte ich die Weichherzigen unter meinen Lesern fragen, ob sie sich nicht auch um dies feste Herz bemühen wollen. Jedenfalls steht in dieser Hebräerstelle, daß wir es nur als ... ein Geschenk der Gnade erhalten können. Bist du gemühtig genug, dieses Gnaden-

geschenk anzunehmen? Dann beglückwünsche ich dich wie heute mich selbst zu diesem „köstlichen Ding“.

31. RÜCKKEHR NACH SCHÖNINGEN

Unsere Rückkehr in das kleine Braunschweiger Landstädtchen war so etwas wie eine Sensation für den Ort. Unsere Möbel waren noch nicht von Stockholm angekommen, so mußten wir noch einige Tage im ungemütlichen Gasthof Unterkunft suchen. Bei der nun folgenden Einrichtung unserer netten kleinen Wohnung, gerade meinem Schulhof gegenüber, half uns ein dortiger Freund und Kunstmaler mit vorbildlichem Einsatz. Die erste Karte aus der neuen Wohnung sehe ich meine Frau noch heute in der Fensterbank schreiben. – Wir hatten eine nette Putzhilfe bekommen, der wir es aber mit der Neureinrichtung nicht recht machen konnten, weil wir an unseren Fenstern keine „Blender“ hatten, die doch jeder „Gebildete“ haben mußte! – Ja, wir fielen auch sonst bald durch ungewöhnliches Wesen auf:



**Hugo und Elsa in Beuchte im Kreis seiner Eltern und Geschwister
wenige Tage nach der Hochzeit in Stockholm 1907**

Meine Frau machte die Einkäufe nicht gerne ohne mich, da sie ja der Sprache nicht völlig mächtig war und die Fachausdrücke für Haushalt und Lebensmittel selbstverständlich noch nicht beherrschte. So fiel den Schöningern zuerst das eine auf, daß wir alle Besorgungen

gemeinsam machten. Das war nun aber „durchaus verwerflich“ für einen jungen Ehemann, Lehrer und Theologen, sich mit diesen nebensächlichen Dingen abzugeben. Und als wir dann noch täglich auf dem einzig möglichen Wege zum Elmwalde unseren Spaziergang machten und ich den berühmten „Abendschoppen“ nicht mehr besuchte, erregte ich durchaus des Ortes Mißfallen!

Das Schlimmste ist aber noch nicht berichtet. Da unsere kleine Wohnung dem Schulhof gegenüberlag, hielt ich es nicht für unpassend, meine junge Frau, die ich ja aus dem reichen Stockholmer Verkehr gelöst hatte, in den Pausen zwischen den Schulstunden kurzerhand aufzusuchen und zu verhindern, daß Heimwehgedanken aufkommen konnten.



Damit hatte ich es für unsere Kleinstadt ganz und gar verdorben! So wurde ich sehr bald vom Schuldirektor ins Konferenzzimmer gerufen, wo er mir das Befremden von ganz Schöningen vor Augen stellte, ... „daß man überall davon spricht, daß Sie, Herr Flemming, so ... verliebt in Ihre junge Frau sind.“ Mit dieser Nachrede hoffte er mein Schuldbewußtsein so

an den Pranger gestellt zu haben, daß ich de- und wehmütig um Entschuldigung bitten und eine völlige Kursänderung geloben würde. Da brachte ich mein hoheitsvolles Gegenüber völlig aus dem Autoritätskonzept, daß ich mir die Gegenfrage erlaubte: „Herr Direktor, nach welcher Anstandsregel ist es hier in der Stadt unschicklich und unpassend, daß ein junger Ehemann in seine junge Frau ehrlich ... verliebt sein darf? Herr Direktor, dazu bekenne ich mich vor Ihnen und der ganzen von Ihnen vertretenen Stadtmeinung, daß ich das Recht zu haben glaube, in meine Frau ... wirklich verliebt zu sein und es fernerhin auch bleiben möchte.“ Na, sowas! – Das hatte der Schulgewaltige nicht für möglich gehalten, daß ein junger Ehemann sich aus der Meinung einer ganzen Stadt so wenig machen könnte! „Ja, wenn Sie so denken, – so denken!“ Ich dachte in der Tat so, und Frau Elsa freute sich nach wie vor über meinen Pausenbesuch.

Aber wir hielten doch die Schulmeisterei nur für eine Übergangsarbeit und sehnten uns nach dem Pfarramt. Also ... Probepredigten mit Gemeindewahl! In der Nähe von meinem Geburtsort Limmer b. Alfeld war ein nettes kleines Dorf, woselbst ein Gemeindewahl ausgeschrieben war. Der Ort zerfiel bevölkerungsmäßig in zwei sich bekämpfende Parteien, die der Klasse der Bauern und die der großen Arbeiterschar. Mir war die 1. Wahlpredigt zugefallen. Von der Bauernschaft wurde ich einstimmig gewählt; bei der zweiten Predigt wählte die Arbeiterschar ihren Kandidaten. Weil nun beide Parteien ihre Wahl nicht durchsetzen konnten, einigte man sich schließlich auf den Dritten, den keiner von beiden wollte.

Ohne Frage war es für meine Frau als Großstädterin schwer, in den kleinlichen Verhältnissen des als „Dreckscheinig“ übel beleumundeten Landstädtchens Wurzel zu schlagen! Sollte ich mich nicht als Garnisons- oder Auslandsprediger bewerben? Ich tat beides und

hatte bald gute Verbindung und Anknüpfung gefunden. Die Hauptanziehungskraft hatte selbstverständlich Schweden für uns, wohin wir durch unseren Hofprediger-Schwiegervater beste Empfehlung erhoffen durften. Göteborg, im Süden Schwedens, suchte einen deutschen Pfarrer. Wir kamen auf den Wahlaufsatz, und ich wurde zur Probepredigt aufgefordert, reiste deshalb mit meiner Frau dorthin. Ja, das war eine glänzende Stelle! Die deutschen Kaufleute dort, die das ausschlaggebende Wort in der dortigen deutschen Kirche zu sprechen hatten, suchten mehr einen Mittelpunkt ihres Deutschtums als einen religiösen Mittelpunkt, wie wir uns am Abend des Wahltages durch das opulente Essen und durch die Ansprachen und Reden bei schweren Weinen und Kaffee sehr bald überzeugen konnten!

War ich als junger Pastor und doch erst werdender Christ den Versuchungen dieses Pfarramtes gewachsen? Nun, uns jungen Leuten war der Platz in Schweden in erreichbarer Nähe der Eltern in Stockholm der ausschlaggebende Wunschgedanke. Die Gefahren, die wir heute so klar erkennen, sahen wir damals nicht. Aber Gott sah sie, und da wir betende Eltern hatten, sprach Er ein eindeutiges klares ... Nein!

Nun muß ich allerdings von der größten Blamage meines ganzen Lebens berichten. Mancher Pfarrbruder mag in seinem Anfangsstadium Ähnliches erlebt haben.

Die herrliche Kirche, das vornehme Publikum, die Anstrengungen der Reise, die Aufregung und Spannung der Entscheidung machten mich unruhig und verwirrten mich. Ich kam bei der Predigt ... ins Jagen hinein! Die Worte und Sätze überstürzten sich. Um Ruhe und Sammlung bitten konnte ich damals noch nicht. Ich erlebte das Schlimmste, was einem Redner und Prediger passieren kann: Mir blieb in des Wortes erstem Sinne – ich muß hier das häßliche Wort gebrauchen – „die Spucke weg“. Meine Lippen oben und unten klebten an den Zähnen fest. Das schaurigste Erlebnis meines ganzen langen Predigeramtes! Und da – jetzt hört und entsetzt euch mit uns – erhob sich aus der Presbyterbank der Präses-Presbyterii, trat öffentlich dicht unter die Kanzel und hielt sich die Hand ans Ohr, um mir zu sagen, daß der Gemeinde bei diesem rasenden Galopp genau wie mir selbst „Hören und Sehen“ verging! Völlig geschlagen stieg ich von der Kanzel herab! Es brauchte mir keiner mehr zu sagen, daß ich nach diesem unsinnigen Jehu-Ritt (2. Könige 9,20²²) nicht die geringste Aussicht auf eine erfolgreiche Wahl hatte. Mir tat nur ... eine im Grunde meines Herzens leid, meine arme Frau! Das mußte mir gerade in Schweden passieren, wo ihr Vater der geliebteste und angesehenste Prediger war! Wie hatte ich diesen ihren klangvollen Namen Hammarsten blamiert! Das war eine bittere Pille! Aber sie war ... gottgewollt!

Wäre ich von diesem versuchungsvollen Pfarramt aus je Evangelist geworden? Hätte Gott mir jemals die tausend Seelen zur Erweckung, jemals meine Dankbundgemeinde schenken und zur Leitung anvertrauen können? Heute beim Rückblick sieht sich alles so selbstverständlich und klar an: Gott sagte nein, weil Er etwas anderes mit uns vorhatte.

32. POLLE AN DER WESER

Wir hatten unser Pensum im Warten auf das Pfarramt noch nicht gelernt. Da wurde ein wunderschön an der Weser gelegenes Pfarramt frei. Wir erfuhren, daß der Patron der Pfarr-

²² „Er ist zu ihnen gekommen und kommt nicht wieder. Und es ist ein Treiben wie das Treiben Jehus, des Sohnes Nimsis; denn er treibt, wie wenn er unsinnig wäre.“

stelle ein mit der schwedischen Königsfamilie verwandter Fürst sei. Bei dieser Nachricht stiegen unsere Hoffnungen zu höchster Höhe. Vielleicht konnte durch die Vermittlung unserer Schwiegereltern in Stockholm vom dortigen Hofe aus ein freundliches Wort für uns eingelegt werden, so daß wir endlich zu der ersehnten Pfarrstelle kamen.

Ja, alles klappte ausgezeichnet. Es gelang bei einem Besuch am schwedischen Hofe, die Königin für uns zu interessieren, so daß sie freundlicherweise versprach, dort an der Weser anzurufen. Nun waren wir unserer Sache so gut wie gewiss. Wenn sich eine Königin für uns einsetzte, wie sollte das nicht zu dem ersehnten Ziele führen!? Wir warteten froh und gewiß, bis die erhoffte Antwort einträfe.

Es mochten wohl 14 Tage vergangen sein; da kam der Brief, der uns eine ganz gewaltige neue Lebenserfahrung brachte, eine viel größere als die Erfüllung unseres sehnlichen Wunsches! Der Brief kam auch nicht von dem fürstlichen Patron, auch nicht von der schwedischen Königin, sondern von einer Königin in der biblischen Gebetsmeisterschaft, von der wir damals noch wenig ahnten. Er kam aus der Hand unserer schwedischen Mutter. Die schrieb uns schlicht und klar: „Kinder, hofft nicht mehr auf die Stelle an der Weser! Gott hat



**Königin Victoria von Schweden
(1862–1930)**

mir gesagt, daß Ihr ... sie nicht bekommt!“ – Wer hatte ihr denn das gesagt? Die schwedische Königin etwa? Nein! Aber Gott hatte der Mutter im Gebet geantwortet: „Bittet nicht mehr für eure Kinder! Die bekommen die Stelle ... nicht!“

Gibt es so etwas, daß Gott so persönlich zu Seinem betenden Kinde sprechen kann? Habt Ihr, meine Dankbundgeschwister, derartiges schon erfahren? Wir hatten es bis dahin noch nicht erfahren. Aber jetzt beim Rückblick auf unser hinter uns liegendes langes Leben haben wir seit diesem ersten Fall viel andere Fälle zu verzeichnen, wo Gott Seinen getreuen Betern und Beterinnen ein klares Nein gab!

Hier liegt also für alle Beter eine Frage zur Beantwortung: Hast du ein so feines Gehör für Gottes Stimme, daß Er dir persönlich sagen kann, was Er anderen Schwerhörigen nur durch andere Menschen oder durch äußere Geschehnisse kund tun kann? Der reife biblische Beter muß seinem Gott so nahe gerückt, muß so eins

mit Gottes Willen geworden sein, daß Gott ihn durch eine leise Mahnung im Gebet wissen lassen kann: Bete nicht mehr!

Wir bekamen die Pfarrstelle in Polle nicht. Etwa zehn Tage später ließ die schwedische Königin unsere Mutter wissen, daß ihr Verwandter an der Weser die Stelle tags zuvor, als sie angerufen habe, einem anderen Bewerber übergeben habe.

33. BAD HARZBURG, DAS SPRUNGBRETT NACH BERLIN

Unser kleines Schöninger Progymnasium sollte abgebaut werden. Der Abbau sollte mit der Sexta beginnen. Da ich der Jüngste der Lehrkräfte und dann doch schon auf der Suche nach einem Pfarramt war, traf mich die Kündigung zuerst.

War es doch ein Irrtum gewesen, daß ich mich schon verheiratet hatte? Durfte ich das Leben meiner jungen Frau an die Unsicherheit meiner noch nicht gelösten Berufsfrage binden? Wohin mich wenden? Das Pfarramt ringsum verschlossen, und das Schulamt hatte keinen Platz für mich! –

Was wir damals nicht wußten, wissen wir heute. Wir war in der Erziehung für den seelsorgerischen Beruf. Die Seelsorge soll Antworten vermitteln für Trostsuchende, aus der sicheren Lebensbahn Herausgeworfene. Nur das, was man selbst erlebte an Enttäuschungen und zerbrochenen Wünschen, gibt die Voraussetzungen zum seelsorgerischen Trostamt.

Ja, Gott hatte Seinen fertigen Plan mit uns. Er ließ uns durch meine Freundschaft mit dem alten Wolfenbüttler Oberschulrat Dr. Wilhelm Brandes nach einem Orte – ebenfalls an ein Progymnasium – rufen, an dem unser schönheitsbedürftiges Auge volle Befriedigung finden durfte – nach Bad Harzburg, wo ich schon vorher ein Vierteljahr an der Volksschule gedient hatte.



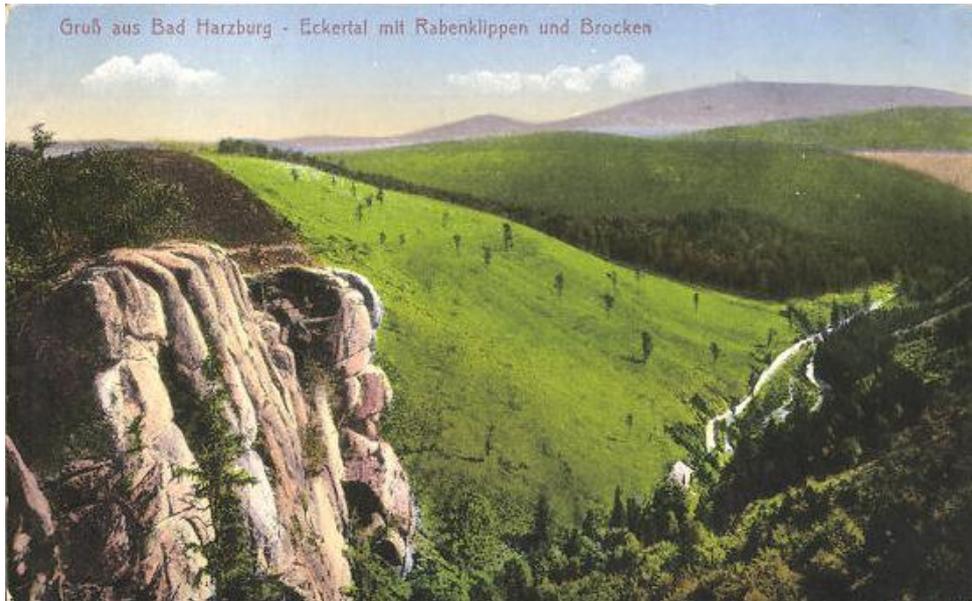
Wir fanden auch eine entzückend gelegene Wohnung, eine Volletage, gerade dem herrlichen Burgberge gegenüber, wo wir glücklichen jungen Leute unsere Mahlzeiten auf der hochgelegenen Veranda, die wundervolle Färbung der köstlichen Berge je nach Jahreszeit vor Augen, einnehmen durften. Ja, das hatte der gütige Gott einmal wieder unerwartet schön gemacht! Genau das war es ja, war Er im 34. Psalm versprach: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist. Wohl dem, der auf Ihn trauet.“

Dieses Auf-Ihn-trauen-lernen war ja damals unser Pensum; dem galt unsere ganze Erziehung, wo wir nunmehr zum ersten Male von unsern Fach- und Berufsgenossen in Schuld und Unrecht gesetzt, abgelehnt und gänzlich vereinsamt wurden, weil wir den gewöhnlichen breit-lustigen Weg des damaligen Liberalismus in Kirche und Schule nicht mitzugehen bereit waren. Vers 20–23²³ des 34. Psalmes war nach außen hin unsere tägliche Aufgabe. – Aber auch nach innen, in der Ehe, gab's viel für uns, besonders für meine Frau, zu lernen.

²³ „²⁰ Der Gerechte muß viel leiden; aber der Herr hilft ihm aus dem allem. ²¹ Er bewahrt ihm alle seine Gebeine, daß deren nicht eins zerbrochen wird. ²² Den Gottlosen wird das Unglück töten; und die den Gerechten hassen, werden Schuld haben. ²³ Der Herr erlöst die Seele seiner Knechte; und alle, die auf ihn trauen, werden keine Schuld haben.“

In Schöningen konnte ich, wie ich berichtete, jeden Morgen selbst zwischen den Schulstunden auf einen kurzen Sprung in die Hausarbeit meiner Frau hineinblicken, wie alle Einkäufe in den Geschäften mir ihr machen. Hier aber in Harzburg lag das Progymnasium wohl 12 Minuten von unserer Wohnung entfernt, so daß an den Morgenstunden nun wirkliche Trennung zwischen uns stattfinden mußte.

Um so schöner aber waren die Nachmittage! Da wir noch kein Kind hatten, schafften wir uns einen entzückenden, zierlichen Hund, einen Rehpinscher an, der natürlich auch ausgeführt werden mußte! Ja, das waren köstliche Monate, wenn wir an den langen freien Nachmittagen in den herrlichen Waldungen Harzburgs verschwinden und die schönen Wanderungen: über den Burgberg nach dem Molkenhause, den Rabenklippen und all den wunderbaren Aussichtspunkten unternehmen konnten!



Auch sehr erfreulichen Verkehr fanden wir besonders an der Schwester des Stoeckerfreundes und Stadtmissions-Inspektors Max Braun, Marie Braun,

die das dortige Hospiz leitete. So wurde Bad Harzburg, da ich auch an meiner Schularbeit Freude hatte, eine Quelle vieler Freuden und Genüsse für Herz und Gemüt, an die wir noch heute mit großer Dankbarkeit zurückdenken.

+ + +

Können aber Christen, die zur Seelsorge erzogen werden sollen, ganz ohne Leid bleiben? Wir bekamen unser Leid. Es war verknüpft, wie es so oft der Fall ist, mit der größten Freude unseres dortigen Aufenthaltes.

Die Mutter Hammarsten kam zu Besuch zur Winterzeit. Wir waren ja nun schon länger als ein Jahr verheiratet und in den großen Schulferien in Schweden gewesen. Nun schenkte es Gott, daß meine Frau guter Hoffnung wurde. Da machten wir mit der Mutter all die herrlichen Spaziergänge, die uns dort geboten wurden. Und als der Schnee fiel, war sie mutig genug, sich mit uns auf den kleinen Schlitten zu setzen und die verschneiten oder in Rauhreif strahlenden Wege abwärts zu gleiten.

Der Abschied von der Mutter wurde meiner Frau um so schwerer, so daß eine Frühgeburt erfolgte, die ihr so zusetzte, daß ich um ihr Leben fürchten mußte. Jene unheimlichen Tage haben sich meiner Erinnerung tief eingegraben. Diese Erstgeburt war ein Junge, hatte ganz die Gestalt seiner Mutter, war ein Stück ihres bedrohten Lebens. Ich mußte unsern „Lillingen“ allein ins Grab tragen! –

Da erinnerte ich mich, wie mein Vater eine 16jährige Schwester von mir, Anna, von ihrem Sterbebette die Treppe hinunter in den Sarg tragen mußte. Dabei stöhnte der Vater in einer

Weise, wie ich es bei dem harten Manne nie zuvor gehört hatte. Weshalb drückte ihn die Last schwerer als jede andere, die ihm sonst zugemutet wurde?

In dieser Stunde, da ich mein kleines, erstgeborenes Söhnchen einsam zu Grabe trug und unter einer Birke dem Schoß der Erde übergab, bekam ich die Antwort. Niemals hatte ich in meinem jugendfrohen Leben eine Last getragen, die mich so schwer niederdrückte! Zwar hat es niemand gehört; denn meine Frau lag sehr krank darnieder. Aber ich mußte bei dieser Grablegung stöhnen, wie nur mein Vater bei seiner 16jährigen Tochter. Es war ein zum Leben bestimmtes „Stück von ihr und mir“. Nichts trägt sich schwerer! – Gott hat uns noch drei weitere Kinder geschenkt. Der Tod hat keins von ihnen antasten dürfen, trotz schwerer Krankheit und monatelangem Rechnen mit Tod und Verlust. Dieses erste und einzige Mal, da ich unseren Erstgeborenen mit Erde bedeckte, sollte mir ein Verstehen und Mitleiden mit denen geben, denen ich später von Berufs wegen den göttlichen Trost überbringen sollte.

Aus dieser Zeit, in der ich mich vom Lehrerkollegium so gänzlich ausgestoßen sah, hatte ich doch einigen Verkehr mit zwei Kandidaten der Theologie, von den ich kurz berichten muß.

Der eine war wie ich Lehrer am Progymnasium, stand aber im Gegensatz zu mir ganz im Geiste des damaligen Liberalismus. Um nicht ganz aus der hebräischen Sprache herauszukommen, las ich mit ihm das Alte Testament. Bei dieser Erinnerung darf ich zeigen, wie die damalige theologische Wissenschaft mit der Bibel ... „umsprang“.

Wir lasen den Propheten Jeremias. Bitte, durchdenkt die erhabene Einführung des Jeremias in sein Amt durch Gott selbst Kap. 1,4–10²⁴. Ich meine, bei den hoheitsvollen Worten Vers 9 müßte uns allen der Atem stocken. Welch ein Auftrag, nicht nur über sein Volk Israel, sondern für die Nachbarvölker! Er soll mit dem göttlichen Worte ... „ausreißen, zerbrechen, verstören und verderben!“ Welch schrecklicher Beruf! Aber Gott in Seiner Güte setzt hinzu, was wir bei allen Propheten immer wieder feststellen können: Aber nur so lange, wie Israel ein störrisches, ungläubiges Volk sein und bleiben will. Will es aber Gottes Willen tun, so soll des Propheten schöne Aufgabe sein: Zu bauen und zu pflanzen! Dazu erklärte mir mein gelehrter, liberaler Fachgenosse: „Hier ist es ja mit Händen zu greifen, daß diese zwei letzten Worte Einschiebsel späterer Priester sind! Denn diese Worte passen einfach nicht zu dem echten, klaren Vernichtungsauftrag Gottes!“ Was sagt Ihr: Welch Mißverstehen Gottes! Und welche Skrupellosigkeit dem göttlichen Wort gegenüber!

+ + +

Nun meine Erinnerung an den anderen Kandidaten. – Der Ortspfarrer hatte mich gebeten, ihn an einem Sonntag in der neugebauten, wunderbar gelegenen Harzburger Kirche zu vertreten. Von Predigttext und Ausführung weiß ich nichts mehr. Nur das Wort eben aus dem Munde dieses Kandidaten, der etwas Prophetisches schon im seinem Äußeren wie im Inneren hatte. Er funkelte mich mit den überraschten großen Augen vielsagend an und sagte

²⁴ „⁴ Und des Herrn Wort geschah zu mir und sprach: ⁵ Ich kannte dich, ehe denn ich dich im Mutterleibe bereitete, und sonderte dich aus, ehe denn du von der Mutter geboren wurdest, und stellte dich zum Propheten unter die Völker. ⁶ Ich aber sprach: Ach Herr, Herr, ich taue nicht, zu predigen; denn ich bin zu jung. ⁷ Der Herr sprach aber zu mir: Sage nicht: „Ich bin zu jung“; sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dich heiße. ⁸ Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin bei dir und will dich erretten, spricht der Herr. ⁹ Und der Herr reckte seine Hand aus und rührte meinen Mund an und sprach zu mir: Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund. ¹⁰ Siehe, ich setze dich heute dieses Tages über Völker und Königreiche, daß du ausreißen, zerbrechen, verstören und verderben sollst und bauen und pflanzen.“

etwa so: „Lieber Bruder! Nach dieser Predigt darf ich Ihnen sagen: Sie werden nicht im kleinen Braunschweig Ihr Leben verbringen. Gott hat anderes mit Ihnen vor!“ Ich habe dieses prophetische Wort niemandem, auch meiner Frau damals nicht verraten. Aber es kam genau so: Bald darauf waren wir ins Hospiz zu Frll. Braun eingeladen und trafen ihren Bruder, den Inspektor der Berliner Stadtmission, einen Mann durch und durch künstlerischer Art in Zorn und Liebe, in seinen charismatischen Tischreden u. Toasten, in der schönen Literatur wie am Klavier. Nach Tisch, wenn andere ältere Herren sich ein Ruheplätzchen suchen, saß er am Klavier und phantasierte aus dem Stegreif aus der musica sacra, dem Kunst- und Volkslied ein Stück schöner als das andere hervor. Als er hörte, daß ich Cellist sei, wurde ich durch die ganze Korona gezwungen, mein Cello zu holen. Und nun ging's ohne Verabredung im Gleichklang der Herzenssaiten durch den ganzen Reichtum der uns geschenkten Welt der Töne und Lieder in „dur u. moll, ernst und toll, weihe-, wehe-, wonnevoll!“ – Am Schluß des Spiels kam es aus seinem Munde: „In der Musik sind wir eins. Wie wäre es, wenn wir auch in der Arbeit eins würden? Ich suche einen Hilfsprediger für meine Jesuskirche in der Berliner Stadtmission. Hätten Sie Lust?“ Ich sah meine Frau an. Ja, sie hatte Lust! Wir wurden eins. Und bald hieß unsere Losung:

Auf nach Berlin!

34. IM WEINBERG GOTTES

a) Berlin

Beim Rückblick auf meine Vergangenheit ist mir das Wort des Herrn besonders bedeutungsvoll geworden, das Er dem Petrus gesagt hat: „Da du jünger warst, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wohin du wolltest. Wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürteten und führen, wohin du nicht willst.“

Ist das nicht eine Anweisung, wie sie fast alle Arbeiter im Weinberg Gottes trifft und richtunggebend leitet? Ist das dagegen nicht unser aller Art und Wunsch, solange wir jung und überschäumend an Kräften des Leibes und der Seele sind, uns los zu machen von unseren Eltern und Lehrern, uns selbst zu gürteten, unab-

hängig zu werden von aller Bevormundung und nicht nur selbst zu wandeln, wohin wir wollen, sondern auch andere zu führen, wohin wir wollen? Ich meine, das ist unser aller Ziel gewesen, und wir finden es bei der jetzigen Jugend in ganz hervorragendem Maße.



Nun aber treten wir nach Gottes gütigem Rat und Willen in den Dienst Gottes. Besteht nicht darin unser Älter- und Reifwerden, daß wir die eigenwilligen Arme und störrischen Hände im Kampfe mit uns selbst und im Kampfe um Gott ausstrecken und nach Führung suchen, uns bereitfinden lassen, die Zügel der Leitung in den vielseitigen Berufspflichten über uns und andere – je länger, desto mehr – Gott zu überlassen? Erst in dem Maße, wie es uns gelingt, die Opposition gegen Gott aufzugeben und unsere Hände auf Gottes Befehl und Willen auszustrecken, in dem Maße wird „der große Andere“, „Unnennbare“ die Zügel unseres störrischen Wesens und Eigenwillens in Seine Hände bekommen, uns gürtet mit der Demut und Sanftmut, die wir von Natur nicht zu eigen haben, und dorthin führen, wohin wir auf den ersten Blick ... gerade nicht wollen!

Merkwürdig, daß Gott uns oft ein Stück „Weinberg“ zur Bebauung zuweist, das unserem natürlichen Empfinden zuwider und unangenehm ist!

Ich habe das steinerne Häusermeer Berlins immer verabscheut und konnte nie verstehen, wie z. B. mein älterer Bruder dort froh und glücklich sein konnte! Die schaurige Wohnungsangelegenheit selbst im vornehmen Westen Berlins! Eine Häusermauer neben der anderen, 5stöckig, 6stöckig! Keine Gärten, kein stiller Fleck, auf den man sich zurückziehen könnte. Alles jagt, rennt, stürzt, hastet zum Arbeitsplatz und zurück zur Hoch- und Tiefbahn oder Autobus. Und der Blick der Millionenstadt in der Gesamtheit? „Die Erde hat die Menschen ausgespien, und der Himmel hat sie nicht angenommen! So hängen sie zwischen Himmel und Erde“, hat einer treffend von Berlin gesagt! Und wer das Glück hatte, zur Erde zu wohnen, der hielt schon damals vor 50 Jahren den Straßenlärm nur unter der Drangabe seiner Ohren und Augen aus! Oder aber er wohnte in den 1., 2., 3. und 4. Höfen und Hinterhöfen, wo jeder Lichtstrahl im Hause so gut wie unmöglich war.

Und in dieser verabscheuungswürdigen Unnatur des Berliner Südens sollte mein Arbeitsfeld sein! Anstelle der lieblichen Wohnung in Harzburg, dem entzückenden Burgberg gegenüber, sollte uns in Berlin eine kleine Wohnung zugewiesen werden, 88 Stufen hoch, ohne Fahrstuhl! Wahrhaftig, wo blieb da der angeborene Wunsch nach Freiheit, nach der Stille des Waldes und nach dem Grün des Gartens? Hier wurde es wirklich bitterer Ernst: „Ein anderer wird dich gürtet und führen, wohin du nicht willst!“

Aber mit dem Ruf an die Berliner Stadtmission hatte ich noch nicht den Zutritt in die neue Landeskirche erworben. Meine Examina galten nur für die Provinz Hannover. Nur durch ein Kolloquium mit einem Branderburger Konstitutorialrat war der Übergang denkbar und möglich. Also her mit Dogmatik und Ethik, mit Kirchengeschichte und Dogmengeschichte, mit Griechisch für die neutestamentliche Theologie und Hebräisch für das Alte Testament! Und wenn das gelingen und durch die Ordination gekrönt werden durfte, dann die Probepredigt in der Stadtmission und Jesuskirche. Welche Spannungen!

Das Kolloquium gelang bei der Großzügigkeit des dortigen Prüfungskommissars ohne Schwierigkeit, so daß ich mit etwa 12 Kandidaten zur Ordination zugelassen wurde.

b) Die Ordination

pflügt im Leben eines jungen Theologen der erste große Festtag zu sein, an dem die ganze Familie, Verwandtschaft und Bekanntschaft regsten Anteil nimmt. Alle meine Mit-Ordinanden waren in feierlicher Begleitung ihres vollzähligen Lebensumkreises; nur ein junger Mann zog fröstelnd in großer Einsamkeit, ja auffallender Verlassenheit unter den frohen Kameraden zum Altar: der euch bekannte ... Hugo Flemming! Dem blieb nichts Schmerz-

liches erspart! Er hatte sich ja ... „bekehrt“! Das hatte ihm den großen Riß und den Ausschluß aus der Familie, besonders dem älteren Geschwisterkreis, dessen Mittelpunkt er sein ganzes jugendfrohes Leben lang gewesen war, gebracht. Den Eltern fehlte vielleicht das Reisegeld; aber die Geschwister und die Verwandtschaft?! Lebte von denen keiner in der Hauptstadt des Landes? Doch, gewiß! Aber der geistliche Weg, den ich außerhalb der vertrauten lutherischen Kirche, in der die Vorväter bis nahe an Luthers Lebenszeit in Hannover als Pastoren gestanden hatten, einschlug, waren allen Geschwistern und Verwandten einfach unheimlich, zumal ich ihnen von meiner inneren Wandlung offen Kenntnis gegeben hatte. „Hugo hat“, so hieß es, „unseren alten lutherischen Glauben verlassen und den schwedischen Glauben angenommen!“ Daß dieser schwedische Glaube der alte schlichte biblische war, der erst mit der Wiedergeburt beginnt, war und blieb ihnen verborgen.

So war nur die eine Seele bei meiner Ordination zugegen, die in allen Nöten und Schwierigkeiten meines Lebens treu und unverdrossen mir zur Seite gestanden hat: Meine angetraute Frau! Sie mußte mir damals Verwandtschaft und Freundschaft ersetzen. Und gerade in dieser, an solchem großen Tage besonders spürbaren Vereinsamung wuchsen unsere Herzen so zusammen, daß sie ein gemeinsames Leben von über 50 Jahren überdauern und alle Gegensätzlichkeiten in Anlage und Temperament, Erziehung und Volkstum unter Gottes gnädiger Leitung siegreich überwinden konnten.

Von der Ordination, der letzten, die der alte Gottesmann Generalsuperintendent D. Braun hielt, muß ich zum wenigsten einen unvergeßlichen Gedanken dem Papier anvertrauen. Seine Ordinationsansprache hielt er über 1. Petri 1,3–9²⁵. Was er über den 4. Vers sagte, ist mir unvergeßlich geblieben. Da wird als Ziel der Wiedergeburt eine lebendige Hoffnung zu einem ... „unverwelklichen Erbe“ geschildert, das „behalten wird im Himmel“. Dazu sagte der alte Knecht Gottes folgendes: „Ich will Ihnen, meine jungen Brüder, nicht einen unwidersprechbaren Lehrsatz über das unverwelkliche Erbe vortragen; aber ich darf Ihnen ja meine persönliche Meinung sagen: Das unverwelkliche Erbe deutet auf einen Kranz hin, der Ihnen einst zugereicht werden soll. Dieser unverwelkliche Kranz wird nach meiner Ansicht aus Blüten der Menschenseelen bestehen, die einst durch Ihr Wort und Zeugnis den Frieden in Jesus zur Seelenseligkeit gefunden haben. Diese Seelen sollen Ihr großes Geschenk sein, das Ihnen dort zur Mehrung Ihrer himmlischen Freuden dankbaren Herzens entgegenkommen wird.“ – Ich glaube, in dieser Feierstunde hat keiner von uns jungen Männern die tiefe Bedeutung und den Sinn seiner Auslegung verstanden. Je länger ich aber in das Hirtenamt hineinwuchs und zumal nach einer Aussprache mit meinem väterlichen Freund Samuel Keller, ist mir dies Wort unseres Ordinator immer größer und erstrebenswerter geworden. Was sagt Ihr, meine Leser? Sollte das nicht ein erstrebenswertes Ziel sein, dem wir alle, die zu einer lebendigen Hoffnung wiedergeboren sind, nie mehr aus den Augen verlieren dürften! Ihr Eltern, die Seelen Eurer Kinder sollten „Blüten“ sein in Eurem unverwelklichen Kranze! Ihr Brüder, Pastoren: Die Seelen, denen Ihr die Jesustür öffnen durft, wünschtet Ihr

²⁵ „³ Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, ⁴ zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel ⁵ euch, die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt werdet zur Seligkeit, die bereitet ist, daß sie offenbar werde zu der letzten Zeit. ⁶ In derselben werdet ihr euch freuen, die ihr jetzt eine kleine Zeit, wo es sein soll, traurig seid in mancherlei Anfechtungen, ⁷ auf daß euer Glaube rechtschaffen und viel köstlicher erfunden werde denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewährt wird, zu Lob, Preis und Ehre, wenn nun offenbart wird Jesus Christus, ⁸ welchen ihr nicht gesehen und doch liebhabet und nun an ihn glaubet, wie wohl ihr ihn nicht sehet, und werdet euch freuen mit herrlicher und unaussprechlicher Freude ⁹ und das Ende eures Glaubens davonbringen, nämlich der Seelen Seligkeit.“

nicht, daß Ihr sie in Eurem unverwelklichen Kranze einst wiedersehen dürftet? Das darf ich wenigstens von mir sagen: Ich hab's gewagt zu denken und zu beten:

„Um diesen heil'gen Kranz dies arme Leben ganz.“

Mein Arbeitsplatz in Berlin war zunächst die Hilfspredigerstelle bei Pastor Max Braun in der Jesuskirche, Wassertorstraße.

Diese Kirche hat ein seltener Mann und Pastor, Dr. Schulze, – der in Berlin den Titel „Tränenschulze“ zu Unrecht trug, weil er gerade nicht auf die Tränendrüse drückte, sondern eine gewaltige, unvergeßliche Predigt über die „Tränen Christi“ gehalten hatte – mit eigenen Mitteln gebaut. Er hatte sich nicht dem geordneten Kirchendienst unterstellt, sondern sich durch seine populäre Predigtgabe aus ganz Berlin hier im Süden der Stadt eine Gemeinde gesammelt, die in der Hauptsache aus kleinen, notgedrängten Leuten bestand, die aber vom „Alten Doktor“ das Lebensbrot in einzigartiger Weise zugeschnitten bekam.

Es war z. B. seine Gewohnheit, daß er seine Hörer namhaft anredete mitten in der Predigt, so z. B. den Superintendenten seines Bezirks, dem er für sein Erscheinen von der Kanzel aus dankte und ihn mit schmunzelnden Lippen bat, nur öfter zu erscheinen!

Dr. Schulze hatte nach seinem Tode in Max Braun einen kongenialen Nachfolger gefunden, durch dessen verbindliche Art es gelang, diese völlig frei stehende Kirche in den Verband der Stadtmission einzugliedern und dadurch wieder in das Berliner Kirchengefüge einzuordnen.

Das Eigenartige dieser Kirche war, daß das Pfarrhaus unter dem großen Kirchensaal zu ebener Erde, ganz versteckt im Garten, lag, wodurch das Einssein von Pastor und Gemeinde wie durch nichts anderes bekundet wurde.

Zu meiner Zeit herrschte hier ein ungemein reges Gemeindeleben, das durch die Sonntagspredigt und heiliges Abendmahl, durch Konfirmandenstunden und Kindergottesdienst, Bibel- und Missionsstunden und durch viele Vereine zusammengehalten wurde. Das ging dem älter werdenden Pastor Braun nun einfach über den Kopf, zumal er im Nebenamt noch Stadtmissions-Inspektor und als solcher Leiter der musikalischen Stadtmission war.

Wohl hatte er auch einen Stadtmissionar, der ihm besonders beim Besuchemachen behilflich war. Aber was verschlug das in der uferlosen Arbeit Berlins? Genug, er hatte Hilfsprediger nötig! Ich war der dritte.

Von Harzburg aus sollte ich meine Probepredigt in der Jesuskirche halten. Ich hatte noch 14 Tage zur Vorbereitung neben der Schularbeit. Nun, die Predigt über die Epistel des 4. Adventssonntags, der herrliche Text Philipper 4,4–7²⁶ war wohl eine Aufgabe, die das ganze Herz zur Teilnahme zwingen und restlos ausfüllen konnte. Ja, wie sollte es nicht? – Aber das Auswendiglernen! Von solcher Arbeit war ich ja gänzlich abgekommen! Und nun auftreten in der berühmten Jesuskirche des originellen, unnachahmlichen Dr. Schulze und des jetzigen Wortkünstlers und oftmaligen Vertreters Adolf Stoeckers, Max Braun!

²⁶ „⁴ Freuet euch in dem Herrn allweg! Und abermals sage ich: Freuet euch! ⁵ Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen! Der Herr ist nahe! ⁶ Sorget nicht! Sondern in allen Dingen lasset eure Bit-ten im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden. ⁷ Und der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu!“

Ich lernte 14 Tage Tag und Nacht! Nein, es saß nicht und wollte nicht sitzen, so daß schließlich meine arme junge Frau das Wort zu dem bedauerlichen Satze nahm: „Und Du willst Pastor werden und sitztest und schwitzest an einer Predigt 14 Tage Tag und Nacht? Jetzt kannst du noch zurück! Bedenke, was Du tust!“

Na ja! Ich lernte und lernte und fuhr schließlich in der schrecklichen Erinnerung an meine völlige Entgleisung in Göteborg in das schreckliche Berlin zu dem schrecklichen Predigt-auftrag! Und es ging genau so, wie ich befürchtet hatte! Ja, die Liturgie gelang! Aber als ich die Kanzel hinaufstieg und die tausend gespannten kritischen Augen sah, da wußte ich weder meinen Text, noch Thema, weder Anfang, Mitte und Ende!!

Nun aber ging es mir, wie es Schiller im „Taucher“ sagt: „Ein Gott hatte Erbarmen!“ Die Gebete meiner Frau und unserer Lieben in Schweden fanden Erhörung. Meine schönen Text fand ich nach angstvollem Blättern in der fremden Bibel gerade noch rechtzeitig; und nun kam eins aus dem anderen: Der Mut und der Glaube, der Anfang, die Mitte und das ... Amen! Und die Berliner waren mit mir zufrieden und hießen mich willkommen; und bald darauf saßen wir zu zweit in der Eisenbahn, um unsere kleine Wohnung am Elisabeth-Ufer, 88 Stufen hoch, zu beziehen.

Auch die Einführungspredigt ging wohl vonstatten; und nun wurde ich am Abend des gleichen Tages der Stadtmissionsgemeinde vorgestellt.

Hier im alten, berühmten Stadtmissionssaal, der ziemlich 2000 Plätze faßte, hielt Pastor Braun seine virtuoson „Teeabende“ bei stets überfülltem Raum und stellte mich mit Scherz und Humor seinem Stadtmissionskreis in Lied, Gedicht und launigen Ansprachen der Brüder vor. Ein Vorgänger im Hilfspredigeramt war auch erschienen und mahnte mich vor ... zu großer Zaghaftigkeit, die ihm beinahe einen gesunden Zahn gekostet hätte! Er hatte vom Pastor den Auftrag erhalten, einem befreundeten Zahnarzt, Glied der Gemeinde, einen

Besuch abzustatten, wurde freundlichst begrüßt, ins Behandlungszimmer an den bewußten Stuhl geführt, gebeten, Platz zu nehmen, und zu sagen, wo es schmerzte. Erst jetzt – im gefährvollen Stuhle – so erzählte er launig – sei es ihm gelungen, seinen Auftrag zu sagen, daß er der Hilfsprediger Pastor Brauns sei und seiner zahnärztlichen Bemühungen diesmal nicht bedürfe!! – Schluß seiner Ansprache: „Also, bitte, lieber Bruder! Seien Sie entschlossen und mutig, bei seelsorgerischen Besuchen frisch und kurz Ihren Auftrag zu sagen, ehe die bewußte Zange Ihren Zahn erreicht!“ Nun, ich habe es mir damals unter dem schallenden Gelächter der Tausende ehrlich zu Herzen genommen.



gerischen Besuchen frisch und kurz Ihren Auftrag zu sagen, ehe die bewußte Zange Ihren Zahn erreicht!“ Nun, ich habe es mir damals unter dem schallenden Gelächter der Tausende ehrlich zu Herzen genommen.

Nun hoffte ich, auch diesen schweren Begrüßungsabend glücklich bestanden zu haben. Weit gefehlt! Denn plötzlich kam Pastor Braun vom hohen Podium die Treppe herunter und sagte verbindlichst lächelnd vor der ganzen Korona: „Und nun wird uns unser neuer Hilfsprediger eine Ansprache halten.“

Ich war einfach versteinert! „Nein“, antwortete ich im tiefen Ernst, „da fordern Sie etwas, wozu ich nicht imstande bin! Ich komme aus der großen Unruhe des Umzuges, bei dem ich mich eben noch schlecht und recht für die Einführungs predigt vorbereiten konnte; aber zu einer Ansprache in diesem erlauchten Raume bin ich einfach außerstande! – Meine lieben Hörer!“, so wandte ich mich an die große Festgemeinde, „bitten Sie für mich diesen unerbittlichen Pastor, mich zu verschonen!“ Da scholl es von allen Seiten: „Sie sollen reden! Wir wollen Sie jetzt hören!“

Welch fatale Situation! Ich sollte reden, ohne jegliche Vorbereitung! Unmöglich! Aber schon hatte mich der Pastor unter seinem Arm, schleppte mich von der Seite meiner Frau wie ein hilfloses Opferlamm aufs hohe Podium. Nun stand ich da vor den Tausenden! Was sagen? Vielleicht konnte ich mich durch einen Scherz aus der unmöglichen Lage ziehen. Plötzlich war der Humor da! Ich wandte mich an die große Versammlung und fragte sie folgendes: „Ich bin vorhin über die Kanalbrücke gegangen. Da saß ein junger Mann auf dem schmalen Eisengeländer, Beine über dem Wasser. Wie würde man wohl einen Menschen nennen, der dem Ahnungslosen einen Stoß gegeben hätte, daß er kopfüber ins Wasser fiel?“ – „Einen Halunken“, antwortete von der Empore eine Stimme. „Herr Amtsbruder“, wandte ich mich lachend an den Pastor, „hörten Sie, was soeben gesagt wurde? Wer einen Ahnungslosen rücklings oder kopfüber ins Wasser stürzt, zumal, wenn er nicht schwimmen kann, wird hier in Berlin ... ‚Halunke‘ genannt! Ich tue es nicht. Aber Sie werfen mich, des Redens Unkundigen, ins Wasser! Was sagen Sie zu dem Urteil des Berliners da oben, ‚Halunke‘?“

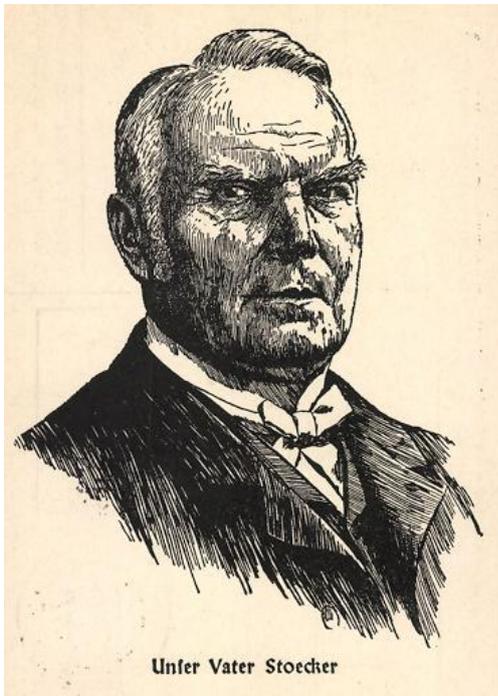
Da hatte ich die Lacher auf meiner Seite, und jetzt ging's glatt und leicht, von mir und meinem Werdegang schlicht zu erzählen.

So wurde ich Hilfsprediger in der Jesuskirche und durfte meine pfarramtliche Tätigkeit in einer Gemeinde beginnen, die sich nicht anpredigen lassen, sondern jeder an seinem Platz und in seiner Eigenart dem Nächsten dienen sollte und wollte.



35. WORIN BESTAND MEINE AUFGABE IN DER JESUSKIRCHE?

Mit einem Worte: In Vertretung aller Amtspflichten des Hauptpastors, also vor allem im Predigtendienst. Sodann im Konfirmandenunterricht, in der Vorbereitung der großen Helferschaft für den Kindergottesdienst, in den Frauen- und Jungfrauenvereinen, in seinen Verpflichtungen in der musikalischen Stadtmission: Leitung der Stadtmissionsmänner- und Posaunenchöre, der sieben Kurrenden mit ihren 105 Knaben und endlich der monatlichen geistlichen Volkskonzerte in Stoeckers Stadtmissionskirche mit erwecklicher Ansprache. Da wurde meine Hilfspredigerstelle gerade zu dem, was mir fehlte: Nach ein paar stillen Minuten biblischer Einkehr sofort einen Kreis ins Zentrum zu führen und dadurch von aller dörflichen Unbeholfenheit loszukommen.



Die große Hauptsache aber waren doch die missionarischen Hausbesuche durch das große Häusermeer Berlins, aus dem unsere Jesuskirchleute kamen, durch die für meine spätere Seelsorge der gute Grund gelegt werden konnte. Hier einige unvergeßliche Eindrücke:

In einem Altersheim lernte ich eine völlig erblindete Baptistin kennen, die ich immer wieder besuchen mußte, obwohl sie nicht zu unserer Jesuskirch-Gemeinde gehörte. An ihr erlebte ich das, was mir im Dankbund immer als Vorbild geblieben ist. Im allgemeinen geben doch die Augen dem Gesicht seinen Ausdruck. Dieser armen Frau aber waren beide Augen ausgelaufen; und doch verbreitete sie mit ihrem Dank und Freude ausstrahlenden Antlitz einen solche verklärten Eindruck, daß ich oft meinte, die Sonne gehe auf, wenn sie in das Zimmer unserer Jesuskirchleute hereingeführt wurde. Woher stammte ihre Besonderheit? Ihre irdische Blindheit hatte sie sehend gemacht für das, was sie anderen nicht sahen: Sie sah ihren gütigen Herrn und Heiland Jesus Christus! Er war in ihr ... verklärt! Und diese innere Verklärung verklärte nicht nur ihr blindes Gesicht, sondern ihr ganzes Wesen. Sie wurde die Idealgestalt für meine Predigt vom ... verklärten Jesuswesen.

te ihre Besonderheit? Ihre irdische Blindheit hatte sie sehend gemacht für das, was sie anderen nicht sahen: Sie sah ihren gütigen Herrn und Heiland Jesus Christus! Er war in ihr ... verklärt! Und diese innere Verklärung verklärte nicht nur ihr blindes Gesicht, sondern ihr ganzes Wesen. Sie wurde die Idealgestalt für meine Predigt vom ... verklärten Jesuswesen.

Ein anderes: Wem künstlerische Gaben angeboren sind, der hat es schwer, auch als Pastor in der Seelsorge sich vor seelischem Wesen zu hüten, soll heißen: Unsere Aufgabe ist, das Seelsorgekind ins rein Geistliche überzuleiten und nicht mit ihm im Künstlerisch-Seelischen stecken zu bleiben. Der Hauptpastor, den ich zu vertreten hatte, war eine ausgesprochen künstlerische Natur. Es gab fast niemand, der sich seiner faszinierenden Liebeswürdigkeit entziehen konnte. Dafür ein überzeugendes Erlebnis: In seinen schon besprochenen Teeabenden war er einem alten Manne so ins Herz gewachsen, daß der meinte, er könne nicht sterben, ohne diese geliebte Persönlichkeit noch einmal gesehen zu haben. Er schickt also zu ihm und erbittet seinen Besuch. Nun wohnt er aber in dem unendlichen Berlin so fern, daß wohl ein ganzer Vormittag zu diesem einen Besuch nötig gewesen wäre. Diese vielen Stunden aber hatte Pastor Braun nicht übrig und schickte als Vertretung seinen

Stadtmissionar. Der spricht mit dem Manne über Leben und Sterben, liest ein entsprechendes Bibelwort, betet auch mit ihm und verabschiedet sich. Der Sterbende dankt und ruft ihm eifrigst nach: „Nun muß aber Pastor Braun selbst auch noch kommen.“ Der aber kann und will nicht, sondern beauftragt mich, ihn bei dem Sterbenden zu vertreten. Ich bringe ihm das Wort des Herrn und verabschiede mich. Da ruft er auch mir nach: „Jetzt aber muß der Pastor selbst auch noch kommen! Ich kann sonst nicht sterben.“ Ich meldete das dem Hauptpastor, und er entschließt sich zu dem Opfer an Zeit und Kraft und tritt nun mit seiner ganzen künstlerischen Anmut ins Sterbezimmer ein. Das leuchtet das Gesicht, dem schon das Todeszeichen aufgeprägt ist, noch einmal über der erfüllten Hoffnung glänzend auf. Er erhebt beide Hände in seiner Freude und flüstert: „Da ist ja das liebe Gesicht!“, lehnt sich zurück und ... stirbt!

Das ist mir ein wichtiges Erleben für meinen ganzen Seelsorgedienst geworden. Eine künstlerische Persönlichkeit kann seinen Seelsorgekindern geradezu zu einer Gefahr werden, kann sich zwischen den Heiland und das Seelsorgekind schieben und den Herrn Jesus um den Lohn seines bitteren Kreuzesleiden bringen! Das gleiche gilt ja auch für die Predigt; die kann so fesselnd sein, daß jedermann vom Prediger und seiner künstlerischen Predigtbegabung spricht, nicht aber von Jesus und seiner Rettungstat auf Golgatha.

Und noch ein drittes:

Weit im Westen Berlin's werde ich zu einem sterbenden jungen Mädchen gerufen, das eine gläubige Mutter hatte. Beiden soll ich das Heilige Abendmahl reichen. Ihren eigenen Pastor wollen sie zu diesem Dienst nicht bitten, weil die Sterbende schon als ältere Konfirmandin sich so in ihn verliebt hatte, daß die Mutter jeden Verkehr mit ihm verbot. Die Tochter hat ihren Irrtum eingesehen und in der Leitung der Mutter dem Herrn Jesus Herz und Leben geschenkt. Beide gehören ihm also vollständig. Sie haben nun den mir ganz eigenartigen Wunsch, sie möchten das Heilige Mahl haben ohne die vorhergehende kirchliche Beichte. Darf ich auf diesen Wunsch eingehen oder muß ich ihnen dann auch das Heilige Mahl versagen? Ich überlege: Was soll und will die Beichte? Sie soll alle Sünden aufdecken und alle Hemmnisse zwischen der Seele und ihrem Erretter beseitigen. Diese waren aber bei der Mutter und Tochter beseitigt! So entschloß ich mich zu einem Ja auf ihren Wunsch. Und da ist die Sterbende, soweit Menschen das beurteilen können, selig eingeschlafen.

+ + +

Nach diesen kurzen Erlebnissen, meine lieben Leser, werdet Ihr verstehen, daß Gott mich in eine vielseitige Seelenschule berufen hatte, die für meinen späteren Dienst die geistlichen Erfahrungen brachte, welche die Seelsorge zur Voraussetzung hat. Als ich dann einige Rufe in die Innere Mission hatte und ablehnte, wurde ich bald zum zweiten Pastor an der Jesuskirche ernannt, so daß aus der Vertretungsarbeit, sonderlich in der musikalischen Stadtmission, selbständiger Dienst wurde.

Mein wertvollstes Erbstück aus der Jesuskirche war die

BLUMENMISSION!!

Sie hatte ihren bevorzugten Platz im Gottesdienst. Da bat der Pastor die Gärtner, Gartenbesitzer und Blumenliebhaber, Blumensträuße mitzubringen; die wurden auf den Altar gestellt, über ihnen wurde am Schluß gebetet, und dann versammelten sich die Blumenboten und trugen die Sträuße an die kranken und im Gottesdienst fehlenden Gemeinde-

glieder. Dadurch wurde ein Doppeltes erreicht: 1.) Es erfuhr der Pastor von allen, die krank geworden waren – bekanntlich die große Not von tausend Pastoren, die von der Krankheit der Gemeindemitglieder nichts erfahren! – 2.) Durch die Blumenmission gelang es, die Glieder der Gemeinde miteinander in ihrer Häuslichkeit bekannt zu machen und dadurch Freundschaft und Gemeinschaft unter ihnen zu stiften.

Ich habe die Blumenmission vom Altar der Jesuskirche in meine beiden Pfarrämter in Neustrelitz und Velbert mitgenommen und viel Freude und Dank dadurch geerntet. Da ich nirgends alleiniger Pastor gewesen bin, mußte ich die schöne Sitte in meine Bibelstunde verlegen. Dort ließ ich mir um das Pult ein Gesims anfertigen, auf das ich die Blumen in Vasen und Gläsern aufstellen ließ. Dadurch konnte ich der Gemeinde den schönen Anblick dieser unveränderten reinen Gottesgedanken ermöglichen. Gleichzeitig führte dieser Anblick die Besinnlichen zum Vergleichen mit der Menschenseele, die doch einst im Zustande paradiesischer Anmut zur Ehre des Schöpfers alle Pflanzen und Blumen irdischer Gärten an Schönheit überstrahlt hatte. Eines Tages wurde es mir geschenkt, diesen Blumengedanken in gebundene Form zu fassen:

Gott dachte die Blumen! Da quollen hervor
Aus nächtiger Erde zum Lichte empor
Schneeglöckchen und Veilchen; kaum später ein Weilchen
Die Krokus', Maiglöckchen im zart-weißen Röckchen;
Dann Primeln, Ranunkeln. Mit Maiduft und Funkeln
Der Tulpen und Rosen unzählbare Schar
Gradso, wie des Schöpfers Gedanke es war.
Gott dachte die Blumen.

Er liebte die Blumen, der göttliche Sohn.
Er liebte die Lilien, die Gräser, den Mohn.
Er rühmt' sie den Menschen als leuchtendes Bild
Der Schönheit, des Glaubens. Unser Heiland mild –
Er liebte die Blumen.

Und du, mein Freund – Ist dir's nur ein Traum
Um des Gotteskleides lichtfarbenen Saum? –
Die Blume will ein Mahnbild dir sein,
Daß deine Seele so holdschön und rein
Gleich ihr in der Jesussonn' wachse und blühe,
Ans ewige Vaterherz hier schon dich ziehe!

Durch diese Blumenmission, die ich durch einen Blumenbrief mit der Überschrift „Hohe Lied Salomos 2,4: „Er erquicket mich mit Blumen“ ergänzte, gelang es mir an beiden Orten, einen wirklich regelmäßigen Besuch meiner Bibelstundenleute zu erzielen. Ich sagte ihnen etwa so: Ihr wißt, daß mir die Bibelstunden von amtswegen nicht aufgetragen wurden, sondern freiwillig von mir eingerichtet sind. Sollte ich einmal nicht zur Stelle sein können, so werde ich mich rechtzeitig entschuldigen. Darf ich nun von Euch „gebildeten Europäern“ das gleiche erbitten? Könnt Ihr einmal nicht kommen, so laßt es Euren Nachbarn wissen; ich hielt nämlich genau darauf, daß jeder immer denselben Platz einnahm, so daß ich den einzelnen auch aus seinen 150 Mitbesuchern sofort ins Auge fassen konnte. Vom Nachbar wurde dann berichtet, ob für den leeren Platz eine Entschuldigung mitgebracht sei, damit der Kranke einen Blumenstrauß bekommen könnte.

Aus jahrelanger Arbeit darf ich feststellen, daß eigentlich niemand ohne Entschuldigung gefehlt hat. War sein Platz einmal leer, so bekam der Fehlende sofort seinen Blumenstrauß. Zweimaliges Fehlen ohne Entschuldigung war so gut wie ausgeschlossen, da an dem leeren Platz stets die ganze Bibelstunde Anteil nahm. Nur einmal im Jahre wagten es wohl die Neustrelitzer Bibelstundenbesucher, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen. Dann, wenn in dieser kleinen Landstadt das größte „Familienfest“ gefeiert wurde, das Schlachtfest! Ja, da wagte man diese unerhörte Ausnahme! Aber da erfanden wir sofort den geeigneten Gegenzug: Wer am Schlachtfest fehlte, mußte eine ... „Blumenwurst“ für unsere Besuchsmission stiften.

Durch die Blumenmission bekam sein Vertreter eine gewisse Popularität in der Kleinstadt. Wie es kam, weiß ich nicht. Aber wahrscheinlich durch die Konfirmanden der Bibelstundenbesucher bekam ich den Spitznamen „Blumen-Hujo“ (nicht Hugo), der mir von der Jugend in den dunklen Kriegsjahren des ersten Weltkriegs bei der fehlenden Beleuchtung durch die hohlen Hände im Schreckenstone nachgerufen wurde. Ich konnte diesen Spitznamen aber nur als Ehrennamen werten, da er mir am lichten Mittag z.B. hier in Velbert frohes Erleben einbrachte. Sehr gern ging ich selbst als Blumenbote an die Krankenbetten, wurde also oft am Tage nach der Bibelstunde, der „Mibi“ oder „Dobi“, wie sie im Volksmunde genannt wurde, mit Sträußen in der Hand gesehen. Solch ein Spitzname ist selbstverständlich bei einem als „Seelenfänger“ von der ablehnenden Bildung verschrienen Pastor ein offenes Geheimnis. (Das schöne Wort Jesu „Menschenfänger“ Matth. 4,19 kannten diese Unbiblischen natürlich nicht!) Ich gehe also am Tage nach der Bibelstunde mit Blumensträußen in der Hand zum Besuchemachen. Kommt mir da eine vornehme Dame entgegen. Wir sind uns nur vom äußeren Ansehen her bekannt, da sie mich in meiner angreifenden Art selbstverständlich ablehnt. Sie sieht meine Sträuße; plötzlich übergießt sich Gesicht und Hals mit purpurroter Farbe. Ich grüße sie lächelnd, weiß ich doch, was sie soeben bei meinem Anblick gedacht hat:

„Der Blumen-Hujo!“

Noch eins muß ich aus den frohen Jahren der Jesuskirche erzählen. Es ist zwar mehr ein Erlebnis meiner Frau, aber gehört doch unbedingt ins Bild dieser jungen Jahre unserer „ersten Liebe“ hinein. Die Jesuskirche hatte auch einen Kreis feingebildeter Glieder, mit denen meine Frau bald Fühlung fand. Solch eine „höhere Tochter“ besuchte meine Frau, die bei meinem Missionsdienst oft einsam war, in unserer entlegenen Wohnung. Vorausschicken muß ich noch zum Verständnis dieses Erlebnisses, daß man meine Frau in jenen Jahren ... schön fand, während sie selbst um einer schon früh in ihre Stirn eingegrabenen, von oben nach unten ziehenden Falte das Gegenteil fand. Als ich abends heimkam, fragte ich: „Nun, wie ist der seltene Besuch verlaufen?“ Meine Frau antwortet: „In der Tat sehr seltsam. Der Besuch sprach wieder von meiner nicht vorhandenen Schönheit. Da zeigte ich mit meinem Finger auf meine Stirnfalte. Da muß sie durch etwas, was ich nicht verstehe, ‚eingeschnappt‘ sein; denn sie stand erregt auf, zog sich an und ging mit seltsamem Gesichtsausdruck fort.“ – „Du Unglücksvogel!“, rief ich nun entsetzt-lachend aus, „weißt du nicht, was diese Bewegung ‚Finger an die Stirn‘ in Deutschland bedeutet?“ – „Nein, durchaus nicht!“ – „Nun, dann lerne es für immer: Diese Handbewegung bedeutet: ‚Sie sind wohl ... verrückt!‘“ Das ist das Ausland und seine Gebräuche! Man kann andere vor den Kopf stoßen, ohne daß man weiß, was man anrichtet.

Noch ein Erlebnis aus der Jesuskirche muß ich hinzufügen, das für unsere Entwicklung von großer Bedeutung geworden ist. Was man in einer Weltstadt nicht für möglich halten sollte,

war möglich: In den einzelnen Lebenskreisen gab es wie in der Kleinstadt Klatsch und Verleumdung.

Eins, was ich Pastor Braun nie vergessen werde, war die Freundlichkeit, daß er uns mit einem ganz seltenen Kreise von Männern und Frauen bekannt machte, der zu gemeinsamer Aussprache und Stärkung dann und wann zusammenkam. Es war nicht lange nach Adolf Stoeckers Tod, da lernten wir hier die Paladine des großen „Hofpredigers a. (aller) D. (Deutschen)“ mit ihren Frauen kennen. Es war wohl die beste, geistvollste offene Aussprache, die wir je in einem solchen Kreise gehört haben. Es zählte dazu der General-superintendent Faber, der Direktor Dr. Burckhardt, der Leiter der vielen Unternehmungen für die evangelische weibliche Jugend, ferner Hofprediger Ohly und sein Nachfolger in der Leitung der Berliner Stadtmission, D. Philipp, Pastor Ernst Bunke, Pastor Max Braun und andere.

Wir hatten in der Jesuskirche einen hohen Freund und Gönner, den Professor der Theologie Mahling, der uns durch seine schlichten, aber tief gehenden Predigten besonders anzog. Wir hatten freundlichen Verkehr mit ihm bekommen, und seine Zuneigung ging uns über alles im Berliner Bekanntenkreise. Bei diesem edlen Herrn war ich angeschwärzt worden, so daß sich der verehrte Mann von uns zurückzog. Wohl unser schmerzlichstes Erleben! Da hieß es in mir: „Geh doch zu ihm und stelle diese Verleumdung richtig!“ Ich war schon auf dem Wege dorthin, als ich – wie ich meine, von oberster Stelle – den Auftrag erhielt: „Du sollst es nicht richtigstellen, sondern laß es auf dir sitzen!“ Ich tat es, und die Verbindung blieb nach wie vor zerrissen. Wir litten beide unendlich darunter; aber so oft ich den Versuch machte, mich ihm zu nahen, erfuhr ich den gleichen Gegendruck: Du sollst es nicht tun! So blieb es Jahr um Jahr, auch als über die Angelegenheit längst Gras gewachsen war. Wir durften unter diesem dauernden Druck nur beten: „Herr, bring Du es wieder in Ordnung!“ Er hat es getan. Vielleicht 10 Jahre später trafen wir bei einem Kongress in Stockholm zusammen. Da war in



Ingmar Flemming 1910

seinen Augen und Herzen alles in Ordnung. **Der verehrte Mann zürnte uns nicht mehr. Es lag nichts wie eitel Gütigkeit und Freundschaft gegen mich auf seinem Antlitz. Weil ich schweigen konnte, durfte Gott selbst reden. Weil ich das Unrecht nach Gottes Willen schweigend ertrug, konnte Gott mir auch die Freundschaft dieses Mannes ohne Aufklärung jener dunklen Verleumdungsstunde wieder schenken. Das gab mir neuen Auftrieb für mein Heilungsleben: „Ihn, Ihn laß tun und walten.“** Ich durfte auch da nicht darüber sprechen; aber durch dieses Gott-Anheimstellen habe ich etwas gelernt, was für meinen späteren Dienst von allergrößter Wichtigkeit war: Im Gehorsam und in Einheit mit Gott war ich grundsätzlich frei von aller Menschenfurcht! –

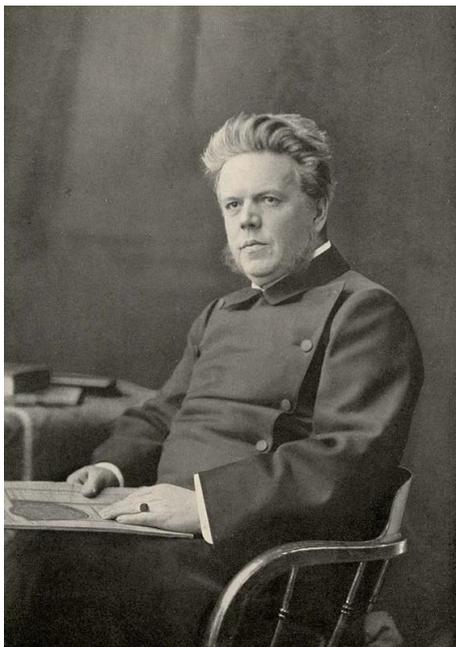
Die wichtigste Erinnerung an die Jesuskirche war die Geburt unseres Ingmar. Unser Ältester bekam wie die beiden Schwestern später, Karin und Astrid, einen schwedischen Namen, damals fast etwas Anstößiges. Aber meine Frau urteilte und dozierte so: Alle unsere Kinder bekommen als Nachnamen deinen Familien-

namen; dann kannst Du ihnen wohl allen einen schwedischen Vornamen gönnen!?" Ich hatte zum großen Erstaunen meiner Familie dieser Logik nichts entgegenzusetzen. Den Namen Karin z. B. hatte ich lieb gewonnen aus einem Buche „Karin von Schweden“. Weshalb sollte unsere Tochter als Halbschwedin nicht die Erste mit diesem schönen Namen sein?

36. MEIN VÄTERLICHER FREUND SAMUEL KELLER

Eine der wichtigsten Stunden zur Zeit der Stadtmission war eine Aussprache mit dem berühmten Evangelisten Samuel Keller, der mit den leitenden Brüdern die Verabredung getroffen hatte, immer auf der Stoecker-Kanzel in der Stadtmissionskirche predigen zu dürfen, wenn seine Evangelisationsreisen ihn durch Berlin führten. Er pflegte dann im Hospiz der Stadtmission in der Mohrenstraße abzusteigen, Samstagabend von seinem Wohnorte Freiburg einzutreffen, Montag früh zum Bestimmungsorte weiter zu fahren, wozu ihm die Kollekte im Gottesdienst zumeist überlassen wurde.

Ich stand damals in der inneren Entwicklung über die Schriftfrage der Wiederkunft Christi zur Aufrichtung des Reiches. Bei diesem im theologischen Studium ganz vernachlässigten, geradezu ausgeschalteten Lehrsatz kam ich nicht weiter.



Samuel Keller (1856–1924)

weder ein Missionsmann noch Evangelist nach Gottes Willen hätte werden können. Ich sollte von dem großen Manne lernen:

Kindliches Gottvertrauen!

Dazu erzählte er mir ein erst kurz zuvor gehabtes Erlebnis. Er hatte sich mit seinem Gelde die Karte von Freiburg nach Berlin lösen können. Das Geld aber für die Reise nach Breslau erhoffte er durch die Stadtmissionskollekte zu bekommen, zumal die Arbeit am nächsten Abend dort beginnen sollte. Jetzt lasse ich ihn selbst in seiner oft leidenschaftlichen Art sprechen:

Ich hoffte, Gott würde mir das Reisegeld entweder durch die Stadtmission oder durch die Post von irgendwoher einhändigen, wie Er es mehr als einmal schon getan hatte.

Aber die Brüder Inspektoren übergaben mir diesmal seltsamerweise nichts! So erhoffte ich das Fahrgeld durch die Post. Aber sie brachte nichts, und auch keine persönliche Gabe traf ein! Endlich konnte ich es nicht lassen, mich am Spätnachmittag zu erkundigen, ob etwa im Büro etwas für mich abgegeben worden sei. Als das auch dort nicht geschehen war, sagte ich zu Gott: „Was machst Du nur heute, Herr? Du weißt doch, daß ich morgen abend in Breslau sein muß!“

Da warf ich ein: „Warum baten Sie denn die Brüder Inspektoren nicht um das nötige Reise-geld?“ – „Nein, mein Lieber“, fuhr Samuel Keller hochrot und zornig auf,

Gott hat mich nicht so gestellt, daß ich bei den Menschen um Geld betteln gehen muß. Es wurde Abend; ich aß zur Nacht; kein Mensch und kein Engel hatte mir irgendwelches Geld zu überbringen. Jetzt war es gegen 9 ½ Uhr geworden; ich kleidete mich aus. Halb fertig damit, klopfte es an meine Tür: „Herr Pastor, ein Herr aus Schwerin will Sie sprechen.“ – „Nein, mein Lieber, jetzt ist der Tag aus! Sagen Sie ihm, morgen in aller Frühe stehe ich ihm zur Verfügung!“ Der Kellner geht, kommt aber sofort zurück, weil der Herr sich nicht abweisen lassen will, es müsse noch heute abend sein. „Na gut, er mag kommen!“ Der Herr tritt ein und reicht mir einen Briefumschlag mit der Bemerkung: „Ich komme direkt vom Zuge aus Schwerin. Heute früh hat Gott zu mir gesagt, Samuel Keller ist in Geldnot, bringe ihm diese ... dreihundert Mark!“ Und damit legt er den Umschlag mit den dreihundert Mark auf den Tisch.

Dabei stürzten ihm die Tränen aus den Augen! **Und er rief mir mit einem unvergeßlichen Aufschluchzen zu: „Lieber junger Freund, das ist mein Gott! Das ist unser Gott! Keiner wird zuschanden, der auf ihn vertraut!“** – Das war mein Pensum für den späteren Evangelisten! –

37. DIE NACHTMISSION



STÖCKER-HOSPIZ
Berlin SW 11, Königgrätzerstr. 45.
7. Haus vom Anhalter Bahnhof.
Fernsprech-Anschluss: Hasenh, 1546-47.
Telegramm-Adr.: Missionshospiz Berlin.

bot für meine Ausbildung in der Seelsorge die allerwichtigste Voraussetzung. Hier erlebte ich die Welt in allerhäßlichster Ausgestaltung.

Zunächst nur kurz, wie wir den Dienst vollzogen: Von 10 Uhr ab sammelte sich die kleine Schar, in Friedenszeiten etwa 7–8 Brüder und einige Schwestern, in Kriegszeiten zwischen 20 und 30 im Hauptquartier der Stadtmission ums Bibelwort und Fürbittegebet. Angekleidet waren wir alle mit dunklen zweireihigen Mänteln. Auf den Rockaufschlägen zwei weiße Kreuze; dazu Mütze mit der Inschrift „Stadtmission“. Das war unsere Legitimation für jeden Hilfesuchenden und bewahrte uns auch zumeist vor tätlichen Angriffen. Mein Vorgänger in der Leitung hatte trotzdem eine handfeste Ohrfeige bezogen. Ich rechnete also auch damit. Aber die mir zuge dachte piff durch die Luft am Ohr vorbei!

Unsere Angriffswaffe war das Gotteswort. In kurzgefaßten Lettern, oft von mir selbst verfaßt, suchten wir mit dem nächtlichen Straßenpublikum ins Gespräch zu kommen, etwa über den Fluch der Unkeuschheit und des Alkohols.

Oder es war ein Wort an die aus der Provinz zugewanderte Jugend mit der Überschrift: „Denke an deine Mutter, Braut, Schwester!“ Den Heimatlosen ruft das Blatt: „Ernst, kehre zurück zur irdischen und himmlischen Heimat“. Dazu ein Blatt, das ich schrieb und zu Hunderttausenden verteilte, welches das elende Berliner Wort der Leichtfertigkeit aufgriff: „Ich tue recht und scheue niemand.“

Die Straßenmädchen wurden von unseren Schwestern angeredet. Die Unsittlichkeit hatte die Ärmsten unwahr und verlogen gemacht; die Arbeitslosigkeit geldgierig, die Schande ...



schamlos! Da steht solch eine Ärmste in ihrem auffallenden Staat an der Straßenecke, herausfordernd die Blicke der Vorübergehenden auf sich zwingend, ein Bild ausgelassener, ich möchte sagen: trotziger Lebenslust. Unsere Schwester tritt sanft an sie heran: „Wie lange wollen Sie dies elende Leben noch weiterführen?“ Sie wird die Schwester anfahren und höhnisch abfertigen, befürchte ich. Nein! Sie wendet sich um und schluchzt herzerschütternd in ihr Taschentuch! Solche Mädchen wurden in unser Stadtmissionsauffanglager geführt und, wenn sie noch besserungsfähig erschienen, zur Landarbeit an unsere Freunde übermittelt, wo viele die Gesundheit Leibes und der Seele gefunden haben.

Ein Erlebnis unter dem „städtischen Regenschirm“

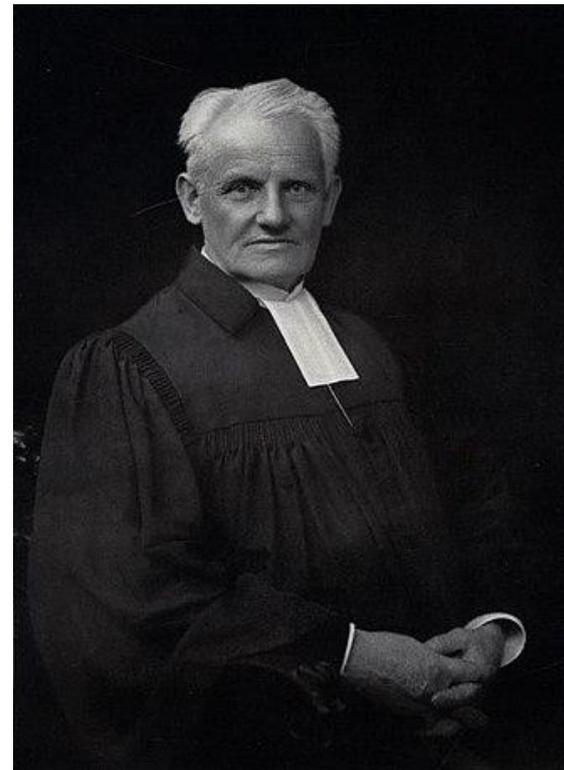
Eine regnerische Nacht! Ob man heute Menschen zum Stehen und Sprechen bringen kann? Als ob er schon auf uns gewartet hätte, steht unter der Hochbahn ein Kreis von Straßenkehrern und Droschkenkutschern mit der wichtigen Frage beschäftigt: „Woher kommt der Mensch?“ Der Wortführer, ein überkluger Berliner vom reinsten Spreewasser, gewesener Unteroffizier, erklärt gerade bei meinem Hinzutreten: „Kerls, dat will ich euch janz genau sagen: Der Mensch kommt vom Boome.“ – „Nanu, woher haben Sie denn diese Weisheit?“, rufe ich in die erstaunte Runde hinein. „Dat will ich auch Sie janz genau sagen“, und nun beginnt er unter dem Gelächter der anderen, nicht ohne Humor, Witz und Spott, ein aus Zeitungslektüre zusammengesetzte Entwicklungslehre vorzutragen. „Meine Herren“, rufe ich nun im feinsten parlamentarischen Ton dazwischen und schneide damit dem Redner den Wortstrom ab: „Was der Herr eben vorgetragen hat, stimmt nicht“, bringe das Gespräch auf

die Schöpfungsgeschichte der Bibel und von hier auf die persönlichste Herzensreligion. Aber der Unteroffizier fällt mir immer wieder ins Wort, jetzt mit der Frage: „Woher nahm Kain sein Weib?“ Nun, auf solche Fragen muß ja der Nachtmissionar gerüstet sein. Als sich nun aber trotzdem der Unteroffizier nicht geschlagen gibt, da ist es unsere Taktik, solche Menschen nach Jesu Vorbild allein zu nehmen. Nun darf ich in ein friede- und ruheloses Herz hineinsehen, in ein völlig zerrissenes Familienleben, und darf richtunggebende Bibelworte dem Unglücklichen ins Herz senken. – Ich schließe mit einem ergreifenden Erlebnis am Ende einer Nachtmission: Eine Gruppe Jugendlicher. Ehe ich sie ansprechen kann, ruft ein junges, freches Ding der Gruppe laut zu: „Achtung, was Frommes!“ – „Sie scheinen mit der Frömmigkeit am Ende zu sein, wenn Sie sich so spät hier auf der Straße herumtreiben?“ – „Mit der Frömmigkeit am Ende? Hier der Gegenbeweis.“ Sie kniet am Bordstein nieder, streckt die gefalteten Hände nach oben und betet unter dem Gelächter der verrotteten Schar: „Herr Jesus, komm heute nacht zu mir ... auf den Strich! Dann brauche ich auf keinen andern zu lauern!“ Da trete ich im wirklichen Zorn auf das arme Mädchen zu: „So sollen Sie einmal vor dem Herrn Jesus als Richter liegen, den Sie hier verspotten.“

38. MISSIONSINSPEKTOR

Wer in Berlin seinen Arbeitsplatz hat, wird bald irgendwie bekannt werden. So hatte ich auf meinem Hilfspredigerposten sehr bald zwei Rufe in die Innere Mission der weiteren Berliner Umgebung erhalten. Aber Gott hatte wohl anderes mit mir beschlossen. Je länger, desto mehr wuchs ich aus der engbegrenzten Jesuskirche in die Stadtmission, in die redegabten und gewandten Kreis Stoeckers und seiner Nachfolger hinein. Da war das rein biblisch-theologische Denken mir zunächst etwas Fremdes, das zwar sehr zu meinem Herzen sprach, aber mir zunächst den Mund völlig verschloß.

Pastor Braun führte mich in den erlauchten Kreis der damals berühmten „Kirchenfürsten Berlins und Brandenburgs“ ein, die um den vielgenannten Hofprediger Dr. Dryander regelmäßig zusammentrafen mit dem Generalsuperintendenten Dr. Faber, Hofprediger Ohly, dem beweglichen Dr. Burkhard, dem breitstirnigen Pastor D. Philipps und dem Schriftleiter der Stadtmission, Ernst Bunke. Eine selten geistreiche Schar bewährter Gottesmänner. Es war mir geradezu ein Genuß, deren geistreichen Gedankengängen, die aber immer ins praktische Christentum ihren Kurs nahmen, zu lauschen. Ebenso waren die berühmten Freitagsvormittage, in denen nach alter Stoeckerscher Regel alle 70 Stadtmissionare und 30 Schwestern zur Aussprache um die Bibel versammelt wurden, für mich wirkliche Schulstunden und Ersatz für die beim Studium versäumte Fortbildung im dialektisch-missionarischen Denken und Reden.



Ernst Dryander (1842–1922)

Nun suchten die Brüder einen neuen Stadtmissionsinspektor. Da ich meinen musikalischen Dienst auf eine gewisse Höhe gebracht hatte und für die neu zu besetzende Stelle Gabe zu

haben schien und dazu bei meiner stets bewiesenen Schweigsamkeit ein angenehmer und leicht zu bestimmender Mitarbeiter zu werden versprach, so wählte man mich einstimmig zum Missionsinspektor.

Mit dieser Wahl aber waren meine Damaskus-Hör-Jahre (Galater 1,17f) abgeschlossen. Mit einem Mal konnte ich reden, hatte eine eigene Meinung, die ich auch durchzusetzen ver-



Paul Le Seur (1877–1963)

stand, so daß die Brüder Inspektoren Le Seur, Thieme, Kindler, Schlegelmilch überrascht und fast ärgerlich sagten: „Mensch, wir haben uns in dir – einfach getäuscht! Du bist ja gar nicht der, der du bisher warst, der bequeme Bruder, den man an jeder beliebigen Stelle und mit jedem beliebigen Auftrag betreuen kann. Du hast ja plötzlich eine Meinung, einen Willen.“ Ich ließ sie in ihrem Staunen und legte mich mit vollem Zeug in die mir zugeteilten Arbeitsgebiete, die mich restlos ausfüllten und beglückten.

Zu meinem Pflichtenkreis gehörten auch die Hospizandachten, zu denen ich jetzt im Mannesalter noch neben meinem Cellospiel Klavier und Harmonium zur Begleitung der Choräle lernen mußte. Durch die Andachten bahnten sich oft wertvolle Beziehungen zu vornehmen Leuten an, die aus der Provinz kamen und uns wichtige Stützpunkte für unsere Evangelisationen außerhalb Berlins gaben. Mir schenkte Gott damals die Freundschaft der Baronin Wurmb von Zinck, auf deren entzückendem Schloß in Lagow ich mit meiner Familie frohe Ferienwochen verleben durfte. Hier bekam ich durch ein großes, im Schloßsaal aufgestelltes Bild, das sogenannte „Krügerbild“, den Auftrag zu meinem ersten Buch „Am Lebensstrome“, das schon im Jahre 1926 seine 9. Auflage erlebte und mir als unentbehrliches Thema bis in die Evangelisationsjahre gefolgt ist.

Aus dem vierstimmigen Männerchor schälte sich ein erstklassiges Doppelquartett heraus, mit dem ich den Norden unseres Vaterlandes bereist und zum ersten Male die kleine Mecklenburger Residenz Neustrelitz kennenlernte, wo ich vor dem Fürstenpaar im ersten Teil der Feierstunde unsere herrlichen Chöre dirigierte, um dann in der zweiten Hälfte aus der Berliner Missionsarbeit zu erzählen. Ich ahnte damals nicht, was ich in dieser Stadt wenige Jahre später an Freud und Leid erleben sollte.

Die Hauptarbeit in der musikalischen Mission war die Leitung der sieben von Stadtmissionaren geführten, aus je 15 Knabenstimmen bestehenden Kurrenden. Die Bedeutung dieser schon im Mittelalter entstandenen Einrichtung für das moderne Großstadtleben war gar nicht hoch genug einzuschätzen. Berlin war ja nach dem siegreichen Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870/71 ins Unendliche gewachsen. Zu den einzelnen Kirchen gehörten 130–150 000 Seelen, die vielleicht von 5 bis 7 Pastoren betreut werden sollten. Zur Unterstützung der völlig ungenügenden kirchlichen Betreuung in diesen zusammengeströmten heidnischen Volksmassen hatte Adolf Stoecker die Stadtmission ins Leben gerufen, und die Kurrende war



Margarete Wurmb von Zinck (1858–1930)

Schloss Lagow 1860



ohne Frage der weitest ausgestreckte Arm, um durch das gesungene Evangelium die kirchenfernen Menschen an Taufe und Konfirmation, an den heimatlichen Altar und Friedhof im fernen Heimatdorfe zu erinnern.

Ich schrieb damals aus den seelsorgerlichen Erfahrungen heraus mein kleines Buch „Dir, Dir Jehova will ich singen“. An dieser Stelle möchte ich ein Erlebnis aufklingen lassen, welches die Bedeutung der Kurrende, im Berliner Volksmunde

„Stoeckers schwarze Kanarienvögel“ genannt, ins rechte Licht setzt, eine Geschichte, welche der Handwerker, der sie erlebte, dreißig Jahre später auf einem Jahresfeste der Stadtmission unter tiefer Bewegung selbst erzählt hat:

Als junger Mann drängte es mich aus dem stillen Osten in die leuchtende Weltstadt Berlin. Ich reise gegen den Rat meines Vaters ab. Trotz meines Zerwürfnisses mit ihm hatte er mir so viel Geld mitgegeben, daß ich mich bis zur Übernahme einer festen Arbeit über Wasser halten konnte. Aber bei 150 000 Stellungsuchenden gelang es mir trotz eifrigster Bemühungen nicht, eine Arbeit zu bekommen. Mein Geld und meine Hoffnung schwanden derart, daß ich mich zu einem bitteren Geldbittbrief an meinen Vater entschließen mußte.

Aber Vater antwortete nicht. Die Tage und das Geld schwanden mir unter den Händen, so daß ich in tiefer Verzweiflung mit den letzten Markstücken eine Pistole kaufte, um meinem Elendsleben ein Ende zu machen. Ich hatte mir Tag und Stunde festgelegt, die Tat auszuführen. Doch hoffte ich noch Stunde um Stunde auf den Brief von Vater. Da höre ich, hungrig und ängstlich mit geladener Pistole auf dem Sofa liegend, wie schwere Schritte meine stille hohe Treppe ersteigen. „Endlich der Briefträger“, sage ich zu mir, gehe zum Briefkasten und finde statt des erhofften Geldbriefes eine Drucksache von der Stadtmission. Enttäuscht und wütend zugleich zerknülle ich den Wisch und werfe ihn in die Zimmerecke. Jetzt nur noch wartend auf die Minute, die ich zum Erschießen festgelegt hatte.

Da treibt es mich plötzlich, die zerknüllte Drucksache aus der Ecke zu holen und durchzufliegen. Es war eine von Stoecker selbst verfaßte Pfennigpredigt mit Lied, Text und Schriftauslegung. Das abgedruckte Lied zieht mich an. Es war mein Konfirmationslied, in der Heimatkirche gesungen: „So nimm denn meine Hände“. Mit tiefer Bewegung rufe ich mir die vertrauten Verse ins Gedächtnis. Da ist soeben die Kurrende des Missionars auf unseren Hof getreten und hat gerade dies Lied angestimmt: „So nimm denn meine Hände“! Gibt's noch einen Gott, der mich liebt und will?! – Ich entlade die Pistole und stürze hinunter zum Missionar: „Können und wollen Sie mir helfen?“ Ich zeige ihm meine Pistole. Er versteht sofort! Ja, er kann und will, führt mich ins Hauptquartier der Stadtmission. Dort erhalte ich das Reisegeld für meine Rückkehr nach Ostpreußen. Da habe ich meine sündige Hand in die heilige Gottes-hand gelegt.

Der 31. Oktober

Der jährlich größte Festtag für unsere Kurrende ist der 31. Oktober gewesen. Da zog die ganze Stadtmission unter Leitung des musikalischen Inspektor mit allen sieben Kurrenden auf den Neuen Markt, um dort im Schatten der benachbarten Marienkirche auf dem Luther-

denkmal ein öffentliches religiöses Straßenkonzert zu veranstalten. Der lange schwarze Zug am Schlosse vorbei lockte eine ungeheure Menschenchaft in seine Nachfolge. Alles sammelte sich dann um das Denkmal. Für eine halbe Stunde wurde selbst der Verkehr der

Elektrischen unterbrochen, so daß die Feierstunde unter polizeilichem Schutz ohne Störung verlaufen durfte. Die Fenster der Umgebung flogen auf, alle Droschken hielten und über alles Rauschen der Menschenmenge stimmte der Bläser- und Männerchor die Festmotette an. Dann nahmen die vereinigten Kurrende-Chöre das Wort zu den alten, unvergänglichen religiösen Volksliedern. Danach trat ein jun-



ger Herr, Zylinder in der Linken, aus der schwarzen Menge hervor, stieg einige Stufen die Treppe des Denkmals hinunter und forderte die in erstauntem Schweigen verharrende Masse auf, heute am Luthertage in das allbekannte Lied „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen“ einzustimmen. Was meinst du, wird die große, unheimliche Masse mit eingestimmt haben? In ihr verstreut standen ja die Freunde der Stadtmission, die in mitreißender Freudigkeit einsetzten. Jeder kramte jetzt in seinen Gedächtnisfalten, kann man das denn noch auswendig? Was glaubst Du? Die ganze dunkle Menschenmasse stimmt ein und kann es noch!

Fragst du, wer Er ist?
Er heißt Jesus Christ!
Auf Erd' ist nicht seinsgleichen!

Wettsingen im Garten der Stadtmission

Wer die Kurrende hat, dazu sieben Stadtmissionssäle, der verfügt über eine ungeheure Zahl von Menschenköpfen. Um den Wetteifer zum lutherischen „Fromm-Singen“ anzuspornen, waren wir auf den Gedanken gekommen, ein Wettsingen nach äußerlicher Form und Innerlichkeit im Stadtmissionsgarten zu veranstalten. Unter den schönen Bäumen wurde ein Podium aufgebaut. Freiwillige Helfer versahen den Gartenraum mit Bänken für mehrere tausend Besucher. Die Chöre traten nacheinander unter großer Spannung auf. Die Bewertung erfolgte nach Punkten. Die Gruppe mit der höchsten Punktzahl wurde als Sieger erklärt. Als Belohnung darf sie ihr Preislied noch einmal singen.

Anschließend trat der Missionsdirektor, Hofprediger Ohly, zur Festansprache auf das Podium und begann mit der Feststellung: „Das ist ja wie zu Vater Stoeckers Zeit. Solche Menschenmassen sah der Garten seit der Gegenwart des großen Mannes nicht mehr! Es war mir schwer, durch alles Volk den Weg auf dieses Podium zu finden! Ja, in der heiligen Musika lebt noch die alte Anziehungskraft, in ihr ist Trost und Zuflucht.“

Das monatliche Volkskonzert

Einer der schönsten Aufträge, die ich als Inspektor auszuführen hatte, war dieses monatliche Volkskonzert in der Stadtmissionskirche. Letztere hatte nicht nur für das gebildete Berlin eine große Anziehungskraft durch Stadtmissionsinspektor Paul Le Seur und Samuel Keller, dem die berühmte Stoeckerkanzel zur Verfügung stand, so oft er auf seinen Evangelisationsreisen an einem Sonntage durch Berlin kam, sondern auch durch die Vox humana, die „Menschenstimme“, die zu meiner Zeit in Berlin als erste in die bedeutende Orgel der Stadtmissionskirche eingebaut wurde, eine neue Note bekommen.

Mein Auftrag bestand darin, unter Mitwirkung unseres tüchtigen Organisten sowie des gemischten Stadtmissionschores und der jedesmal zu berufenden Solisten vor dem – je länger, desto mehr – regelmäßigen Publikum eine geistliche Ansprache zu halten.

Hier muß ich auf meine frühere Ausführung aus der Kandidatenzeit, nämlich auf die Angst hinweisen, auf Grund welcher ich bei dem ersten Ruf in die Stadtmission aus Furcht vor Gott nach Italien geflohen war wie Jonas vor seinem Auftrag für Ninive. Furcht vor Gott! In meiner jetzigen Stellung gab Er mir von Berufs wegen das Recht und die Pflicht, meine musikalische Anlage nach jeder Seite hin auszubilden.

Meine Leser! Wie viele von Euch werden von sich Ähnliches zu berichten haben, daß sie vor Gott geflohen sind, weil sie fürchteten, Gott gönne ihnen nicht die Ausübung von Kunst und Wissenschaft, erwählten Beruf und Freundschaft, in dem das trotzige und verzagte jugendliche Herz, besonders in der Zeit von Sturm und Drang, Leben und volles Genüge suchte und fand. Wer von Euch muß beim Rückblick auf solche Fluchtversuche nicht wie ich beschämt zugeben, daß nichts in unserem Leben so töricht war als solche Flucht vor Gott!

Das, was die Psalmsänger immer wieder betonen, müssen wir im Rückblick auf das selbst Erlebte bestätigen: Gott ist nicht nur freundlich, sondern sehr, sehr freundlich! Seine Güte geht weit über alles menschliche Denken, Hoffen und Erwarten hinaus! Und dem, der den verlogenen Zuflüsterungen Satans glaubte, bleibt nichts als eine große und tiefe Scham, sich vom Widersacher Gottes haben führen und verführen zu lassen, indem er an der Güte und Freundlichkeit Gottes gezweifelt hatte.

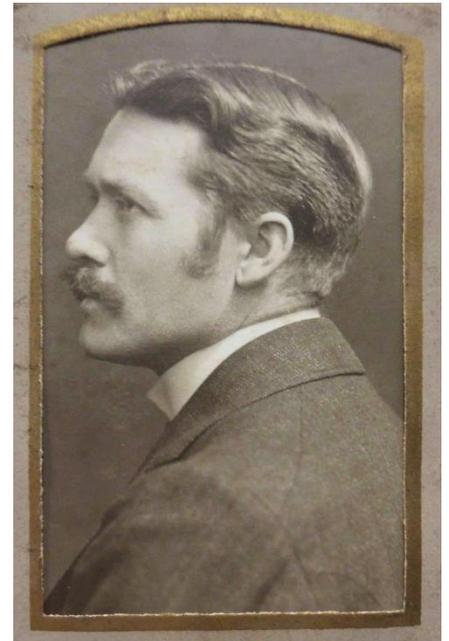
Meine Reisetätigkeit

Unsere Stadtmission war auf unsere Reisetätigkeit einfach angewiesen, und zwar neben der Darbietung des Geistlichen auch auf die erhofften Kollekten, die eine innere Berechtigung hatten, da unsere Arbeit an Gliedern aus allen Provinzen des Vaterlandes erfolgte. Vielleicht darf ich aus dieser Tätigkeit ein Erlebnis berichten.

In Pommern hatte ich mich durch die Wäsche eines Gastfreundes mit einer Furunkulose anstecken lassen. Nun sollte ich über Miechowitz bei Schwester Eva von Thiele-Winkler die äußerste Ostfront an der polnischen Grenze bereisen. War das denkbar mit einem Furunkel gerade im Kreuz? Nun, ich war jung und hatte ausreichend Widerstandskräfte. Es wurde ein Teller über das Furunkel gebunden, wodurch ein Scheuern durch die Kleider verhindert wurde. Aber schon bei Schwester Eva wurde das Geschwür so gefahrdrohend, daß der Arzt erklärte: „Fahren Sie nach Hause und werden irgendwo Ortspastor! Ihr Evangelistendienst ist mit dieser Anlage unmöglich.“ Ist des Arztes und Gottes Stimme die gleiche? Ich setzte meine Reise fort mit dem Teller über dem Furunkel, obwohl es damals noch keine bequemen Autos, sondern nur die kleinen, schlecht gefederten „Jagdwagen“ gab, wo ich neben

dem Kutscher auf dem Bock Meile für Meile auf ausgefahrenen Landwegen meinen Platz hatte. Gott war so freundlich, daß ich es schaffen durfte; und ich bin mit Furunkel und Teller glücklich wieder in Berlin eingetroffen.

Von dieser Reise muß ich noch ein unvergeßliches Erlebnis erzählen. Der Pastor eines großen Dorfes war unverheiratet, ein linkischer, sorgenvoller Mann. Als ich am Tage zuvor fragte, wie viele Menschen ich wohl im Gottesdienst erwarten und auf wieviel Kollekte ich hoffen durfte, sagte er: „Das kann ich ihnen genau vorrechnen. Sie werden morgen 300 Gemeindeglieder als Hörer haben.“ – „Nun, das wird ja eine erfreuliche Kollekte bringen“, entgegnete ich. Er dagegen: „Ich kann Ihnen bis auf eine oder zwei Mark berechnen, wieviel Sie von hier mitnehmen werden. Jeder wir einen oder zwei Pfennig auf den Teller legen, macht 3–5 Mark.“ – „Hören Sie“, brauste ich nun wirklich empört auf, „das lasse ich mir nicht gefallen bei der weiten Reise hierher und der teuren Fahrkarte! Dagegen werde ich innerlich und äußerlich bewußt auftreten.“ Er hielt mir ein abgegriffenes Buch entgegen: „Hier ist das Kollektenbuch, Sie sehen, stets zwischen 3 und 5 Mark, einmal an einem besonderen Weihnachtsfeste waren es 9 Mark! Aber das ist niemals wieder vorgekommen und auch nicht wieder zu erwarten.“ – „Herr Amtsbruder, da scheint mir ja doch auch eine Schuld Ihrerseits vorzuliegen. Neigen Sie zur Sparsamkeit? Oder darf ich geradeheraus fragen – zum Geiz?“ Zögernd antwortete er: „Ach, lieber Bruder, man spricht nicht gern davon! Ich werde bald in den Ruhestand gehen. Wie soll ich dann mit dem geringen Emeritusgehalt auskommen? Ja, ich sammle jeden Pfennig für die gefürchtete Zeit meiner Pensionierung!“



Hugo Flemming Januar 1914

Ich glaube damals das rechte Wort gefunden zu haben, nicht nur für ihn, sondern auch für die Gemeinde; denn die Kollekte wurde geradezu wie ein Wunder angesehen. Sie betrug ganze unglaubliche 32 Mark. So geschehen Anno Domini 1913.

39. EINE JUGENDFREUNDSCHAFT

schenkte Gott mir durch die Nachtmission in dem Studiosus Hans Brandenburg. Die Arbeit der Stadtmission, besonders der Nachtmission, wurde im Vaterland viel besprochen. So wurden uns gerade in die Nachtmission Kandidaten der Theologie geschickt, die gerade diese Arbeit kennenlernen sollten und wollten! So kam auch Hans Brandenburg zu uns, mit dem sich ein festes Freundschaftsverhältnis fürs ganze Leben bildete; eine Freundschaft, die heute noch besteht. Wie sie entstand, wird meinen Leserkreis interessieren, zumal Hans Brandenburg vielen als Evangelist hier schon in Velbert wie anderwärts bekannt geworden ist. Ich lasse ihn selbst berichten, da er wohl der geschickteste Erzähler und froheste Evangelist unserer Gegenwart ist:

Durch den Ausbruch des ersten Weltkriegs war ich, aus dem Baltenlande kommend, im Herbst 1914 auf einer Sommerreise in Berlin abgeschnitten worden. Ich besuchte die Stadtmissionsgottesdienste und wurde Mitglied des Kirchenchores am Johannes-

tisch. Als ich Pastor Flemming, dem die musikalische Stadtmission unterstellt war, zum erstenmal sprechen hörte, kam mir gleich der Gedanke, daß er mir in meinen inneren Fragen und Nöten die rechte Antwort geben könnte. Vor zweierlei hatte ich Furcht: Vor dem Liberalismus, der den Ernst der Sünde verharmloste, und vor einer dumpfen Gesetzlichkeit, die meine Last vergrößert hätte. Es gehörte viel dazu, daß ich, der ich von klein auf gewohnt war, „über religiöse Dinge nicht zu sprechen“, mich einem Menschen offenbarte. Ich wußte genau: Jetzt kommt die Entscheidung, der du nicht ausweichen darfst!



**Hans Brandenburg 1928
(1885–1968)**

Anfang Juni, als Pastor Flemming vom Urlaub zurückgekehrt war, meldete ich mich zur Sprechstunde an. Das Warten war schlimmer als beim Zahnarzt! Als ich dann stotternd vor dem jungen Missionsinspektor saß, erzählte ich bloß, daß ich gern in der Stadtmission Hilfsdienste täte. Ich dachte wohl an Adressenschreiben und Pakete-austragen. Aber mein Gegenüber sah mich freundlich lächelnd an und sagte dann mit Betonung: „Stadtmissionsarbeit wollen Sie tun? Dann muß ich zuerst etwas fragen, was Sie bisher vielleicht noch nie gefragt worden sind: Wie stehen Sie denn zu Jesus?“

Gerade vor dieser Frage hatte ich Angst gehabt. Ich wich ihr aus, indem ich sagte. „Ich möchte Ihm dienen.“ Dann kam der zweite Schuß: „Dann kommen Sie doch morgen abend mit uns in die Nachtmission!“ Ein Schreck ging mir durch die Glieder. Ich hatte von dieser Arbeit gelesen und wußte, daß ich zu ihr nicht fähig sei. Deshalb hatte ich klappernde Angst! Aber es half nichts. Wenn ich mich nicht unsterblich blamieren wollte, mußte ich ja sagen. Zwei Nächte ging ich mit; dann war mir

klar: Entweder du haust ab – – und das ist dein Untergang, oder: Die lang hinausgeschobene Entscheidung muß fallen! An jenem Abend sagte Pastor Flemming beim Abschied auf der Straße: „Besuchen Sie mich doch morgen zum Kaffee!“

Von jenem Kaffeebesuch könnte ich fast jede Minute beschreiben. „Segne uns Deine Gaben und unsere Tischgemeinschaft“, betete mein Gastgeber. Obwohl ich ein Kuchenfreund bin, habe ich an den schönen Dingen nicht wenig gewürgt! Aber gleich nach dem Kaffee saß ich Pastor Flemming gegenüber an seinem Schreibtisch. In wenigen Augenblicken war geschehen, was in den letzten Versen vom ersten Kapitel des 1. Johannesbriefes geschrieben steht²⁷. Ich darf meinem geistlichen Vater und nun „lieben alten Bruder in Christo“ bezeugen, daß er von unserem Herrn in besonderer Weise die Ausrüstung empfangen hatte, einen nach Heil und Vergebung dürstenden Menschen behutsamen Schrittes über die Schwelle zu leiten. Als wir beide zum Gebet niederknieten, war es wie eine vorzeitige Ordination zum missionarischen Amt. Hernach tat ich einen Schritt auf den Balkon und erlebte den neuen Blick auf die alte Welt. Auf dem Spaziergang hernach sagte mein Philippus freundlich lächelnd: „Wissen Sie, es ist für den Christenmenschen nichts so gesund, als sich gründlich zu blamieren! Und im übrigen: Alles, aber auch alles, was Sie jetzt erleben, sei Ihnen Ausrüstung zum missionarischen Dienst.“

Als ich im Herbst 1916 Berlin verließ, lag die schönste Zeit meines Lebens hinter mir. Das soll nicht undankbar gegenüber alle dem sein, was in den übrigen 45 Jahren ge-

²⁷ „⁶ So wir sagen, daß wir Gemeinschaft mit ihm haben, und wandeln in der Finsternis, so lügen wir und tun nicht die Wahrheit. ⁷ So wir aber im Licht wandeln, wie er im Licht ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander, und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde. ⁸ So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. ⁹ So wir aber unsre Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend. ¹⁰ So wir sagen, wir haben nicht gesündigt, so machen wir ihn zum Lügner, und sein Wort ist nicht in uns.“

schehen ist. Aber die Zeit der ersten Überraschung ist so: „Ich ging wie auf Luft“, wie Katharina Both einst schrieb.

Als ich vor etwa 20 Jahren mit meiner Frau durch den Stadtteil Treptow im Südosten Berlins ging, kreuzten wir die Kiefholzstraße. „Laß uns ein paar Schritte durch diese Straße gehen“, sagte ich. Bald standen wir vor einer dreistöckigen Mietskaserne, die von Schrebergärten, Kohlenplätzen und Industriegelände umgeben war. „Siehst du den Balkon dort oben? Von ihm hat man die schönste Aussicht in der ganzen Welt!“ Meine Frau sah mich an, als ob ich nicht recht bei Troste sei. Aber ich lächelte und sagte nur: „Ja, das kannst du nicht verstehen! Es ist rund 25 Jahre her, da trat ich aus dem Zimmer auf den Balkon und sah zum ersten Male die Welt mit neuen Augen. Alles hatte einen neuen Glanz.“ Nur wer so plötzlich aus einer jahrelangen Qual in die Freiheit eines versöhnten Gewissens und der Vergebungsgnade durch Jesus Christus getreten ist, kann ermessen, wie herrlich die Aussicht war, die sich mir eröffnete, auch wenn Fabrikschlote und Kohlenhalden um mich her waren.“

Und nun fahre ich selbst wieder fort, indem ich im Namen aller Seelsorger betone, daß solches Miterleben die allerschönste Freude eines Zeugen Jesu ist. Wie treu er in seiner Dankbarkeit war, hat dieser vielbeschäftigte Evangelist wohl fünfmal in Briefen diese Nachmittagsstunde „mit dem herrlichen Blick auf die Schrebergärten und Kohlenhalden“ mir brieflich bezeugt! Und hin und her im Vaterlande ist mir von Dankbundgliedern erzählt worden, was Hans Brandenburg von diesem einzigartigen Blick von Pastor Flemmings einzigartigem Balkon vor seinen Evangelisationsgemeinden berichtet hatte! –

So darf ich ehrlich sagen: Von allen jungen Männern, die mir der Herr zugeführt hat, ist keiner von einer so tiefen Dankbarkeit erfüllt gewesen für meinen Brückendienst als er. Haben wir doch Phil. 4,4²⁸ als gemeinsamen Lebens- und Evangelisationsinhalt bis zu unseren ergrauten Köpfen durchhalten dürfen, so daß ich von dem Freunde bezeugen darf: Dieser ganze Mann hatte nur einen Fehler, daß er sich nicht ... als Dankbundglied gemeldet hat! –

40. DER ABSCHIED VON BERLIN UND DIE ANKUNFT IN NEUSTRELITZ

Was der Herr Jesus für das Alter dem Petrus nach Joh. 21,18 bestimmt hatte, hatte Er für mich zu Beginn des Dienstes angeordnet: „Ich will dich führen, wohin du nicht willst!“ Ich habe Berlin mit seinem unnatürlichen Menschengewimmel stets als etwas mir Fremdes, Unheimliches, Unangenehmes empfinden müssen, und gerade dort sollte mein erster, jahrelanger Arbeitsplatz sein: Dieser große ... Steinhaufen! Und unsere erste Wohnung 88 Stufen hoch, im naturlosen Süden neben dem Gerassel der Hochbahn!

Nun, meine schöne Missionsarbeit erfüllte mich ganz, so daß ich nicht nach den ungünstigen Wirkungen auf mein körperliches Befinden fragte, zumal meine Frau und die beiden ältesten Kinder von unserer zweiten Wohnung in der Kiefholzstraße es nahe zu den großen Treptower Parkanlagen hatten. Mir aber vergrößerte diese gesündere Wohnung die anstrengenden Fahrten mit der Elektrischen, der Stadt- und Hochbahn. Zuerst waren es erträgliche Herz- und Halsbeschwerden; aber ganz plötzlich kam der Zusammenbruch. Ich konnte das Gerassel einfach nicht mehr aushalten und entfloh eines Tages direkt dieser für meine zerrütteten Nerven unmöglichen Stadt und suchte Schlaf und Ruhe in den mir von

²⁸ „Freuet euch in dem Herrn allewege! Und abermals sage ich: Freuet euch!“

Haus aus bekannten Harzorten Bockswiese-Hahnenklee. Diese Weltabgeschiedenheit war gerade das rechte für mich. Völlige Ruhe und ausgestrecktes Liegen bei Tag und bei Nacht! Kein mir bekannter Mensch, keine Seelsorge und von Haus gute Nachrichten stellten meine Gesundheit in der guten Tannen- und Höhenluft nach einigen Monaten so gut her, daß ich an Wiederaufnahme meiner Berliner Arbeit denken konnte.



Doch ich war gewarnt und gern bereit, aus diesen Gesundheitsrücksichten den Arbeitsplatz zu wechseln. Nur hatte ich zuvor noch eine Schwierigkeit mit mir selbst zu überwinden. Da ich durch meine Reisetätigkeit und Schriftstellerei bekannt geworden und der Gewißheit war, daß Gott das Verlassen Berlins wünschte, stand ich auf dem nicht eben demütigen Standpunkt, mich nicht wegmelden zu wollen, sondern auf einen Ruf für einen von Gott sicher schon festgelegten Arbeitsplatz zu warten. Ja, so wartete ich; aber es kam zu meiner großen Überraschung von nirgend her ... der erhoffte Ruf! Da merkte ich, daß Gott mich zuerst von diesem Hochmutsgedanken befreien wollte und eine Fortmeldung von mir forderte. Wohin mich melden? Mit einem Mal stand das stille Landstädtchen Neustrelitz, zugleich großherzogliche Residenz, vor allen anderen Kleinstädten mir vor Augen, und zwar um deswillen, weil es keine Elektrische hatte! Dazu der herrliche Schloßpark am großen Zierker See gelegen und die unendlichen Waldungen ringsum! Dorthin also meine Anfrage!

Und jetzt klappte alles Schlag auf Schlag! Ja, einer der drei Pastoren, die zugleich Schloßprediger waren, sollte gehen und war schon im Abzuge. Weshalb er ging, erfuhr ich erst, als ich längst in meine herrliche, lichte, 7–8-Zimmerwohnung mit viel Nebengelaß, Stallung, Hof und kleinem Gärtchen in der Georgsstraße, nahe am See, eingezogen war. Der Amtsvorgänger sollte ein „Minchen“ zur Frau gehabt haben, das nur auf die kleinen Leute der unendlichen Zierker Straße eingestellt war. Der neue Pastor aber sollte auch zur Schloßgemeinde Beziehung suchen. So war ich sehr verwundert, ohne dies zu wissen, daß der Neustrelitzer Landessuperintendent mich eines Morgens in der Hospizandacht abhörte und die seltsame Bitte aussprach, von mir zu Tisch eingeladen zu werden! So geschah's! Meine Frau, ebenso verwundert wie ich über diese Selbsteinladung, hatte für den seltenen

hohen Herrn bald alles eingerichtet, und das Mittagsmahl verlief in der bei uns geübten Art offen, fröhlich und harmonisch.

Was es mit dieser Selbsteinladung des Gastes für ein Bewenden hatte, erfuhren wir sehr viel später erst in Neustrelitz selbst:

Es war das Hofexamen für meine Frau gewesen! Mich kannte der Landesuperintendent ja aus meinem Besuch mit meinem vorzüglichen Doppelquartett von Stadtmissionaren und meiner Ansprache in der der Schloßkirche. Die ausgezeichnete Kritik darüber aus der Hand des rein-künstlerischen Landessuperintendenten berührte ich ja schon in meinen Erinne-



rungen. Dieses Examen an unserem Tisch galt lediglich meiner Frau, ob sie eben kein „Minchen“, sondern imstande sei, auch mit den Leuten von Hofe Verkehr zu pflegen. Weil meine Frau ja Hofpredigertochter des Königs von Schweden war, war es ihr ganz natürlich vorgekommen, dem bedeutenden Tischherrn so gegenüber zu treten, wie sie es von Hause her gewohnt war. So erfreute es uns später zu erfahren, daß sie dieses Hofexamen mit einer großen I bestanden habe.

+ + +

Nun also gings ans Einpacken und Abschiednehmen. Ein volles biblisches Zeitmaß von sieben Jahren von Ostern 1909 – Ostern 1916 hatten uns die Mauern der Weltstadt umschlossen. Meiner Frau als Großstädterin war Berlin nie unsympathisch gewesen; mir dagegen bis zum letzten Tage! Nicht aber die Arbeit, nicht aber die Menschen! Bedenkt, fünf jungen Missionsinspektoren, alle eines Geistes, eines großen Zieles, erfüllt von einer sie alle beglückenden Liebe, ja geradezu Leidenschaft zum Herrn Jesus, einer in seiner Art so vorbildlich wie der andere! Da gab es für mich in meinen ersten Amtsjahren viel zu lernen, ja, ich will an dieser Stelle etwas besonderes niederschreiben:

Den Gedanken, den ich in den letzten Jahren in unseren Rundbriefen geradezu ... gepaukt habe: JESUS, unser Vorbild, und wir verordnete Ebenbilder des Erstgeborenen Römer 8,29²⁹ – diesen hohen Gedanken konnte ich damals noch nicht selbst denken! Also suchte ich mir unter meinen Mitbrüdern ein Vorbild nach dem Herzen Gottes. Dieser mir vorbildliche Mann ist mir damals mehrere Jahre Missionsinspektor Bruder Thieme gewesen. Da hatte ich mich gewöhnt, in Zweifelsfällen zu fragen: Wie würde Bruder Thieme jetzt entschieden



haben. Und so habe ich gefragt, bis mir der Heilige Geist das Bild Jesu so verklärt hatte, daß ich kein irdisches Vorbild mehr brauchte!

Bei unserem Abschied waren alle vier Missionsinspektoren: Le Seur, Thieme, Kindler und Erich Schnepel auf dem Stettiner Bahnhof, nachdem sie mir als Abschiedsgeschenk den 3bändigen Schlatterkommentar zum ganzen Neuen Testament, der mir ein ganzes Leben der treueste Berater aller meiner biblischen Aufgaben gewesen ist, überreicht hatten. Ja, das war mein größter Verlust, diese herrliche Brüdergemein-

schaft aufgeben zu müssen! Denn was wartete meiner nach dieser Seite hin in Mecklenburg? Davon werde ich schmerzliches zu berichten haben! – Jetzt fuhren wir mit Kind und Kegel der neuen unbekanntenen Heimat zu.

Was ist es doch groß und göttlich, daß Er uns unsere Zukunft so ganz und gar verhüllt, daß Er uns als jungen Menschen den Mut und die Freudigkeit gibt, so ganz ahnungslos und doch frohgemut in ein völlig unbekanntes Arbeitsfeld einzutreten!

Nun, wir hatten unseren 6jährigen Ingmar und unsere 3jährige Karin mit uns im Zuge. Da konnten wir ihnen ausmalen, ob wir wohl in einer großherzoglichen Kutsche mit 4 Pferden und einem Kutscher mit einem hohen Zylinder auf seinem Haupte und mit der stolzen Peitsche abgeholt würden?! Wir konnten uns ja unseren Empfang gar nicht großartig genug vor dem kindlichen Verstehen ausmalen! Und nun die Wirklichkeit:

Kein Herzog und keine großherzogliche Kutsche! Nicht einmal ein Hofprediger oder ein Pastor oder eine



Hugo mit seinen Kindern Karin, Astrid und Ingmar

²⁹ „Denn welche er zuvor ersehen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes, auf daß derselbe der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern.“

Pastorenfrau oder Gemeindeschwester waren an der Bahn, so sehr wir danach suchten! – – Also nahmen wir unseren kleinen Mann an die Hand, setzten unser Töchterchen in den mitgebrachten Sportwagen und, – ja, jetzt muß ich das richtige Wort sagen – „tippelten“ den langen, langen Weg über die endlose Altstrelitzer Straße einsam und ein wenig enttäuscht bis zum Marktplatz mitten in der Stadt! Dort grüßte die große Stadtkirche und das Rathaus!

Ein paar klägliche Bäume und Büsche standen auf dem wenig gepflegten Rondell; und dann begann die ebenso endlose Zierker Straße bergab bis an unsere Georgstraße, die zum See führte.

Und hier versagt nun das Gedächtnis meiner Frau wie das meine gänzlich. Begrüßte uns müden Leute nun im Hause eine freundliche Seele? Waren unsere Möbel schon da? Richteten wir selbst mit den Fahrern die neue Wohnung ein? Hatten wir etwas zum

Abendessen? Schiefen wir schon in unseren eigenen Betten oder irgendwo im Gasthaus? Wir haben nicht die geringste Erinnerung an alle diese Wichtigkeiten!

Ehe ich von meiner Gemeindearbeit und dem Verhältnis zur Pfarrerschaft schreibe, will ich von meinen Beziehungen zum Hofe berichten. Das wird euch interessieren.

Als Schloßprediger war ich ja ... hoffähig, meine Frau aber als Hofpredigerstochter nicht! Wollte sie Beziehungen zum Hofe haben, mußte sie sich in ein im Schloß ausgelegtes Buch einschreiben, daß sie sich vorstellen wollte. Aber dazu war sie trotz mehrfacher Aufforderung nicht zu überreden! Also blieb sie die ganzen Jahre dem Hofe fern und unbekannt, worüber ich noch eine schöne Geschichte zu erzählen habe.

41. UNSERE BEZIEHUNGEN ZUM HOFE

Vorausschicken will ich gleich, daß wir zu den Fürstlichkeiten so gut wie keine Beziehungen bekommen haben. Um alle Hofwünsche zu befriedigen, war ja ein Hofprediger da. Ich hatte als Stadtpfarrer auch in der Schloßkirche zu predigen und mußte mich also dem Großherzog vorstellen. Er war ein etwa 30jähriger unverheirateter junger Herr, wohnte mit seiner Mutter in dem riesigen Schlosse im ausgedehnten, sich weit am großen Zierker See hinstreckenden Schloßparke und der umgatterten, mit Damhirschen belebten Schloßkoppel, ein völlig zurückgezogenes, einsames Fürstenleben. Man sagte, er sei Millionär, habe aber unter seinen 100 000 Untertanen nicht einen einzigen Freund, war deshalb in jeder Beziehung vereinsamt, schweigsam und ungewandt. In unserer Stadt Neustrelitz wurde er nie gesehen, machte nur täglich in Offiziersuniform seinen Spaziergang im Schloßpark, von einem schönen Hunde begleitet.



**Adolf Friedrich von
Mecklenburg-Strelitz
(1882–1918)**

Vor meiner Audienz wurde mir gesagt, wie solche Vorstellung vor sich zu gehen habe. Ich würde in einem der großen Säle dem Großherzog in 3–5 m Abstand gegenüberstehen, habe zu warten, bis ich gefagt würde und dürfe auf keine weitere Annäherung rechnen. Die Audienz würde 10–15 Minuten dauern. So geschah es. Ich stand in der vorgeschriebenen Entfernung auf dem glatten Parkett und hatte bald alle an mich gerichteten Fragen beantwortet. An einer Stelle zeigte der Regent sichtbares Interesse, als ich nämlich von meiner Nachmissionsarbeit sprach. Mir schien es, als wollte er gern mehr davon hören, wagte aber nicht, in seiner dialektischen Unbeholfenheit weiter danach zu fragen. Da dachte ich mir: Kannst ihm ja entgegenkommen! Und ich fing an auszupacken. 15 Minuten? Die doppelte Zeit war längst überschritten, als ich an die höfische Sitte dachte und mich verabschiedete.

Zum Gottesdienst in der Schloßkirche kamen die Herrschaften sehr treu und regelmäßig. Das war für uns Prediger angenehm, da sie wünschten, bei ihrer Teilnahme die ganze Hofgesellschaft vollständig zu sehen.

Also hatten wir dann immer eine ansehnliche Hörschaft.

Da die Fürstenempore nur ein paar Meter Abstand von unserer gleich hohen Kanzel hatte, so wurde ich belehrt, daß wir beim Abgang von der Kanzel dadurch unsere Ehrerbietung zu bezeugen hätten, daß wir uns nicht umdrehten und den Herrschaften unseren mehr oder weniger schönen Rücken zeigten, sondern, rückwärts bis zur Kanzeltür gehend, unser mehr oder weniger schönes Angesicht! Man erkennt daraus, woher ich meine guten Umgangsformen mitgebracht habe!

Mit der älteren Frau Großherzogin hatte ich eine regelmäßige Zusammenkunft als Mitglied des sozialen Liebesgabenvereins. Die Aufziehung desselben war das Beste an ihm. Die ganze Stadt Neustrelitz war in 12 Kreise geteilt. Jeder derselben hatte eine namhafte adlige Dame als Vorsitzende, die von einer zweiten Herrlichkeit vertreten wurde. Diese vornehme Zusammenkunft leitete ein anderer Pastor. Ich habe in der zwei Stunden langen Sitzung nie ein Wort zu sagen gehabt, wurde auch nie gefragt, hatte nur die Aufgabe, bei der Ankunft und dem Fortgang der Großherzogin eine so tiefe Verbeugung zu machen, daß der bei mir nie fehlenden Haarschopf möglichst den Fußboden erreichte! Die zwei Stunden wurden ausgefüllt dadurch, daß die zwölf Leiterinnen ausführlich alle von Glück und Ehrerbietung erfüllten Dankbezeugungen erzählten, und welch fabelhaften Eindruck das großherzogliche Geschenk im Werte von 10–20 Mark bei Minchen und Karlin-



**Schlosskirche: Die Kanzel und daneben eine Ecke der Fürstenempore
(Foto: Concord CC BY-SA 3.0)**

chen gemacht habe! Und ich saß stumm dabei, überdenkend, welchen Zeitverlust die großherzogliche Würde in meinen vollbesetzten Tageslauf wieder bringen mußte.

Daß solche arme fürstliche Millionärin einen ganz falschen Eindruck über ihre Freigebigkeit und populäre Art, die also nie eine persönliche Berührung mit der Armut und Not ihres Landes erlebte, bekommen mußte, sei nur nebenbei gesagt. – Nun das angekündigte Erlebnis meiner Frau:

Sie ist ihr Leben lang eine Hundefreundin gewesen, zumal so lange, als wir noch kinderlos in Bad Harzburg und Berlin lebten. Da hatten wir nacheinander zwei entzückende Rehpinscher, Fips, die Mutter, mit einem unechten Fleck am Hinterbein, und ihre halb so große, reizende Tochter Sonja, ohne Fleck und ganz rasseecht, das Entzücken aller Harzburger und uns begegnenden Müßiggänger.

Ich darf diese Hundegeschichte nicht übergehen, weil ich sonst in unseren Beziehungen zum Neustrelitzer Hofe nicht verstanden würde. Dieser zierlich-graziösen Hundetochter hatten die vornehmen Harzburger Müßiggänger einen Namen gegeben, der ihre Bewunderung im höchsten Maße zum Ausdruck brachte. So hörten wir es nämlich stets im Vorübergehen: „Nun sieh mal dieses ‚Achgottchen‘!“ Nun, als Lehrersleute konnten wir uns solchen Nachruf noch gefallen lassen, aber in Berlin als Missionsleute war das nicht mehr angenehm; da mußte diese „Achgottchen-Freundschaft“ ein Ende nehmen. Und nun endlich das Erlebnis am Hofe.



**Elisabeth von Anhalt,
Erbgroßherzogin von
Mecklenburg-Strelitz
(1857–1933)**



Neustrelitz - Schloßkirche

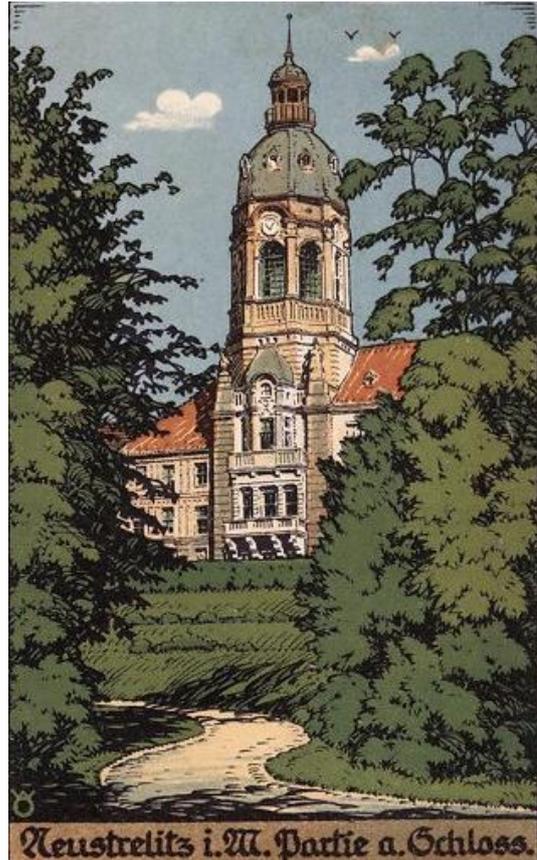
Es war herbe, harte Kriegszeit; es ging auch uns damals in Neustrelitz ums Brot. Meine Frau ging nachmittags, wenn irgend möglich, mit der 10jährigen Karin und der 5jährigen Astrid zum Hirschefüttern in die Schloßkoppel. Da hat Astrid von einem unliebenschwändigen Hirschherrschen einen harten Stoß mit dem Geweih an die Nase bezogen, so daß sie seitdem schief gestanden haben soll. Ob es heute noch der Fall ist, könnt Ihr ja selbst feststellen.

Also, beim Rückweg von diesem blutigen Hirschstoß, der meine Frau erschreckt und verärgert hatte – so erzählte sie – „begegneten wir einem Offizier; und denk Dir“ – so ließ sie ihrem noch nicht verebhten Zorn den Lauf – „da hat mich dieser deutsche Offizier so unverschämt angeglotzt, wie es einem schwedischen nun und nimmer eingefallen wäre! Kannst Du Dir denken, wie wütend ich

zurückgeblitzt habe?“ – „Wie sah er denn aus“, frage ich. „Ach, ich habe ihn ja kaum angesehen, mich interessierte ja nur sein entzückender Rehpinscher.“ – „Woraus bestand denn seine Kopfbedeckung“, fragte ich weiter. „Aus einer reichlich großen Offiziersmütze.“ –

„Du Unglücksvogel!“, fahre ich nun selbst entsetzt auf, „weißt du, wen du angeblitzt hast? Den Großherzog in eigener Person! Der hoffte doch, wie von jeder anderen Dame da draußen in seinem Park, den Hofknicks bis auf die Erde, und Du ... schleuderst ihm Blitze zu!“ – „Nun ja, ich bin doch eine Schwedin! Solch Untertauchen wird nicht einmal beim Begegnen unseres Königs erwartet.“ – „Aber jetzt bist Du in Deutschland, eine Pastorenfrau! War mag daraus kommen?“ – Der Großherzog war groß genug! Es ist nichts daraus gekommen! Das waren unsere so gut wie nie vorhandenen großherzoglichen Beziehungen.

Einige Jahre später hatte ich die Predigt in der Schloßkirche zu halten. Da wurde mir mitgeteilt,



die großherzogliche Empore würde leer sein, da der Großherzog sich erschossen habe und im tiefen Wasser versunken sei. Den wirklichen Grund dieser trübseligen Nachricht wußte man nicht. Die Begründung der unseligen Tat, die der Volksmund dafür hatte, will ich nicht weitergeben.

Aber einen Appell will ich an alle Dankbündglieder richten, einmal: Gott dafür herzlich zu danken, daß Ihr nicht in solch fürstlicher Einsamkeit und Unwirklichkeit leben müßt! Wurde doch von dem alten Fürsten erzählt, er habe gefragt: „Hofprediger! Wollen Sie auch mir gegenüber behaupten, daß es ‚drüben‘ keine Herrschaft und keine Dienerschaft mehr gibt?“ – Wie dankbar dürfen wir sein, daß wir mit den jetzt über uns, neben und unter uns stehenden Menschen Gemeinschaft der Liebe und des Vertrauens haben dürfen und nicht aus derartiger fürstlicher Volksentfremdung und Vereinsamung zu solch unseligem Scheiden aus dem Leben gezwungen werden!

42. DIE ERWECKUNG IN NEUSTRELITZ

I. Kapitel: Angriffsgeist

Wohin Gott mich immer gestellt hat, da hat Er mich auf einen Kampfplatz gestellt. So war es Sein guter und gnädiger Wille.

Mein erster Kampfplatz war die Berliner Stadtmission, in der ich vier Missionsaufgaben zu versehen hatte: Die musikalische Mission (die Kurrenden), die Reisemission, die Saal- und Laubenmission und die Nachtmission. Damit war mein ganzes Arbeitsleben auf Angriff und Kampf eingestellt.

Wenn so die sieben ersten Amtsjahre einen ausgesprochen aggressiven Charakter trugen, so wird mehr oder weniger das ganze Amtsleben die gleiche Note führen.

Ausdrücklich zu diesem Zwecke, ein aggressives Christentum mitzubringen und „neues Blut in die Mecklenburger Kirche hineinzutragen“ – so war die ausdrückliche Bestallung! – wurde ich aus der uferlosen Berliner Arbeit von dem damaligen Mecklenburg-Strelitzer Landessuperintendenten nach Neustrelitz berufen.

Die Pastorenschaft Mecklenburgs gehörte im Jahre 1916 noch ganz ausschließlich der orthodoxen Richtung an. Der Liberalismus hatte merkwürdigerweise nirgends in Mecklenburg-Strelitz Wurzeln gefasst. Also war in der Pfarrerschaft nicht einmal Kampf um ein theologisches Ideal, geschweige Kampf um Jesus! Man lebte damals als Pfarrer noch in ganz wunderbarer Beschaulichkeit! Die Dörfer waren



klein, der Menschen waren wenig und die Anforderungen ans kirchliche Pfarramt außerordentlich gering. Häusliche Besuche waren verpönt! Die Pfarrer beschäftigten sich direkt mit der Landwirtschaft, die sie z. Teil selbst noch betreuten. Ja, in diesen ersten Kriegsjahren war man schon um der Lebensmittelbeschaffung willen als Pastor gezwungen, für die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Familie selbst zu sorgen. So war es bei meiner Ankunft in Mecklenburg kaum verwunderlich, daß es im ganzen Lande – es hatte etwa 70 Pfarrstellen – nur einen Kindergottesdienst und eine Bibelstunde, eben in der kleinen Hauptstadt Neustrelitz, gab.

Gleich nach meiner Übersiedlung im Mai 1916 fand die erste Synode in Neustrelitz statt. Sie hatte im Volksmunde den schönen Namen „die Spargelsynode“, weil man nach alter Tradition die ganze Synode im ersten Pfarrhause mit Spargeln bewirtete. Hier auf diesem ersten Zusammentreffen wurde ich gleich in Kampfstellung durch eine Beleidigung gegen meinen Freund, Pastor Modersohn, gezwungen, da einer der Amtsbrüder offen behauptete, Modersohn sei ein „Schuff“ oder „Schurke“, weil er die Gemeinde des betreffenden Pastors durch eine unerwünschte Evangelisation „beunruhigt“ habe! Das konnte ich ja auf meinem

Gastfreunde nicht sitzen lassen, so daß mein erstes Auftreten in der Synode die Zurückweisung dieses Angriffes war.

In dieser Kampfstellung mußte ich nun leider die ganzen 8 Jahre meines Dortseins in der Pfafferschaft verharren. Stand ich doch schon auf der Herbstsynode, der sogenannten „Gänsebratensynode“, im Mittelpunkt der Diskussion, weil ich für mich die Synodalarbeit übernommen hatte und gleich in dieser ersten Arbeit eine „unglaubliche Behauptung und Forderung“ aufgestellt hatte, nämlich „der Gemeindepfarrer müsse Heiligen Geist haben“! Über diese „unverschämte“ Forderung wogte der Kampf hin und her, zumal ich diese Forderung noch dadurch verschlimmert hatte, daß ich behauptete, auch ein Pastor müsse sich bekehren!

Ich sehe die Kampfeslage noch heute vor mir, als ob es gestern gewesen wäre. Ein Amtsbruder steht auf und fragt die versammelte Synode, ob einer von sich sagen könne, daß er heute anders sei, als er vor Jahrzehnten als junger Mensch gewesen wäre. Er müsse von



sich sagen, er sei ganz und gar der alte geblieben und lehne deswegen den Anspruch des Synodalen Flemming als unberechtigt ab. Die ganze Synode stimmte einmütig zu.

Aber noch nicht abgelehnt war die andere Frage, ob ein Pastor Heiligen Geist haben müsse.

Hierüber wurde lange hin- und hergestritten, bis endlich das wissen-

schaftlich überragende Haupt Mecklenburgs, ein uralter Präsident, das Wort nahm und die Frage unter unserm Gebet folgendermaßen entschied: „1. Kor. 12,3 steht, daß niemand Jesus einen Herrn heißen kann außer durch den Heiligen Geist. Weil wir hier in Mecklenburg alle die Bibel gelten lassen, muß die Forderung des Synodalen Flemming als berechtigt anerkannt werden. Also muß der Pastor Heiligen Geist haben!“ Ich traute am nächsten Sonntag meinen Ohren nicht, als ich den Präsidenten von der Kanzel aus diese meine Forderung wiederholen hörte!

Ist damit nun auch der Heilige Geist in Seiner Kraft und Fülle über Mecklenburg hereingebrochen? Konnten die Synodalen nun, wie es die Jünger am Pfingstfeste taten, unter Beweisung des Heiligen Geistes und der Kraft Jesum ihren Herrn heißen? Es blieb nach wie vor bei dem alten Satze:

Synodare, synodare – es bleibt allens, wie es ware!

Oder auf gut mecklenburgisch: Allens blivt bin Ollen!

Beim alten blieb auch die Ablehnung des neuen bischöflichen Hauses! Der Amtsnachfolger des mich dorthin rufenden Landessuperintendenten hatte den Bischofstitel erhalten. Er selbst war im Anfang ein demütiger Mann. Aber seine Frau, die Tochter eines vielgenannten Schweriner Konstitorialrates, war von Anfang bis zum Ende hoch ... „bischöflich“. Als ich meinen ersten Besuch dort machen wollte, wurde ich zwischen den zwei Eingangstüren abgefertigt. Auf meine zum Gruß freundschaftlich ausgestreckte Hand schlang sie ihre Hände hoheitsvoll auf ihren Rücken und entließ mich ohne Gruß! Was mochte der Grund dieses sonderbaren Verhaltens sein? Ich erfuhr es später. Meine „unvergebare“ Sünde war gewesen, daß ich vor ihrer Ankunft einige arbeitsfrohe Lyzeum-Schülerinnen in meine Kindergottesdienst-Helferschaft eingereiht hatte, die sie in ihrem Privatkreis hatte sammeln wollen (Ps. 19,13).³⁰

Abschließend kann ich zu diesem Thema „Eintritt in die Strelitzer Pfarrerschaft“ sagen: Seit dieser zweiten Synode war und blieb ich ein Fremdkörper, das Sandkorn im Auge, ein

Gemiedener, ja, ein Ausgestoßener! Die Pfarrer kommen zusammen ohne mich. Und ich bin – je länger, desto mehr – von allen Pfarrkonferenzen zurückgeblieben, weil ich überall verschlossene Türen, Mauern und offene Gegnerschaft vor mir sah, und habe mich deshalb ganz einseitig auf meine Gemeindegemeinschaft beschränkt, bis mir nach erfolgter Erweckung die Freiheit wiedergegeben wurde, mich zu neuen Kämpfen auf den Synoden zu stellen. Ausrichten konnte ich



Neustrelitz

Schloß mit Schloßkirche

allerdings fast nichts, da ich im Verlauf der 8 Jahre in Mecklenburg „der Fall Flemming“ geworden war, so daß folgendes Erlebnis möglich wurde: Ein junger Amtsbruder, der durch die Berliner Arbeit meines Freundes Pastor Schnepel gegangen war, hatte selbstverständlich Fühlung mit mir gesucht, hatte in seiner frischen Berliner Angriffsweise auf seiner Pfarrsynode behauptet, eine Taufwiedergeburt gäbe es nicht?! Daraufhin wurde er von seinen Vorgesetzten derart in Zucht und Vermahnung genommen, daß er mich bald darauf bat, ihm nicht einmal mehr mein Monatsblatt „Kantate“ zuzusenden, weil ihm angeraten sei, die letzte Verbindung mit mir abzubrechen; denn man habe in der Mecklenburger Landeskirche genug ... an einem „Fall Flemming“. Und als ich es wagte, in der Pause einer Pfarrkonferenz ihn unter 45 anderen Amtsbrüdern anzureden, bat mich der gänzlich verschüchterte Vikar: „Nehmen Sie es mir doch nicht übel, wenn ich Sie freundlichst bitte, nicht mehr mit mir zu reden. Sie wissen ja ...!“

Und die Ablehnung des Pietisten war eine grundsätzliche und dauernde. Dann, als wir später nach erfolgter Erweckung in freudigem Tatendrang versuchten, die umliegenden Ortschaften in die Bewegung hineinzuziehen, erwirkte die Pfarrerschaft ein scharfes Verbot des Konsistoriums, die Grenzen meines Bezirks amtlich zu überschreiten.

³⁰ „Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehle!“

II. Kapitel: Die innere Vorbereitung der Erweckung

a) Frohe Arbeit

Es war mir von vornherein klar, daß die Erweckung, die ich mir vom ersten Tage meines Gemeindepfarramtes an von Gott Tag für Tag erbat, zuerst allein, je länger, desto mehr aber im Kreise der mir geschenkten Mitarbeiter, nicht ohne den vollen Einsatz meiner ganzen Persönlichkeit geschenkt werden würde. Es war mir ganz klar, nur durch Beten und Arbeiten könne Gott das Größte, was ein Pfarrer sich denken kann, eine Erweckung, mir anvertrauen. Ich traute damals in meinen jungen Amtsjahren meinem persönlichen Einsatz viel zu viel zu und war noch längst nicht genug auf Gott geworfen, machte deshalb auch manchen Fehler durch meine persönliche forsche „Berliner Art“; habe gewiß viele vor den Kopf gestoßen, die ich durch geheiligtes Wesen hätte anziehen dürfen. Ich habe mir selbst in dieser Sturm- und Drangperiode gewiß manchen Weg verbaut und manche Tür verschlossen, die mir Gott gern geöffnet hätte! Ich glaubte, ein so großes Gottesgeschenk entgegennehmen zu können, so wie ich damals war; wußte aber nicht, daß nur gottgeheilte Hände sich nach so großen Segnungen ausstrecken dürfen.

Als ich ein Jahr lang in meiner Neustrelitzer Arbeit gestanden hatte, wartete ich ungeduldig auf die große Gottesstunde und sprach in jenen Tagen mit einem alten, geheiligten Stadtmissionar darüber klagend, daß sich trotz meiner fleißigen Arbeit noch gar nichts rege, daß sich in dem ersten Jahre wohl ein halb Dutzend Menschen bekehrt hätten, aber fast immer nur solche, die nur vorübergehend in der Stadt waren, nicht aber Leute aus meinem eigentlichen Arbeitsgebiete. Da entgegnete er mir ebenso weise wie freundlich, man habe nicht das Recht, schon nach einem Jahre auf eine Erweckung zu hoffen; drei Jahre sei das mindeste, was bei zielbewußter Arbeit erforderlich sei.

So griff ich aufs neue meine Arbeit an. Sie wächst einem ja zu. Aber gerade die Arbeit führte mich in Spannungen und Kämpfe, die man andernorts gewiß nicht bekommen hätte. Ich begann zunächst ganz bewußt mit den seelsorgerischen Besuchen, wie sie hier im Rheinland gewünscht und selbstverständliche Voraussetzung für zielbewußte Pfarramtsarbeit sind. Dort in Neustrelitz aber brachten mich gerade die Besuche in Gegensatz zu einer gewissen vornehmen kirchlichen Frauengruppe, die diese Besuche bei den Armen und Kranken als ihr Vorrecht ansah. Der Pastor solle nur „ordentlich predigen“; in dem Sonntagsgottesdienst läge seine Aufgabe! Bei mir aber hatte es sich in diesen ersten Jahren schon so mit der Wochentagswortverkündigung gehäuft, daß ich nicht nur jeden Abend besetzt hatte, sondern auch am Tage bei den vielen Ämtern und Ehrenämtern, Versammlungen und Vereinen nicht nur dreimal, fünfmal, nein, siebenmal am Tage vor den verschiedenartigsten Gruppen Ansprachen und Vorträge zu halten hatte. Ich tat in diesen Jahren, ehe mir Gott einen Mitarbeiterkreis geschenkt hatte, wirklich eine Dreimanns-Arbeit und das nicht nicht mit überschüssiger Lebensvollkraft, sondern mit einem nervösen Herzleiden, das mich immer wieder zwang, mitten zwischen den Arbeiten mich zum Atemschnappen auf den Rücken zu legen.

Ach, wie oft habe ich die Seufzer meiner lieben, sorgenden Frau überhört, die ja immer gegen mich im Recht war, wenn sie zur Ruhe und Einschränkung der Arbeit mahnte! Wie oft wandte sie das in schwedischen Kreisen geflügelte Wort gegen mich an: „Du treibst es so wie ein unsinniger Jehu!“ (2. Kön. 9,20)³¹. Aber welcher „Jehu“ läßt sich aufhalten, wenn er

³¹ „Das verkündigte der Wächter und sprach: Er ist zu ihnen gekommen und kommt nicht wieder. Und es ist ein Treiben wie das Treiben Jehus, des Sohnes Nimsis; denn er treibt, wie wenn er unsinnig wäre.“

sich auf Eroberungs- und Siegesritten weiß!? Deshalb mußte Gott, um bei mir zu Seinem Ziele zu kommen, zu Schleifsteinen greifen, die gröber waren als die sorgende Liebe meiner Frau.

Auf kirchlichem Gebiet war in Neustrelitz herzlich wenig geschehen. Es war damals die offen ausgesprochene Meinung in allen Kreisen: Des Pastors einzige Aufgabe ist, am Sonntag zu predigen. Seelsorge zu üben oder sogar Hausbesuche zu machen, sei durchaus unerwünscht. Immer wieder riet man mir, in die Bahnen meines mecklenburgischen Vorgängers einzulenken, der sich ganz bewußt in Predigt und Bibelstunde nur an die kleinen Leute

gewandt und nur deren Kinder im kleinen Kindergottesdienst gesammelt hatte. Für den Adel und die gebildeten Leute war ja der Hofprediger, der Landesbischof da. Nach dieser Seite hin gestand man mir überhaupt kein Arbeitsrecht zu.

Als ich nun aber meiner gegen- teiligen Auffassung mit Leidenschaft und Hingebung, besonders in den auch vom Adel sehr besuchten Gottesdiensten in Stadt- und Hofkirche Ausdruck verlieh, stieß ich sehr bald auf den entschlossenen Widerstand aller ausschlagge-

benden Kreise. Der ehrwürdige Kirchenpräsident ließ mich rufen und riet mir brüderlich, mich auf den treuen Dienst meines Vorgängers zu beschränken und nicht so wild wie ein „unsinniger Jehu“ einherzufahren und die lieben treuen Kirchenbesucher mit Predigten über Wiedergeburt und Bekehrung zu erschrecken. Die Sonntagspredigt genüge für das geistliche Leben der stillen Stadt; eine Bibelstunde sei nur nötig für die alten Mütterchen, nicht aber für die Kreise der Schaffenden und Gebildeten. Die Erziehung der Jugend könne man getrost den ganz im evangelischen Glauben stehenden Schulen überlassen; Jünglings- und Jungfrauenvereine seien überflüssig.

Und weshalb ich einen Kirchenchor gebildet hätte? Weshalb ich selbst einen großen gemischten Chor leitete und gar einen Posaunenchor ins Leben gerufen habe? Der durch herzogliche Güte bezahlte Kirchenchor erfülle doch alle berechtigten Wünsche musikalischer Art?

So setzten sich die Fragen fort. Auf alle diese Vorstellungen hatte ich nur das eine Bibelwort, das die Ansicht und das Ansinnen des gutmütigen, hochwürdigen Herrn als unberechtigt erwies. Und ich berichte es mit Dankbarkeit, daß der Präsident sich vor meiner biblischen Erwiderung beugte: „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen.“ (Kol. 3,16)

Ich habe in jener Stadt versucht, es allen Kreisen zur Zeit und zur Unzeit lockend und einladend, freudig und ernst, ja drängend und drohend anzubieten, im kirchlichen und un- kirchlichen Raum, in regelmäßigen Waldgottesdiensten und mit Umzug durch Straße und Markt, gesprochen, gesungen, geschrieben von mir selbst und von Gesinnungsgenossen,

d.h. befreundeten Evangelisten. Es ist wohl nur wenigen in unserer Stadt unbekannt geblieben, wer Jesus ist und sein will. Man machte es mir sogar in kirchlichen Kreisen zum Vorwurf, daß ich Gottvater absetze und den Sohn an Seine Stelle setze.

Damals konnte ich nicht begreifen, was ich heute so gut verstehen kann, daß ich mit meinem Ungestüm auf dem neuen Arbeitsplatz wie der Hecht im Karpfenteiche wirken mußte. Es war bisher alles seinen alten Gang gegangen. Neuerungen wurden in dieser festgefügt, vom Hofe aus bestimmten Stadt schon aus konservativen Gründen von vornherein abgelehnt. Wenn mich deswegen der eine Teil der Kirchlichen verurteilte um meiner vielen Besuche willen und mich auf den Sonntagsgottesdienst hinwies, so wehrte sich auf der anderen Seite die große kirchliche Hörerschaft, die mir Gott in dem ersten Jahre schenkte, gegen Art und Inhalt meiner Wortverkündigung. Ließ mir doch einer der bedeutendsten Männer der Stadt nach einer Predigt, die ich über Sünde und Gnade und über die einzige Rettung durch den Sünderheiland gehalten hatte, sagen: „So, wie Sie bis jetzt gepredigt haben, durften Sie in Berlin predigen. Wollen Sie fernerhin die Bildung unserer Stadt unter Ihrer Kanzel sehen, so lassen Sie das Thema von den Sündern fallen; denn wir sind hier in der Residenz keine Sünder!“

Welch eine Gefahr für den „Jehu“, der so gern die ganze Stadt mit in seinen Eroberungszug hineingerissen hätte! Aber Gottes Güte hielt mich und ließ mich bei der Predigt von Sünde und Gnade bleiben, ließ mich aber auch am ersten Osterfeste nach einjähriger, fleißiger Arbeit erleben, daß ich meine Kirche leergepredigt hatte!! Welch eine Not und welcher Schmerz, am Ostertage statt 600 im Vorjahre nur 60 Menschlein unter der Kanzel zu zählen! Gottes Arbeit an seinem Arbeiter!

Es hatte also nur ein Jahr gedauert, und ich hatte eine leere Kirche. Die Frommen hatte ich mit meiner Buß- und Gnadenpredigt aus der Kirche hinausgepredigt. Der Widerstand aber hatte auch mir einen inneren Schaden gebracht, hatte mich hart gemacht, hatte mir die suchende, rettende Liebe genommen. Wer läßt sich schon eine Bußpredigt ohne Liebe gefallen?

Meine besten Freunde klagten, daß auch sie nicht mehr unter meinem Wort auf ihre Kosten kämen. Meine Wortverkündigung hatte unter dem offenkundigen Gegensatz zu meiner Arbeit, unter dem Ingrim gegen die Ablehnung meiner Botschaft eine Schärfe angenommen, daß ich mir in stillen Stunden der Einkehr nicht mehr verhehlen konnte: Ich war mit meinem Rettungsboot im seichten Wasser festgefahren! Wer konnte mir helfen, da Boot des Evangeliums wieder flott zu machen? –

Da war es wiederum mein väterlicher Freund Samuel Keller, der mir diesen Dienst leisten sollte.

Er ließ sich als Evangelist in unsere Stadt berufen. Sein überragender Name zerstreute alle Bedenken in der sonst solche Arbeit ablehnenden Kirchenleitung. Selbst der Hof war da und deshalb auch die sonstige Bildung der Stadt. Geistsprühend öffnete mein lieber Freund alle Schleusen seiner dramatischen Schilderkunst und zog alt und jung in den Bann seiner originellen Persönlichkeit. Er unterließ nichts an psychologischer Kunst und Klugheit auf diesem eigenartigen, seiner Kraftnatur aufs äußerste reizenden, schwierigen Arbeitsfelde.

Unvergesslich ist mir das kurze Gespräch geblieben, das ich mit ihm nach dem ersten Vortrag in unserer kleinen Sakristei hatte. Wie gesagt, er hatte geistsprühend geredet. Er hatte in diesem ersten Vortrag nichts als die innere Verbindung mit dieser geistig hochstehenden, geistlich aber gänzlich verarmten Hörschaft gesucht. Er hatte das Göttliche noch ganz zurückgehalten und das rein Menschliche in den Vordergrund gestellt. Er hatte von seinen Kämpfen mit widerspenstigen Pferden im Kaukasus und am Schwarzen Meer hinreißend



Samuel Keller

erzählt und ohne Frage damit die vornehme Männerwelt des Hofes gewonnen. Ob er es mir ansah, daß ich etwas enttäuscht oder wenigstens höchst verwundert über den Vortrag war? Da brach er das Schweigen und fragte: „Nun, damit waren Sie wohl nicht ganz einverstanden?“

Ich konnte meine Empfindung nicht verbergen, worauf er lachend sagte: „Halten Sie das einem alten Praktikus zugute. Dies war nichts als ... Speck anröchern!“

Diese originelle Kellersche Wendung verdient wohl, der Nachwelt überliefert zu werden. War sie doch der gleiche Versuch, den Paulus in Athen anwandte, um die Verbindung mit seiner Hörschaft zu erreichen. Aber ich muß auch wahrheitsgetreu berichten, daß der Versuch an Satans List und der aalglatten Haut der vornehmen Herrschaft genauso

scheiterte wie damals in Athen. Apostelgeschichte 17,34 heißt es: „Etliche Männer aber hingen ihm an und wurden gläubig“, ein hochgestellter Mann und eine bekannte Frau und einige andere Ungenannte. Sie ließen sich den originellen Mann gefallen, hatten auch für ihn anerkennende Worte. Als aber der Evangelist die Botschaft seines Königs ohne Umschweif ausrichtete, da gingen sie auseinander, sagten und dachten wie der vornehme Festus, Apostelgeschichte 24,25: „Wenn wir gelegene Zeit haben, wollen wir dich herrufen lassen.“

Einen interessanten Mann läßt man sich schon einmal gefallen. Will aber dieser interessante Redner seinen Herrn der vornehmen Welt aufreden, dann wird die Sache höchst uninteressant und peinlich. Da sagt der vornehme Beamte zu seiner um Verständnis bittenden Tochter: „Laß mich bitte mit diesen Dingen zufrieden. Du weißt, daß ich auch mein Christentum habe. Aber davon redet man nicht, wenn man gebildet und taktvoll ist!“ –

Das war etwa der Ausklang der Evangelisation. Heute aber darf ich glauben, daß Samuel Keller gar nicht für meine Gemeinde, sondern nur für mich und zu mir von Gott gesandt war. Das muß ich nun schon etwas eingehender schildern.

Nach dem bisher Ausgeführten sind meine Leser im Bilde, daß ich selbst mit meiner seelsorgerlichen Arbeit festgefahren war. Gewiß hatte Gott mir die Freundlichkeit erwiesen, daß ich einer kleinen Anzahl Wegweiser und Brückenbauer sein durfte, daß eine kleine Gemeinde sich fest um mich scharte; aber im großen und ganzen waren mir die Türen verschlossen. Warum bloß?

Gott hatte mir eine treue Lebensgefährtin an die Seite gestellt, die Tochter eines Vaters, von dessen Bedeutung für das Reich Gottes ich bereits erzählt habe. Wenn sie meine Predigten mit denen ihres Vaters verglich, so konnte sie nicht anders als das eine sagen: „Dein Wort fängt nicht! Es fehlt dir etwas, was Vater hatte.“ Aber sagen konnte sie mir nicht, was es war. So konnte ich es mir weder erdenken noch erarbeiten.

Da war es wieder meine väterlicher Freund Samuel Keller, den mir Gott als Lehrer und Deuter dieser Fehlstelle sandte. Als er seine Arbeit am Freitag geschlossen hatte, blieb er auf unsere Bitte noch bis zum Sonntag, um mich in der Predigt „abzuhören“. Das war bestimmt ein Opfer für einen Mann, der von 365 Tagen des Jahres 265 von seinem Hause fern sein mußte! Seine Kritik traf ins Schwarze. Ich höre sein Vernichtungsurteil noch heute mit der rollenden Donnerstimme, mit der er Unwidersprechliches zu sagen pflegte: „Ja, Ihre Frau hat völlig recht, Sie können nicht predigen! Sie sind hart und gesetzlich. Das vermag keinen Hund hinter dem Ofen herauszulocken. Das Evangelium ist süß, und Sie verstehen es nicht, es süß zu machen.“

Und nun wurde es ihm gegeben, mir zu zeigen, wie man das Evangelium süß macht. Und meine Leser werden verstehen, daß ich diesem Mann in Ewigkeit noch dankbar sein werde, daß er mich die Kunst lehrte, das Evangelium süß zu predigen.

Vielleicht ist unter meinen Lesern irgendein junger Amtsbruder, der nach dieser Kunst Verlangen hat, und der nun von mir erfahren möchte, worin die Kunst besteht, das Evangelium süß zu predigen. Und wenn kein Amtsbruder nach dieser Kunst Verlangen hätte, so bin ich davon um so mehr überzeugt, daß ungezählte Hörer unter der Kanzel nach dem süßen Evangelium Sehnsucht haben. Denen halte ich mich verpflichtet, ein Wort von dieser schweren Kunst zu sagen.

„Schwere Kunst“, schrieb ich, denn auf der Universität wird sie nicht gelehrt. Sie kann nicht gelehrt werden. Könnte sie gelehrt werden, so gäbe es wohl mehr Prediger, welche diese Kunst verstünden. Oder kannst du viele Pastoren nennen, die das Evangelium süß predigen können? Bitte, zähle einmal in deiner Bekanntschaft nach, wie viele du weißt, die diese Kunst verstehen!

Mit der Kunst meine ich natürlich nicht die Beredsamkeit. Unsere bekannten und berühmten Kanzelredner haben sie durchweg nicht. Die können nur „erbauen“, wie man so schön zu sagen pflegt, oder aber „so ergreifend reden“. Und wenn man sie gehört hat, diese berühmten Kanzelredner, dann führt man in der Großstadt hernach in ein gutes Restaurant, um nach dem geistigen Genuß nun auch den materiellen zu haben!

Sieh, jetzt wird es wohl jedem klar, was unter „süßem“ Evangelium nicht gemeint ist: ein geistiger Genuß! Wer das noch glaubt, der hat's gar nicht verstanden. Ein geistiger Genuß mag eine neue Erkenntnis bedeuten, eine Gefühlsaufwallung, eine Gemütsregung, „daß es uns kalt oder heiß über den Rücken läuft“! Aber mit Christentum und Evangelium hat das nichts zu tun, gar nichts. Denn diese eben genannten Dinge erleben zumeist nur Menschen mit schwachen Nerven oder leicht erregbaren Tränendrüsen, nicht aber oder nur in ganz seltenen Fällen die von Gott ergriffenen Menschen.

Das Evangelium süß predigen kann nur der, welche die ganze Bitterkeit der Sünde an sich selbst erlebt hat und seitdem weiß, daß Jesus die ganze Bitterkeit des Kreuzesleidens um seinetwillen ertragen mußte. Wer das Evangelium süß predigen will, muß sich seiner Sünde



und schuld vor Gott und Menschen bewußt geworden sein, muß sich der durchlebten Angst und Not, des Ausschlusses aus der Gemeinschaft des heiligen Gottes wie der Gemeinschaft heiliger Menschen erinnern können; muß sich dann aber auch des Einen erinnern können, der seine nackte und entblößte Seele fand, ihre Wunden verband, sie aus der Fremde und Verlassenheit zum Vaterhause trug, sie pflegte, bis sie ganz gesund wurde, sie tröstete, bis sie keinen Schmerz mehr spürte, sie liebte, bis sie nichts, aber auch gar nichts anderes mehr wußte und konnte als wieder lieben, als – wieder – lieben!

Und nachdem die von Ihm gefundene Seele Ihn gesehen hat, glaubt sie blind zu sein, blind für allen irdischen Tand, blind und taub zugleich für die leiblich-materiellen und geistig-seelischen Genüsse. Ihr Denken und Sinnen ist künftig geistlich ausgerichtet. Sie lebt im Glauben und nicht im Schauen. Und im Glauben dreht sie sich um IHN, der sie suchte und fand, wie ein Kinderherz um die Mutter, wie ein liebendes Frauenherz um den Geliebten.

Dem Pharisäer und Schriftgelehrten liegt nicht an einem süßen Evangelium. Er ist reich und satt und mit sich selbst zufrieden. Ihm ist es eine selbstverständliche Gewißheit, daß er bei Gott in Gnaden ist, und daß er „dermaleinst auf Gummirädern in den Himmel gefahren wird“. Er ist ja so gut und so fromm! Er braucht keinen Heiland. Denn die Gebote, die hat er alle gehalten von seiner Jugend an. Deshalb braucht er in seinen süßen Träumen um sich selbst auch kein süßes Evangelium.

Aber der Schächer – der braucht's! Aber der blutrote Sünder – er sehnt sich danach. Er bangt und seufzt, er sucht und läuft über Land und Meer, wo einer ist, der das „süße Evangelium“ hat, auch für ihn, den verachteten Sünder, der sich nicht wert erachtet, des großen heiligen Gottes Tagelöhner zu sein.

Und jetzt wird es klar und verständlich, was ein „süßes Evangelium“ ist: Es ist die glaubensgewisse Bezeugung eines wirklichen Erlebnisses, das aber nicht nur dem Boten des Evangeliums geschenkt wird, sondern jedem Hörer von Gott zugedacht ist. Der Bote des Evangeliums darf in Gottes Auftrag seinen Hörer sagen: Wie der Heiland mich suchte, so sucht er auch dich! Ihm bist du nicht zu gering, zu sündig und schlecht; nein, Er liebt dich wie mich! Denk nicht an deine Charakterfehler und Temperamentssünden, nein, denk vielmehr an Seine Liebe, mit der Er Sein verlorenes Schäflein sucht. Denk an das, was Er für dich tat, daß Er dich den Händen des Verfolgers und Anklägers entriß, daß Er den Schuldschein des Widersachers mit Seinem teuren Blute, mit Seinem unschuldigen Leiden und Sterben beglich. Und jetzt lebt Er für dich, und du darfst für Ihn leben. Und nichts Schöneres gibt's auf der Welt, als für Ihn zu leben, und nichts Beglückenderes, als Sein Eigentum zu sein und in Seinem Reiche unter Ihm zu leben und Ihm zu dienen.

Das ist die beglückende Kunst, das Evangelium süß zu predigen! So hat es mich Samuel Keller gelehrt!

Gleichwohl wenn auf der einen Seite die Arbeit ins Stocken geriet, so taten sich auf der anderen Seite neue Türen auf. Wir boten Gotteswort an „zur Zeit und zur Unzeit“. Den ganzen Sommer hindurch zogen wir große Teile der Stadt unter den Schall des göttlichen Wortes durch unsere schönen Waldgottesdienste, die durch unseren Posaunenchor, den vom mir selbst geleiteten großen gemischten Chor, einen dreistimmigen Kinderchor, das Doppelquartett und einzelne herrliche Solisten eine ungeheure Anziehungskraft auf die Bewohner unserer stillen Stadt ausübten. Erst heute kann ich es recht verstehen, wie es die feine Hofstadt erregen mußte, wenn wir mit großen Erwachsenen- und Kinderscharen in

Lampionzügen, Jesuslieder singend, durch die Stadt zogen; wenn wir, von unseren Waldfesten heimkehrend, uns unter dem Kirchenkreuz der Marktkirche zur Schlußandacht sammelten; wenn wir schließlich, selbst einstmaligen Hofdamen mit in der singenden Schar, durch die staunende Stadt zogen! Wahrhaftig! Hätten die unbiblischen Neustrelitzer das biblische schwedische geflügelte Wort gekannt, sie hätten es bestimmt gebraucht: „Da stürmt er einher, unsinnig wie Jehu!“



Soll eine Gemeinde gesund bleiben, so muß sie mit in die Arbeit und ins Gebet gezogen werden. Das geschah zur Winterszeit durch unsere Diskussionsabende, die wir in den kleineren Sälen unserer Stadt mit den Kommunisten veranstalteten. Hierbei war die ganze Bibelstundengemeinde aufs innigste beteiligt, nachdem sie gleich am Anfang erleben konnte, wie heiß die Leidenschaften bei solchen Diskussionsstreitigkeiten gegeneinanderschlagen, und welche Bedeutung es hatte, daß ihr Wortführer gegen das unheilige Wesen jener unheiligen Leute in einer heiligen Sammlung blieb, die alle Ausfälle und Verunglimpfungen mit Liebe und Übersehen entgegennahm und dadurch den eigenen Gesinnungsgenossen einen Weg zu kampfesfreudigem Einsatz und mutigem Zeugnis für unseren Heiland schuf. – An einem solchen

Abend entsinne ich mich noch einer schmerzlichen Begebenheit, die meine kirchliche Vereinsamung im Mecklenburger Lande grell beleuchtete. Es trat gegen mich ein aus einer anderen Stadt verschriebener anerkannter, kommunistischer Redner auf mit dem von mir stammenden Buche „Gibt es einen Teufel?“ in seiner Hand. Der Redner fragte vor der ganzen gespannten Versammlung, ob ich der Schreiber dieses Buches sei. Als ich das bejahte, entgegnete er, es sei ihm wichtig, daß ich mich hierzu bekenne; denn der Pastor seiner Stadt habe gesagt, der Mann, der das geschrieben habe, sei verrückt! Und ein anderer Pfarrer der mecklenburgischen Landeskirche habe sich über das Buch so geäußert: Es sei eine Schande für die mecklenburgische Landeskirche, daß ein Mecklenburger Pfarrer dies Buch geschrieben habe. Es ist fast schmerzlich, sagen zu müssen, daß durch unsere Diskussionsabende mancher Kommunistenführer in unsere Gemeindegruppe eingereicht werden konnte, während die Kirchlichen in feindlicher Abwehr verharrten.

b) Mißgriffe

Neben dieser angespannten eigenen Arbeit halfen uns in diesen ersten Jahren auch gute Freunde, das Netz des Evangeliums zu ziehen: Pastor Thieme, Pastor Schnepel, mehrmals Pastor Samuel Keller und der Evangelist Reckelkamm von der Wichern-Vereinigung. Und jedesmal mehrte sich unsere Schar. Am gesegnetsten war der Fischzug unter der Leitung von Pastor Schnepel. Da wuchs meine Bibelstunde von etwa 75 auf 120 Leute. Die Evangelisation wühlte die Stadt so auf, daß ich volle zwei Jahre zu tun hatte, um den inneren Segen für meine Arbeit zu erfassen und die Gewonnenen in unseren neuen Arbeitskreis einzuordnen.



**Erich Schnepel
(1893–1986)**

Aber durch die vergrößerte Arbeit wuchs auch die Gegnerschaft, und zwar ließ mir Gott sonderliche Kämpfe erwachsen aus zwei begonnenen Arbeiten, die ich mit eigener Kraft, aus eigener kluger Überlegung und nicht in Gottes Auftrage begann. Die erste Arbeit, zu der ich

mich durch menschliche Klugheit verleiten ließ, war eine „adlige“ Bibelstunde im Hause einer lieben, vornehmen Mitarbeiterin. Je länger, desto mehr hatte nämlich meine Arbeit das Gesicht des kleinen Bürgers und des Arbeiters bekommen, während sich der Hof und der Adel bis auf wenige treue Glieder aus unseren Arbeitsgruppen ausschloß. Um letzterem eine Brücke zur Kirche und Bibelstunde zu schaffen, glaubte ich, sei die Bibelstunde im Hause der früheren Hofdame eine gottgeschenkte Möglichkeit. Und wer will's leugnen! Wir haben bei großem Besuch – es fanden sich zumeist um 30 Leute ein – freudige, heilige Kampfesstunden mit scharfen Diskussionen und geistgeschliffenen Reden jener hochgebildeten Menschen gehabt. Als ich aber nach Jahr und Tag feststellen mußte, daß ich bei dieser großen mir aufgelasteten Arbeit nicht eine Menschenseele für Jesus, ja, kaum irgend jemand für den kirchlichen Gottesdienst und die Bibelstunde hatte gewinnen können; daß man sich wohl interessante Diskussionsabende gefallen, aber zu keiner inneren Folgerung bewegen ließ, da wurde mir klar, daß ich zu dieser Arbeit die göttliche Beglaubigung nie und nimmer bekommen würde, und ließ deshalb diesen schönen Arbeitszweig kurzerhand in Schmerz und Trauer und auch ein wenig Zorn fallen.

Noch auffallender und schneller war meine Niederlage auf einem anderen Arbeitsgebiet. Ich mußte es als einen Mangel erkennen, daß ich bisher gar nichts für die Mission getan hatte. Und da ich ja nun ein geschworener Mann der Inneren Mission war, glaubte ich, es sei Gottes Wille, daß ich diese Lücke durch einen Verein ausfüllen sollte. Nun gab es schon einen kleinen Missions-Verein, der aber lediglich für die Äußere Mission arbeitete, aber durchaus nicht das war, was mir in meinem stürmischen Sinn vor Augen stand. Als ich eine Zeitlang die Sache durchgebetet hatte und keinen Widerstand merkte, schickte ich, wie es in unserer Stadt üblich war, eine geeignete Kraft in alle Häuser, von denen ich ein Verständnis für diese Aufgabe zu erhoffen das Recht hatte, erhielt aber statt der erhofften 100 Unterschriften – sage und schreibe – 5 klägliche Namen!

Durfte ich mir das bieten lassen!?! – Jetzt nahm ich die Sammlung selbst in die Hand, zog in eigener Kraft und Beredsamkeit von Haus zu Haus und hatte in wenig Wochen etwa 160 Namen der vornehmsten Familien unserer Stadt für meinen Missionsverein gewonnen. Gegen den Rat meiner Frau schuf ich mir einen sehr feudalen Vorstand und hoffte nun, die letzte Lücke auf meinem Arbeitsfeld gefüllt zu haben. Die ersten Versammlungen waren großartig. Die größten „Kanonen“ ließ ich als Redner auffahren; Vereinsversammlungen von 130 vornehmen Damen waren der Durchschnitt. Alles staunte und wunderte! Aber jetzt traten auch Schlag auf Schlag gegnerische Maßnahmen von innen und außen in die Erscheinung.

Das vergibt uns der alt-böse Feind, wenn wir „kleine Leute“ versammeln, die keinen Einfluß in der Residenzstadt haben, aber wenn wir die einflußreichen Leute, die kirchlichen und staatlichen Würdenträger unters klare Bibelwort bringen oder – wie ich es getan hatte – „zwingen“, dann müssen die Minen fliegen, und die Front muß zerbrochen werden!

So geschah es auch hier. Ich darf die heißen Gefechte und meine schmerzlichen Niederlagen nicht weiter schildern. Aber das darf ich sagen: Wenn auch nicht das äußere Blut floß – das Herz hat tiefe Schrammen und Wunden erlitten; und ich selbst habe tiefe Demütigungen entgegennehmen müssen, weil ich etwas getan hatte aus eigener Kraft und Vernunft und ohne Deckung durch den Schild meines Königs und Heilands. Ich kann abschließend nur das berichten: Durch diesen vornehmen Verein hatte ich mir ganz besonders den Zorn der kirchlichen Führerschaft zugezogen, einer Gegnerschaft, die mich bestimmt zu Fall ge-

bracht hätte, wenn Gottes Güte mich nicht gehalten hätte. Gott schliff mich durch die Schleifsteine meiner Vorgesetzten und Amtsgenossen, wovon nun die Rede sein soll.

c) Gewitterwolken

Weswegen mußten uns von allen Seiten Gegner erstehen? Um deswillen, weil unsere Gemeinde durch ihre Geschlossenheit ein wirklicher Faktor im kirchlichen Leben wurde! All denen, die sich durch klare Bekehrung zu unserem Kreis rechneten, gehörte es zu einer Selbstverständlichkeit, daß sie aus Dankbarkeit dem Herrn Jesus den Zehnten gaben. Dadurch wurde es uns möglich, für unsere weibliche Jugend eine Jugendleiterin anzustellen und einen Sekretär für unsere jungen Männer. Dadurch erwuchs uns eine große, gesegnete Jugendarbeit. Bei dieser inneren Geschlossenheit konnten wir auch sonst manche soziale Arbeit tun. Es war uns in den Kriegs- und Inflationsjahren eine Selbstverständlichkeit, daß wir durch eingerichtete Freitische viele unserer jungen Glieder durch treues Zusammenstehen über Wasser hielten. Ja, wir hatten soviel Geld, daß wir unseren Posaunenchor mit wertvollen Instrumenten vervollständigen konnten und keine geldlichen Gaben von den kirchlichen Behörden anzunehmen brauchten. So wurden wir unangenehm in unserer Selbständigkeit.



Hugo 1919

Da mir jetzt aber die Arbeit über den Kopf zu wachsen drohte, veranlaßte mich ein durchreisender Evangelist, einen Jugendleiter einzustellen, der um seine Existenz kämpfte und zurzeit ohne Auftrag sei. Ich ging darauf ein, ihn für 4 Wochen ... probeweise zu berufen.

Schon der erste Eindruck von ihm war niederschmetternd: Wohl schon ein 35jähriger, unfroher, kritischer Mann, der für die ihm gestatteten 4 Wochen mit sieben riesigen Bücherkisten in Neustrelitz eintraf! Es war ja die Zeit nach dem verlorenen Krieg. Wir konnten ihm nur ein Zimmer anbieten und teilten uns mit den anderen besser Gestellten Freitisch und Beköstigung. Bei der älteren Jugend hatte er sich bald durch seine unberechtigten Ohrfeigen und Tätlichkeiten unmöglich gemacht. So übergab ich ihm nur die blühende Jungensgruppe, doch dort dieselbe Ohr-

feigen-Erziehung ohne jegliche innere Autorität, ja, auch Gemunkel der Eltern über unerlaubte Zärtlichkeiten zu den Söhnen. Da kündigte ich ihn nach Ablauf der verabredeten 4 Wochen.

Seine Antwort war Beschwerde bei der kirchlichen Behörde. Unangenehme Auseinandersetzungen! Im Gegensatz zu uns wurde ihm kirchliche Jugend übergeben. Aber binnen kurzem war auch dort sein Ruf zu Ende. Geld für ihn hatte die Kirche nicht. So verschwand er bald in der Großstadt. Ein schmerzlicher Mißgriff aus falscher Gutmütigkeit!

Unangenehm wurde unsere Gemeinde auch dadurch, daß bei uns biblisches Leben gelebt und das kirchliche Leben in den Schatten gestellt wurde. War es bis dahin möglich gewesen, daß die Pastoren gepredigt hatten, was in ihren alten Studienbüchern stand, so fühlten sich jetzt Gemeindeglieder ohne mein Wissen gedrungen, bei unbiblischer Lehre mit der Bibel in der Hand die Pastoren um Aufklärung zu bitten.

Auch dem Hofe wurden wir unangenehm. Immer wieder liefen Klagen beim Konstistorium ein, daß ich entweder im Gottesdienst an einer falschen Stelle gebetet hätte, daß ich im Apostolischen Glaubensbekenntnis eine falsche Atempause machte, nämlich hinter „gelitten“ (und nicht hinter „gelitten unter Pontius Pilatus“), daß ich beim Abgang von der Kanzel einmal den fürstlichen Herrschaften den Rücken zugekehrt hatte (Vergleiche Seite 125). Ja, ein Gebet wurde mir nach Jahr und Tag noch aus den Hofkreisen als eine meiner größten Taktlosigkeiten vorgehalten, daß ich in der Fürbitte „in einem Atemzuge für den regierenden Großherzog und den Reichskanzler Bethmann-Hollweg gebetet“ hätte. So etwas täte doch ein taktvoller Mensch einfach nicht. Die Ungunst des Hofes hatte ich auch sonst zu spüren. Unter eingehender Begründung wurde eines Tages mit dem Hofmarschall meine Berufung in ein Kuratorium verabredet, in dem meine Anwesenheit um der Arbeit willen einfach notwendig war. Und am nächsten Tag wurde an meiner Statt mein geschworener Gegner in dieses wichtige Kuratorium eingesetzt, der mir nun kraft seiner Vollmachten in meiner Arbeit jahrelang Schwierigkeiten machen konnte.

Auch den Schulleitern wurden wir unangenehm. Es standen ja zumeist sehr unbedeutende Dinge in Frage; aber in dieser allgemein gegensätzlichen Stimmung wurden die kleinsten Dinge zu ungeheuren Begebenheiten aufgebauscht. Ich erinnere mich noch an einen Fall, daß die Angelegenheit nicht vom Konstistorium, sondern vom Staatsminister beurteilt und erledigt werden mußte!! Und obwohl mir derselbe in allen Stücken recht gab, – mein Gegner blieb bei seinen Übergriffen, und keiner war da, der ihn zu hindern vermocht hätte. Also Druck und Gegensatz auf allen Seiten. Ja, auch die landeskirchliche Gemeinschaft rückte sehr schmerzlich von uns ab. Sie hatte vor kurzem einen neuen Leiter bekommen jüdischen Volkstums mit einem für Jesus brennenden Herzen. Da erklärte ich in meiner Bibelstunde, daß wir innerlich genötigt seien, dem Bruder in diesen ersten schweren Aufbauwochen durch Teilnahme an seinen Versammlungen zu helfen und mit Gebet und Arbeit hinter ihn zu treten, wie auch ich es schon in brüderlicher Weise getan hätte.

Einige Wochen später besuchte ich ihn wieder und fand an der Wand in seinem Vorzimmer ein Gruppenbild mit der Unterschrift etwa: Vorstand der landeskirchlichen Gemeinschaft. Und wer war dieser Vorstand? Es waren alle meine Getreuen, die ich ihm zu Hilfe in seiner Aufbauarbeit zugeschickt hatte! Das betrübte und erzürnte mich doch aufs tiefste. Ich besprach mich mit keinem Menschen, sondern rang um Klarheit nur mit Gott, Tag und Nacht!

Dann berichtete ich in der nächsten Donnerstag-Bibelstunde, was ich auf dem Bilde gesehen und mit dem neuen Gemeinschafts-Leiter besprochen hätte, daß er mir auf meine erstaunte Frage nach dem Vorstandsbilde gesagt hätte: Eine kirchliche Gemeinschaft gäbe es in ganz Deutschland nicht; deshalb habe er sich für berechtigt gehalten, alle diese bibelgläubigen Glieder in seinen Vorstand zu berufen. Dazu erklärte ihnen klar und öffentlich:

„Wer dort im Vorstand des Bruders bleiben will, kann es tun; aber dann kann er nicht mehr Glied meiner Bibelstunde-Gemeinschaft sein. Denn Ihr wißt alle, daß unsere Donnerstag-Bibelstunde für Jesus Eure ganze Liebe, Dienstbereitschaft, freie Zeit und Zehnten für unsere allen bekannten Aufgaben nötig hat. Wer aber dort bleiben will, sei aus unserer Gemeinschaft entlassen, denn in zwei Familien kann man nicht ... heimisch und zu Hause sein!

Diese Ansprache wirkte wie ein reinigendes Gewitter! Meine altbewährte Bibelstundenglieder sahen die Unmöglichkeit ein, in einer so kleinen Stadt in zwei Arbeitskreisen sich zu zerreiben und zu verzetteln. Mit Dank gegen Gott darf ich berichten, daß auch nicht ein Glied unserer Bibelstunde untreu geworden ist! –

Der erstaunte Bruder hat mich dann leider in den Mecklenburger Gemeinschaftskreisen in ein übles Gerücht gebracht: Ich hätte meine Leute auf meine Person und nicht auf Christus hin zur Wiedergeburt berufen! Diese üble Entstellung hat uns leider die Entfremdung der ganzen Mecklenburger Allianzgemeinde zugezogen.

Noch unangenehmer wurde es für mich, daß jetzt die kirchlichen Behörden Kampfstellung gegen mich einnahmen. Die Klagen, die über mich ständig einliefen, waren durchweg rein religiös-seelsorgerlicher Art. Es waren wirklich nur kleine Dinge, die beanstandet wurden. Aber bei nur 70 Pfarrstellen hat eben ein Konsistorium nicht allzuviel zu tun. So wurden diese aus verstecktem Haß geborenen Anklagen sämtlich aufgenommen, bis ins einzelne untersucht und, weil für seelsorgerliche Angelegenheiten kein Verständnis da war, mein pfarramtliches Handeln durchweg verurteilt! So hatte sich in jahrelanger kleiner Wühlarbeit an dem Himmel unseres in Jesus fröhlichen Gemeindelebens eine finstere Gewitterwolke zusammengezogen. Und wenn erst eine Spannung da ist, kommt auch der Blitz. Ja, das Gewitter kam!!

III. Kapitel: Erweckung einer Kleinstadt

Wenn wir in die Geschichte der Erweckungen hineinsehen, so haben sie fast alle schwere Kämpfe zur Voraussetzung, Kämpfe in der unsichtbaren Welt mit dämonischen Geistern, die in der Luft herrschen, Kämpfe mit Menschen, die sich zu Bannerträgern des alten Glaubens, der Tradition und des kirchlichen Herkommens berufen fühlen.

Derartige Kämpfe werden in einer Kleinstadt ohne Frage viel schärfere Formen annehmen als in der Großstadt, wo ja jeder mehr oder weniger nach seiner Fassung selig werden kann. Die Kleinstadt aber ist die Hüterin der Tradition, wird also neues werdendes biblisches Leben zumeist von dem alten kirchlichen Herkommen aus bekämpfen. In der Kleinstadt werden derartige Kämpfe um ein gut Theil persönlicher und deswegen schmerzlicher ausgetragen werden, weil hier ja eben allgemein anerkannte Persönlichkeiten die Führung auf allen Lebensgebieten haben.

Das war auch in der Erweckung unserer Kleinstadt Neustrelitz der Fall. Die Kämpfe konzentrierten sich um ganz bestimmte Personen. In meinem Bericht werde ich mich nur an die letzte Entwicklungsstufe unseres schweren, schmerzlichen Kampfes halten, und zwar unter dem Gesichtspunkt, daß diese Kämpfe für das Reich Gottes zugleich auch Kämpfe um die Reinigung und Heiligung der tragenden Persönlichkeiten bedeuten.

Wie ging doch die letzte Kampfphase an? Ich wurde eines Tages zum Leiter des Konsistoriums gerufen, um Antwort auf Gerüchte zu geben, durch die besonders die Konfirmanden-Eltern beunruhigt wären. Die erste Frage lautete, ob es eine Tatsache sei, daß ich auf meinem Nachttisch jeden Abend eine Tasse Tee setzen ließe, um den wiederkehrenden Heiland damit zu empfangen. Ich konnte diese Frage nur unter einem herzlichen Lachen entgegennehmen und beantworten. Der Hintergrund, aus dem das törichte Gerücht entstanden war, war mir sofort klar. Ich hatte mein Buch „Die Wiederkunft Christi“ geschrieben und in mancher Predigt und manchem Vortrag diesen Gedanken von den letzten Dingen vorgebracht; biblische Lehrstücke, die in unserem Mecklenburg ganz und gar unbekannt waren und auf die Fernstehenden selbstverständlich den Eindruck unnüchterner Schwärmerei machen konnten. Es wurde sogar von kirchlicher Seite eine Gegenaktion unternommen, um diese revolutionierenden Gottesgedanken abzuschwächen. –

Sodann wurde ich aufgefordert, mich darüber zu äußern, was Wahres an folgendem Gerücht sei: Ich sollte beim Religionsunterricht in der Oberprima gesagt haben, ich sei in Stockholm in der Elektrischen ... mit dem Teufel gefahren, und der Teufel habe einen Gehrock an und einen Zylinder aufgehabt! Das war nämlich das andere Lehrstück, das meine Amts- und Stadtgenossen aufs ärgerlichste berührt hatte, daß ich mein Buch „Gibt es einen Teufel?“ geschrieben hatte. Damals war man nämlich so fern, an das Vorhandensein eines Teufels zu glauben, daß dieser Gedanke weit über die Grenzen der Stadt, wie ich schon erzählte, empörten Gegensatz gefunden hatte. Die Entstehung dieses Gerüchtes konnte ich mir lebhaft vorstellen, da ich gesagt hatte: „So dumm sei der Teufel wahrhaftig nicht, daß er heute mit Bockshörnern und Pferdefüßen auftreten würde, sondern – wenn schon – mit Gehrock und Zylinder!“

Ich ahnte in meiner harmlosen Art gar nicht, welch schwerwiegende Folgerungen aus diesen Gerüchten für mich erwachsen sollten. Kurz nachher aber hörte ich, wie ein mir sehr feindlicher höfischer Rechtsanwalt eine Liste unter den Konfirmanden der Höheren Schule hatte herumgehen und Unterschriften derer sammeln lassen, die ihre Kinder aus meinem Konfirmandenunterricht herausnehmen wollten. Sämtliche Elternpaare hatten unterschrieben! Selbstverständlich eilte ich nun zu meinen Amtsbrüdern mit der Bitte, im kollegialen Handeln doch keins der Kinder bei sich aufzunehmen. Doch mit tiefem Schmerz muß es berichtet werden: 8 Tage später waren die Kinder unter den Amtsbrüdern verteilt worden! –

O, wie hat der gütige Herr und Heiland in diesen Kämpfen an den Ecken und Fehlern meines Charakters und Temperaments gefeilt! Was wollte Er mit diesen Verunglimpfungen, die bis zur Existenzfrage sich auswuchsen, erwirken und erreichen? Nichts anderes als mich reif zu machen für das große Geschenk einer Erweckung, die Er mir in Seiner Güte auf mein jahrelanges Bitten und Arbeiten zudedacht hatte! Er wollte mich losmachen von allen Menschen, auf die ich meine Hoffnung setzte. Ja, Er mußte mich losmachen auch vom Stolz über meine prächtige Gemeinde, die Er mit mir in solche Anfechtung geführt hatte. Denn auch meine blühende Gemeinde hatte fehlsame Glieder: Da hatte ein lieber Schuster einer mir nahestehenden adligen Dame schiefe Hacken eingesetzt. Ich bat die Klagende, mir zu erlauben, mit dem Bruder die Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Das verweigerte sie mir aber auf alle meine Bitten. So blieb mir nichts anderes übrig, als es durch die Predigt dem aufdeckenden Heiligen Geiste anzuvertrauen. Ich bildete mir also über den großen Satz: „Eine heilige christliche Kirche“ eine Gliederreihe, in der ich etwa so ausführte: Der Sattler, der schlechtes Sattelzeug macht, der Schneider, der die Kleidernähte zu kurz faßt, der Schuster, der schiefe Hacken liefert, der Obsthändler, der zwischen frisches Obst faules mischt, der Kaufmann, der beim Wiegen der Ware der zu leichten Schale den berüchtigten Stoß gibt – der ist für die Gemeinde Jesu ... ein Skandalon!“ – – –

Kurz darauf wurde ich zum Bischof gerufen. Mein Schuster hatte sich über mich beklagt, daß ich den ganzen Schuhmacherstand beleidigt hätte, da ich sie „Schuster“ gescholten hätte, da sie doch ... Schuhmacher wären; und daß ich ihm Vorwürfe gemacht hätte, daß er schiefe Hacken lieferte. Auf den ersten Vorwurf antwortete ich, daß es mir völlig neu sei, das „Schuster“ weniger gut als „Schuhmacher“ und Schneider weniger gut als Kleidermacher sei. Auf den zweiten Vorwurf: Mir sei verwehrt worden von der Dame, mit dem Gliede meiner Gemeinde persönlich zu sprechen. Da hätte ich den Fall dem Geiste Gottes in der Predigt anvertraut! –

Von dem Donnerwetter, das nun über mich herüberbrauste, blieben mir nur die zwei Gegensätze in der Erinnerung: „Sie, junger Mann (ich war doch schon 47 Jahre!) und ... der

ehrwürdige Schustergreis!“ Das Konsistorium benutzte diese kleinlichen Anklagen zu dem Versuche, mich mit meinen zwei anstößigen Lehrsätzen aus der Hof- und Residenzstadt zu entfernen, bot mir dafür eine entlegene Pfarrstelle in der äußersten Ecke Mecklenburgs an, die ich aber bestimmt ablehnte, wenn man mir nicht Entgleisung wider die Bibel und Bekenntnis nachweisen könne. Da das nicht möglich war, blieb ich in Neustrelitz.

Ja, das gehört zu dem Allerschmerzlichsten, was ich aus dieser Vorbereitungszeit für die Erweckung zu berichten habe. Unter diesen wilden Gerüchten, die nun seit Jahr und Tag über mich durch die Stadt flogen, wurden auch meine treuesten Anhänger und Freunde irre an meinem Verhalten. Ist die Fama einer sonstigen Stadt schon ein übles, klatschhaftes Weib, so ist die Fama einer Hofstadt geradezu genial zu nennen! Mit ganz wenigen Ausnahmen ließ sich einer wie der andere von der dämonischen Fama berücken. Hier blieb ein Platz in der Bibelstunde leer und dort einer. Wochenlange Kämpfe mit jedem einzelnen wurden mir auferlegt, bis ich sie wieder alle an meiner Seite hatte. Um jedes einzelne meiner Seelsorgekinder mußte ich ringen, bis es restlos meinem Herrn und mir wiedergeschenkt war. Aber schließlich darf ich im Rückblick auf diese ganze Kampfzeit sagen, daß mir nur jener eine verloren gegangen ist von denen, die mir der Herr in jahrelanger, mühevoller Arbeit für Sein Reich geschenkt hat! –

Der Höhepunkt dieser eben geschilderten Kämpfe lag im Frühjahr 1924. In den Sommerferien, die ich in Schweden verbrachte, kam als Folge dieser nervenfressenden Streitigkeiten eine schwere Krankheit zum Ausbruch, die mich an den Rand des Grabes brachte. Ein Magengeschwür am Zwölffingerdarm hatte eine Acidosevergiftung³² im Gefolge, der ich in 2 Tagen bestimmt erlegen wäre, wenn die Krankheit nicht noch im letzten Augenblick in diesem lebensbedrohenden Zustande erkannt worden wäre. Ich höre noch wie heute das Gespräch meiner kleinen weinenden Töchter, wie die eine zur anderen in ihrer Kindersprache sagte: „Sie bringen Vater ins Krankenhaus, daß er in Stockholm stirbt.“ Beim Abschied von den Lieben lag auch die andere Not schwer auf uns, wie wir bei dem damaligen Billionen-Tiefstand der deutschen Mark je unsere Schuld an das Krankenhaus abbezahlen könnten. Da rief unsere Schwiegermutter uns nach: „Denkt nur an Hugos Gesundheit! Die Geldfrage wird Gott ordnen.“ Und wie ordnete Er sie? Im Krankenhaus wurde ein fast mysteriöses Stipendium gefunden: „Für einen Deutschen, der aus Lebensgefahr zu retten ist.“ Das wurde auf mich bezogen, sodaß ich aller Schuld ledig gesprochen wurde! Gibt's noch Wunder Gottes?

Nein, ich sollte noch nicht sterben, ich sollte reif werden für die Entgegennahme einer herrlichen Erweckung! In der achtwöchigen Genesungszeit sollte ich lernen, eine Fehlstelle meiner seelsorgerlichen Arbeit zu entdecken.

Bis dahin lag der Hauptakzent meiner pfarramtlichen Tätigkeit auf dem Worte „arbeite“! Jetzt aber, da ich wochenlang buchstäblich still liegen mußte, wurde der Akzent auf das Wort ... „bete“ verlegt. Was konnte ich jetzt, mehr als 1000 km von meiner Gemeinde entfernt, für ihre Erweckung tun? Nur dies eine: Fürbitte! Ich habe diese schönen Wochen in meiner Gemeinde Besuche gemacht, zwar nicht mit dem Körper, sondern mit dem Geist. Haus für Haus in die mir ja alle bekannten Familien eintretend, habe ich jeden Morgen zwei Stunden und am Nachmittag wiederum 2 Stunden lang die Seelen meiner mir anvertrauten Gemeinde vor Gott getragen und zwar mit einem ganz überraschenden Erfolg. Als ich nach vierteljähriger Abwesenheit gesund zurückkehrte, fand ich eine völlig veränderte Gemeinde vor,

³² Acidose – Störung des Säure-Basen-Haushalts im Körper

eine gereinigte Atmosphäre, aufnahmefähige Herzen; alle böse Kritik und Streitwille war wie fortgeblasen! Der heiße Widerstand, der vorher gegen mich ganz bedrohliche Formen angenommen hatte – man hatte mir in den dunklen Straßen auf den Rückwegen wiederholt aufgelauert, um mich niederzuschlagen; ein anderes Mal konnte ich mich bei einem Besuch vor dem im leidenschaftlichen Haß ergriffenen Brotmesser nur durch augenblickliches Räumen des Zimmers retten – war wie fortgeblasen. Die Herzen standen in ganz seltener Weise offen, und es war ein Drängen zur Bibelstunde, wie ich es bisher noch nicht erlebt hatte.

Aber noch zwei Proben verlangte Gott von mir. Es war ja der Höhepunkt der Inflation. Das uns zufließende Gehalt langte nicht einmal, um die Miete zu bezahlen. Würde uns Gott in diesem Falle „verlassen und versäumen“? Er hat es nicht getan! Auch durch diese Not führte Er uns auf wunderbare Weise hindurch. So blieb uns nur noch eine letzte Prüfung: Gott forderte das Leben eines unserer Kinder von uns! Waren wir Eltern bereit, auch dieses Leben Ihm zu geben und doch Ihm treu zu bleiben? Ja, wir waren bereit; und Gott schenkte uns das Leben unserer Tochter. Bei dieser letzten Probe war es mir schon zu einer Gewißheit geworden, daß es nichts als Versuchung sei, und daß Gott unsere Gebete nur erhören würde, nachdem wir Ihm auch auf diese Frage mit einem bewußten Ja geantwortet hatten.



**Hugo und Elsa mit den drei Kindern
bei der Schwiegermutter in Schweden**

43. DIENST UND ANFECHTUNG

Hugo Flemming hat für die Glieder des Dankbundes, über den gleich noch einiges gesagt werden muß, Erinnerungen aus seinem Leben aufgezeichnet. Sie wurden als einzelne Bögen verschickt und sind sehr schnell verlorengegangen. Es kostete einige Mühe, kaum zwei Jahrzehnte nach Hugo Flemmings Tod noch eine einigermaßen vollständige Sammlung der Erinnerungen aufzufinden. Diese Erinnerungen liegen diesem Buche zugrunde. Sie wurden ergänzt durch Auszüge aus seinem Schrifttum, Urkunden und Unterlagen aus den Archiven in Schwerin, Berlin und Düsseldorf. Als besonders wertvolle Hilfe erwies es sich, daß die langjährige Sekretärin Hugo Flemmings ihre Kenntnisse und Arbeitskraft trotz ihres fortgeschrittenen Alters für die Entstehung dieser Biographie zur Verfügung stellte. Hugo Flemming hat spät mit der Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen begonnen. Ohne sie abgeschlossen zu haben, nahm ihm der Tod im Jahre 1961 die Feder aus der Hand. Der Leser hat sicher ein berechtigtes Interesse zu erfahren, wie es nach der Erweckung in Neustrelitz und der schweren Erkrankung des Predigers weiterging. Das soll nun im Folgenden kurz geschildert werden.

Hugo Flemming genas 1924 von seiner schweren, durch das Magengeschwür verursachten Krankheit. Die Erkrankung war die Folge des Ärgers und der Aufregungen mit seinen Kollegen im Pfarramt. Rangmäßig wirkte Pastor Flemming nur als 3. Stadtprediger in Neustrelitz. Durch den eigenen Stil seiner Gemeindegarbeit geriet er in persönliche Differenzen vor allem mit dem 1. Stadtprediger, Oberkirchenrat Ahlers. Dieser gehörte dem Mecklenburgisch-Strelitzer Oberkirchenrat, also der Kirchenleitung an. So waren von Anfang an die juristischen Vorteile auf der Seite derer, welche die Institution der Landeskirche verkörperten.

Hugo Flemming hatte, als er als Inspektor der Berliner Stadtmission den Rettungsdienst an den Seelen der Verlorenen versah, nicht vor den Grenzen von Gemeindebezirken haltzumachen brauchen. Nun war er in eine im Formalismus erstarrte Landeskirche gekommen, in der wenig geistliches Leben vorhanden war, sondern mehr nur ein religiöser Betrieb ablief. Hier gab es eng abgegrenzte Pfarrbezirke. Welche verheerenden Folgen das haben kann, habe ich selbst erlebt, als ein Pastor, von einem Sterbenden zu einem Besuch gebeten, diesem ablehnend mitteilen ließ, er gehöre nicht zu seinem Gemeindebezirk. Solche Auffassung war Hugo Flemming fremd. Wie seit jeher im Pietismus, der die Erweckten nicht nur unter der Mißachtung der Gemeindegrenzen, sondern sogar der trennenden Konfessionszugehörigkeit in seinen lebendigen Kreisen sammelte, sah Hugo Flemming mit Freude, daß die, welche sich durch seine Verkündigung angesprochen fühlten, an seinen Kreisen und Versammlungen teilnahmen. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß dadurch bei den Kollegen Neid entstand. Seit 1921 befinden sich in den Akten des Oberlandeskirchenrates zu Neustrelitz Beschwerden, die dokumentieren, daß Hugo Flemming sich nicht nur als Pastor seines Amtsbezirks verstand, sondern auch darüber hinaus Seelsorge an Menschen übte, die zu ihm kamen.

Um auch die Gegenseite zu Wort kommen zu lassen, sei hier ein Brief von Landesbischof Tolzien, der aber das bisher Gesagte nur bestätigt, wiedergegeben. Der Brief datiert vom 4. September 1922 und war durch eine Beschwerde des Pastors Baumert ausgelöst worden.

An Sr. Hochwürden
Herrn Pastor Flemming
Hierselbst

N., d. 4. Sept. 22



**Gerhard Tolzien
(1870–1946)**

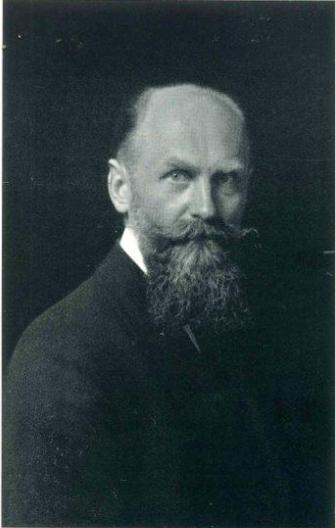
Der OKR kann Ihnen nicht verhehlen, daß er Ihren Bericht auf die Beschwerde des Pastor Baumert sowohl im Ton als auch im Inhalt als nicht das Richtige treffend empfindet. Die große Selbstherrlichkeit, mit der Sie nur das Ihnen Zustehende getan zu haben überzeugt sind, ist nicht berechtigt. Wenn Sie schreiben: „ich bin nicht nur in meinem Amtsbezirk Pastor, ich bin überall Seelsorger u. Pastor“, so ist gerade das Gegenteil davon richtig, und der OKR bittet Sie, sich zu überlegen, daß in Ihrer Fassung eine Selbstüberhebung liegt. In geordneten kirchlichen Verhältnissen ist ein guter „Pastor“ = „Hirte“ nicht überall sondern nur über die ihm anvertraute Herde seines Bezirks. Wie weit ein Pastor auch in dem Bezirk eines anderen Pastors als Pastor das Wort verkünden darf, das ist Sache des Takts in jedem Einzelfall. Wenn Sie Kranke Ihrer Gemeinde auf einer Station besuchen, so ist es nur menschlich und natürlich, wenn Sie auch im Vorübergehn ein teilnehmendes und tröstendes Wort an andere Kranke richten. Aber es geht zu weit, wenn Sie eine förmliche Andacht halten, indem Sie auf Grund eines Schriftwortes eine allgemeine Ansprache mit Gebet an die Gemeinde der versammelten Kranken richten. Das ist lediglich Sache des Anstaltsgeistlichen, wobei noch hinzukommt, daß auch die Anstaltsleitung hierbei vorher mitzureden hat.

Gerade, wenn Sie anderer Ansicht sein sollten, gibt der OKR Ihnen umso bestimmter auf, sich jeglicher Ansprachen oder Andachten an eine fremde Gemeinde auf fremdem Pfarrgebiet zu enthalten. Die Meinung, überall pastorieren zu dürfen, ist ja gerade da, wodurch die Gemeinschaftsleiter soviel Ärgernis erregen; und, was wir Ihnen nicht zugestehen können, dürfen vor allem auch die Pastoren selbst nicht an sich reißen.

D. o.
T.

Formell war der Bischof im Recht. Aber wenn jemand brennt, Menschen für den Heiland zu gewinnen, damit das Evangelium seinen Lauf antreten kann, dann werden menschliche Kircheninstitutionen zu Fußfesseln. Hugo Flemming hat sich keine Fußfesseln anlegen lassen. Er mißachtete das auferlegte Verkündigungsverbot in anderen Gemeinden. Von Neustrelitz aus hat er auch in den Jahren nach 1922 im nicht weit entfernten vorpommerschen Gebiet Evangelisationen mit großem Erfolg durchgeführt. Das blieb der Kirchenleitung nicht verborgen. Auf ihre Anfrage teilt Superintendent Berg in Demmin in einem Brief vom 26. Januar an den Landesbischof Tolzien mit:

... Ich stelle zunächst fest, daß der Ruf an Herrn Pastor Flemming, hier zu evangelisieren, von der hiesigen Gemeinschaft ausgegangen ist, aber unter meiner Zustimmung; ich habe auch auf Grund meiner bisherigen Erfahrungen keine Bedenken getragen, die Einladung zu der bevorstehenden Evangelisation zusammen mit den beiden anderen hiesigen Geistlichen zu unterzeichnen. Denn ich habe ungünstige Urteile über Herrn Pastor Flemming aus meiner Gemeinde nicht vernommen. Die Vorträge, welche er vor 2 Jahren hier gehalten hat, waren sehr stark besucht, zuletzt so, daß der für die Veranstaltungen gemietete Saal nicht ausreichte und man in die Kirche ziehen mußte ...



Dr. jur. Hans Berg

Da sich das Verhältnis zur Kirchenleitung nicht besserte und auch bei dem gegenseitigen Mißtrauen nicht bessern konnte, wurde Hugo Flemming 1925 auf Antrag für ein Jahr beurlaubt. Er selbst hatte schon eine vorzeitige Pensionierung erwogen, um frei von kirchlichem Zwang das Evangelium zu verkündigen. Inzwischen war ein Kontakt zur Wichernvereinigung des Rauhen Hauses in Hamburg vermittelt worden. Er übernahm im April 1925 in dieser Vereinigung die Aufgaben eines Evangelisten im Reisedienst. Am 1. April 1926 schied er ganz aus dem Dienst der Landeskirche aus. Der Wohnsitz für die Familie Flemming blieb jedoch für die folgenden Jahre Neustrelitz.

Hugo Flemming war durch den Neustrelitzer Bürgermeister Dr. jur. Hans Berg für die Wichernvereinigung gewonnen worden. Hans Berg hatte durch sein Buch „Der Befehl ist da“ und vor allen Dingen durch seine Tätigkeit als Laienevangelist und Volksmissionar einen bekannten Namen in Deutschland gewonnen. Die beiden Männer verband für das ganze Leben eine tiefe Freundschaft.

Der Kirchentagspräsident v. Thadden schreibt über Hans Berg: Er

war einfach einer der ganz gesegneten Männer der neueren deutschen Kirchengeschichte in dem Verständnis echter Laienfrömmigkeit und viele Jahre hindurch den Studenten an unseren Universitäten und Hochschulen ein wahrer Vater und geistlicher Führer. Wenn wir doch heute viele Bürgermeister hätten, die ihren Christenglauben im weltlichen Beruf mit gleicher Eindeutigkeit sichtbar machten! Jedenfalls hängt das tiefste Anliegen des Deutschen Evangelischen Kirchentages genau hiermit zusammen.

Durch die neue Tätigkeit in der Wichernvereinigung konnte Hugo Flemming die bereits bestehende Zusammenarbeit mit Eva von Tiele-Winckler intensivieren. Ihr Gedanke von der „Heimat für Heimatlose“ zündete bei ihm, und die Fürsorge für Waisen und Straftentlassene wurde zu einem Schwerpunkt seines Bemühens.

Die acht Jahre, die Hugo Flemming als Evangelist innerhalb der Wichernvereinigung arbeitete, gehören zu den schönsten und erfolgreichsten seines Lebens. Aber auch hier mußte er „um Seines Namens willen“ für lange Zeiträume auf das Zusammensein mit der Familie und die Bequemlichkeiten des geregelten Zuhauses verzichten.

Die Evangelisationsreisen führten ihn in fast alle Regionen Deutschlands. Sie erstreckten sich von Pommern bis zur Pfalz, von Ostfriesland bis zum Schwarzwald, von Schleswig-Holstein bis in die Schweiz.



Um mit den auf den Missionsreisen Gewonnenen in Verbindung zu bleiben, wurde ein Monatsblatt „Kantate“ herausgegeben. Neben erwecklich-missionarischen Aufsätzen berichtete Hugo Flemming im Schlußteil regelmäßig aus seiner Arbeit. In mehreren Fortsetzungen hat er auch – damals ja noch

etwas ganz besonderes, als es noch keinen ausgedehnten Massentourismus gab – ausführlich seine Reise per Schiff durch die Adria und den Kanal von Korinth nach dem Heiligen Land, Palästina, geschildert. Die Monatsschrift „Kantate“ hatte keine allzulange Lebensdauer. Schon bald nach ihrer Machtübernahme haben die Nazis das ihnen nicht genehme Blatt verboten.

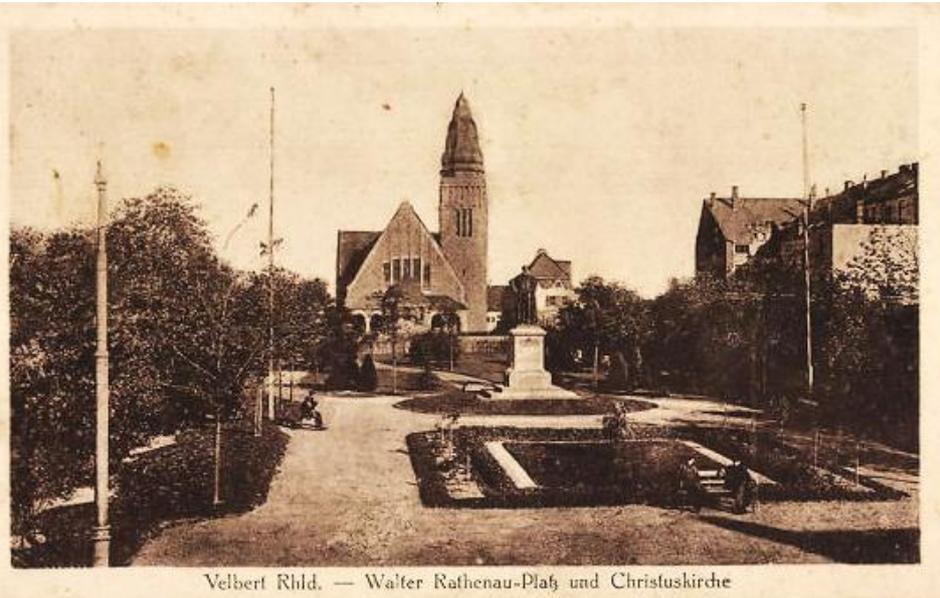
Doch damit war die Verbindung zwischen dem Evan-

gelisten und seinen Seelsorgekindern nicht unterbrochen worden. Diese blieb weiter durch den Dankbund bestehen. Doch zuvor war Hugo Flemming aus dem Dienst der Wichernvereinigung geschieden. Auf seinen Missionsreisen war er ins Rheinland nach Velbert gekommen und hatte Freundschaft mit Pastor Kinzel geschlossen. Als 1932 die Pfarrstelle der Christuskirche vakant wurde, bat Kinzel seinen Freund dringend, doch nach Velbert zu kommen. Hugo Flemming folgte diesem Ruf.

Anders als Mecklenburg hatte das Land zwischen Wupper und Ruhr seit der Reformation häufig Erweckungen und religiöse Aufbrüche erlebt. So kam Hugo Flemming in eine lebendige Gemeinde, welche die Prägung durch den Pietismus trug. Sein Vorgänger war Friedel Denkhaus, der nach Bremen ging, um dort in der Immanuelgemeinde, die um die Jahrhundertwende unter der Predigt Paul Tiefenthals aus einer Erweckung von Bremer Hafentarbeitern entstanden war, mit dem Wort des Evangeliums zu dienen.

Im Januar 1933 siedelte die fünfköpfige Familie Flemming nach Velbert über. Pastor Flemming hatte sich ausbedungen, daß er regelmäßig zweimal im Jahr Evangelisationsdienst versehen dürfe. Das hat er dann auch bis über die Pensionierung hinaus durchgehalten. Einer seiner engsten Kampfgefährten wurde im Rheinland Fritz Schindelin. Aber auch Hans Brandenburg und Erich Schnepel waren häufige Gäste im Velberter Pfarrhaus. Die beiden letzteren haben einige Male mit großem Erfolg in Velbert evangelisiert.

In Velbert entstand der Dankbund, der über den Tod seines Gründers hinaus bis heute unter seinem Sohn Ingmar Flemming Bestand hat. Die Idee dazu kam von dem aus Velbert stammenden Fräulein Elsemann, das als Schwester in Elbingerode arbeitete. Bei einem Besuch ihrer Heimatstadt suchte sie Hugo Flemming auf. Das Gespräch drehte sich um den Dank zu Gott, dem jeden Abend für all das, was der Tag gebracht habe, gedankt werden müsse. Der Pastor nahm diesen Gedanken auf. Zwei Bibelverse wurden in den Vordergrund gestellt: „Ich habe Dir, Gott, gelobt, daß ich Dir danken will“, Psalm 56,13 und „Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor Dir“; Matthäus 11,26. Dieses „Ja, Vater“, dieses betonte Ja zu Gottes Wegen, wurde die Losung des Dankbundes. Eigentlich hieß er Dank-

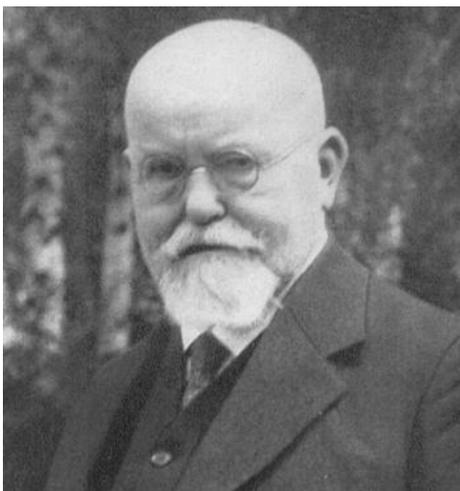


und Trostbund. Da er kein e. V., kein eingetragener Verein, wurde, weiß heute selbst von den alten Dankbundmitgliedern niemand mehr genau, wann er gegründet worden ist. Die Angaben schwanken um einige Jahre. Auf eine etwas kuriose Art habe ich vor einigen Tagen doch noch erfahren können, in welchem Jahr er gegründet wurde. Else Schreck, die frühere Sekretärin und Hauslehrerin, war von Neustrelitz mit Flemmings nach Velbert übersiedelt. Sie erinnerte sich nun, wie in ihr Zweifel aufkamen, ob man denn Gott wirklich für alles danken könne, was der Tag gebracht habe, denn unmittelbar nach der Dankbundgründung war das erste Ereignis, für das sie zu danken gehabt hätte, der Tod ihrer Mutter gewesen. Die Mutter war 1934 gestorben. Somit liegt für die Gründung des Dankbunds das Jahr 1934 fest.

Der Gründe gab dem Dankbund eine geistliche Ordnung. Es sind vornehmlich die fünf von ihm formulierten evangelischen Ratschläge und desweiteren eine grundsätzliche Darstellung dieser Ratschläge. Das Leben der Dankbundglieder wird durch diese Ordnung geprägt. Die einzelnen Punkte beziehen sich auf eine stille Stunde in der Morgenfrühe mit dem Studium der Heiligen Schrift. Weiter soll der Beter von Gott für den Tag einenn besonderen Auftrag erbitten. Drittens wird für die Dankbundglieder, ob nah oder fern, eine gemeinsame Gebetsstunde festgesetzt. Der vierte Punkt regelt die gemeinsamen Gebetsziele, die sich auf Buße, Bitte um tiefere Selbst- und Sündenerkenntnis, Dank für die Erwählung und Errettung und auf eine umfangreiche Fürbitte beziehen. Schließlich mündet der fünfte Ratschlag nach Matthäus 11,15 in Lob, Preis und Anbetung zum „Ja, Vater“, das alle Dankbundglieder als Losungswort innerlich zusammenbindet.

Man darf nun nicht meinen, Hugo Flemming habe eine neue religiöse Splittergruppe von übermäßig Frommen gründen wollen. Nein, die Dankbundglieder waren und sind wie alle Menschen auch fehlsam und sündhaft, nur das sie mit Ernst versuchen, dem Christsein im Alltag trotz aller Fehlschläge und allen Versagens seinen Platz einzuräumen. Dabei folgen sie nicht irgendwelchen Sonderlehren, sondern lassen ihr Denken und Handeln ausschließlich durch die Bibel bestimmt sein. Von ihnen wird in den Satzungen wiederholt gefordert, in ihrem Heimatort Anschluß an eine biblisch orientierte landeskirchliche Orts- oder Allianzgemeinde zu suchen und an deren Gottesdiensten und Bibelstunden teilzunehmen.

Hugo Flemming verband nicht nur die persönliche Freundschaft mit Ernst Modersohn, dem einst führenden Mann der Allianzbewegung, sondern er praktizierte auch die Gemeinschaft mit den Gläubigen aus den anderen Kirchen und Gruppen. Sogar mit den beiden katholischen Geistlichen in Velbert unterhielt er brüderliche Kontakte. Das hieß in damaliger Zeit sehr viel. Es hat auch an Ärger mit dem Velberter Presbyterium nicht gefehlt. Hugo Flemming hat sich in diesem Kreis nicht wohl gefühlt. Er freute sich dagegen jedesmal auf den Montagabend, wenn man sich wöchentlich mit den „anderen Brüderkens“, wie er sie nannte, aus dem Allianzkreis traf.



Die Dankbundglieder waren ursprünglich die auf den Evangelisationsreisen zum lebendigen Glauben Gekommenen, mit denen Hugo Flemming schon durch das Monatsblatt „Kantate“ in Verbindung geblieben war. Sie wohnten in den verschiedensten Regionen Deutschlands, durch die er im Dienst für das Evangelium gekommen war. Sie bildeten sozusagen eine weitverstreute Personalgemeinde, die im Dankbund Festigung und Stärkung des Glaubens suchte. Etwa 500 Frauen und

149

**Ernst Modersohn
(1870–1948)**

Männer traten zur Zeit der Gründung dem Bund bei. Doch die Kontakte waren einseitig auf den Leiter ausgerichtet. Es fehlte die Verbindung der Glieder untereinander. Das wurde völlig anders, als im Frühjahr 1948 das erste Dankbundtreffen in Velbert stattfand. So haben die Glieder untereinander Gemeinschaft gefunden und eine jüngere Generation konnte in den Kreis hineinwachsen. Dadurch hat der Dankbund zwei Jahrzehnte nach dem Tode seines Gründers immer noch Bestand und geistliche Lebenskraft.

Das erste Dankbundtreffen blieb allen Teilnehmern unvergeßlich. War es doch noch die Notzeit nach dem Kriege, in der es große Schwierigkeiten bereitete, das tägliche Brot zu beschaffen. Die Velberter gaben sich alle Mühe, das Treffen vorzubereiten. Es wiederholte sich ein Brotwunder. Eine Dame hatte alle Bäckereien nach einer Brotspende gefragt. Das Ergebnis: 48 Brote, genug, um alle zu sättigen. In einem Geschäft erhielt man als Geschenk einen Sack mit 25 Pfund Erbsen. Eine Schwester war mit dem Handwagen über Land gezogen und hatte bei den Bauern Lauch (Porree) gesammelt; übergenug, um für alle eine gute Suppe zu kochen.

Hugo Flemming besaß viel Gottvertrauen. Als das Treffen zu Ende ging, blieben noch 1,89 Mark in der Kasse. Mußten doch die Fahrkarten der Besucher aus dem Osten und manch anderer Bedürftiger mifinanziert werden! Bereitete sich einmal Verzagtheit aus, so sagte Hugo Flemming: „Auf der Himmelsbank haben wir ein Konto. Wir haben einen reichen himmlischen Vater.“ Und er hatte recht. Nie hat es ihm im entscheidenden Moment gefehlt. Der Leser wird sich an die Lektion erinnern, die Samuel Keller dem damaligen Stadtmissionsinspektor in Berlin gegeben hatte.

Von Anfang an hatte es Hugo Flemming abgelehnt, von den Dankbundgliedern einen Beitrag zu erheben. Trotzdem war immer ausreichend Geld da. Das rührte zum Teil auch daher, daß er das Geld, welches er durch seine vielen Bücher verdiente, die in zahlreichen Auflagen erschienen, für den Dankbund verwendete. Was er in seinem Büchlein „Der Christ und das Geld“ geschrieben hatte, machten sich fast alle zu eigen. Für die Dankbundglieder ist die freiwillige Abgabe des Zehnten nichts Ungewöhnliches. So wird es verständlich, daß gerade in der Nachkriegszeit ein umfangreiches Hilfsprogramm mit Rentenunterstützung für bedürftige Glieder und eine große Päckchenversandaktion für den Ostteil des Vaterlandes aufgenommen werden konnte. Die Zentrale war Velbert. Aktiv zeigten sich die Leute der „Mibi“ und „Dobi“, der Mittwochs- und Donnerstagsbibelstunde. Sie gingen zu den Firmen und Geschäftsleuten, sammelten Geld und Hilfsmittel, kauften ein, und an jedem Montag wurden die Päckchen zum Versand fertiggemacht. Mit den unterschiedlichen Absendern der Bibelkreisleute versehen, nahmen sie in den folgenden Tagen von den verschiedenen Postämtern der Umgebung, um die Aktion für die Kontrollen unauffällig bleiben zu lassen, ihren Weg an die Bestimmungsorte.

Heute, wo weithin soziale Sicherheit eingekehrt ist, wendet sich die Aktivität des Dankbundes auch der Äußeren Mission zu, indem in Nepal die Arbeit der Wyclifmission unterstützt wird.

Da erkannt worden war, wie notwendig die Gemeinschaft untereinander ist, trifft sich der Dankbund seit 1949 zweimal jährlich in „Haus Friede“ in Bredenscheid bei Hattingen. Das Frühjahrstreffen findet Anfang Mai statt, das zweite Treffen steht unter dem Zeichen des Advents. Auf den Tagungen werden fortlaufend biblische Bücher behandelt, religiöse Vorträge gehalten, musikalische Darbietungen gebracht, offenes Singen praktiziert, Lichtbilderabende veranstaltet und persönliche Gespräche geführt. Zum festen Programm

gehören Gebetsgemeinschaft, gemeinsames Abendmahl und auch für die Seelsorge ist genügend Zeit eingeplant. Da Christen sich nicht von der Welt zurückziehen und gemeinsames Erleben verbindet, beschließt die Versammlung inzwischen regelmäßig auf der Adventstagung, wohin der gemeinsame Ausflug am 1. Tag des Frühjahrestreffens, das jeweils von Donnerstag bis Dienstag dauert, führen soll. So sind in den letzten Jahren der Ruhrstausee, das Bochumer Planetarium und das Kloster Maria Laach in der Eifel besucht worden.



„Haus Friede“ in Bredenscheid

Hugo Flemming hat immer wieder betont, daß sich Christen an den Schönheiten der Natur erfreuen dürfen. So sah er nicht als Verschwendung an, wenn ein reicher Blumenschmuck die Tagungsräume zierte. Nur wenn Christen sich selbst freuen, können sie auch anderen wirklich Freude bereiten. So entstand in Velbert die Blumenmission, die schon in einem der früheren Kapitel beschrieben worden ist. Wer den Pfarrgarten in Velbert sah, erblickte ein farbiges Blumenmeer. Als dann mit der Pensionierung der Pfarrgarten an den Nachfolger im Amt abgegeben werden mußte, pachtete Hugo Flemming schräg gegenüber seiner Wohnung in der Nedderstraße ein Trümmergrundstück. Auch hier, mitten im düsteren grauen Häusergewirr Velberts, sproß bald eine bunte Blumenpracht. Im Winter füllten die Keller Räume zahllose Töpfe und Kästen mit Pflanzen und Knollen. Hier überwinterte ein Teil der Gartengewächse, um dann im Frühjahr zu neuer farbiger Blütenpracht zu erstehen. Der Spitzname „Blumenhugo“ bestand weiterhin zu recht.

Es gibt nicht nur nachahmenswerte Dinge aus dem Leben Hugo Flemmings zu erzählen. Ein dunkler Punkt ist die Zeit des Dritten Reichs. Zwar wurde Hugo Flemming kein Parteimitglied

bei den Nazis, doch stand er ihnen sehr positiv gegenüber. Er hatte von Hitler eine Erneuerung Deutschlands erwartet und beharrte in dieser Hoffnung bis zum Zusammenbruch. Aufgrund seiner positiven Stellung zu Bibel und christlichem Glauben wurde er von den Nazis nicht akzeptiert, blieb aber auch von der Bekennenden Kirche isoliert. Seine Zeitschrift wurde von den Nazis verboten, seines Sekretärin verhört, weil er angeblich gegen Hitler eingestellt sei.



Kloster Maria Laach

Die Sekretärin konnte mit gutem Gewissen aussagen, daß ihr Chef für Hitler eingestellt sei. Seine Frau, die als Schwedin den Schwindel schnell durchschaut hatte, und seine Freunde, unter ihnen vor allen Dingen Hans Berg, bestürmten ihn.



Doch Hugo Flemming blieb blind. In politischer Hinsicht fehlte ihm einfach jedes Gespür. Erst nach dem Zusammenbruch von 1945 sind ihm die Augen aufgegangen, und er hat das Unrecht seiner Auffassung eingesehen.

Nichtsdestoweniger war er auf geistlichem Gebiet von Gott mit Gaben ausgestattet. Auf den Evangelisationsreisen kam er durch seine Seelsorge in häufige Berührung mit Menschen, die in okkul-

ten Bindungen standen. Hugo Flemming hat darüber in seinen Schriften wie zum Beispiel „Gibt es einen Teufel?“, „Glaubenshinternisse“, „Rosenketten“, „Seelsorge“ oder „Ist der Okkultismus Dämonismus?“ geschrieben. Im Rückblick auf seine Seelsorgetätigkeit sagte er einmal als alternder Mann: „Es sind wohl etwa 3000 Seelen, die ich durch Gottes Kraft dem Satan entreißen durfte.“

Hugo Flemming hat stark unter dieser Seelsorgearbeit gelitten. Aber es geschah ja „um Seines Namens willen“. Wer mit okkult Behafteten zu tun gehabt hat, weiß, daß die Mächte der Finsternis Sturm laufen, um ihre Beute nicht zu verlieren. Hugo Flemming wurde von Anfechtungen gequält und hat auch körperliche Schmerzen erduldet. Die ganze dämonische Macht griff auf ihn über. Er hat erzählt, daß er einmal nachts, als er beten wollte, wie von einem unsagbaren Druck beklemmt dalag, der Mund ausgetrocknet, die Hände ineinander verkrampft, und er nicht mehr atmen konnte. Als er in seiner höchsten Not nach Jesus schrie, löste sich die Beklemmung.

Die Familie litt mit. Wenn er von einer Evangelisation zurückkehrte, wo gebundene Menschen freigeworden waren, konnte er sicher sei, daß er jemand von Krankheit geschlagen vorfand. Die dämonischen Mächte schlugen auf seine Familie zurück. Das konnte ihn aber nicht abhalten, den Dienst der Seelenrettung fortzuführen.

Als er schon im Ruhestand lebte, hatte er wieder einmal eine Evangelisation in Herne angenommen. Es war der 2. Pfingstfeiertag. Seine Frau Elsa weilte bei Freunden in der Nachbarschaft. Plötzlich wurde sie ganz rot im Gesicht. Sie versucht, das Fenster zu öffnen, und bricht dann zusammen. Sie kann nicht mehr sprechen. Der schnell herbeigeeilte Arzt stellt einen Schlaganfall fest. Der abreisende Hugo Flemming wird benachrichtigt. Die Freunde drängen ihn, er könne doch jetzt nicht abreisen. Die Evangelisation müsse abgesagt werden. Doch er bleibt eisern: „Seht ihr denn nicht, daß der Satan die Evangelisation verhindern will? Macht euch nur nicht zu Hilfsgenossen des Teufels!“ Hugo Flemming fuhr nach Herne und wirkte dort in großem Segen. Der Dienst ging vor die privaten Dinge. Beim Dienst für Christus hielt ihn nichts zurück. Da war er kompromißlos. Das trug ihm die Bewunderung seiner Mitarbeiter ein.

Martha Schwalpenberg, die sich große Verdienste durch ihre Organisationsarbeit für den Dankbund erworben hat, berichtet von einem schweren Fall einer dämonischen Bindung.

Das Kommen eines Mädchens, das sich mit seinem Blut dem Teufel verschrieben hatte, ist angesagt. Hugo Flemming bittet bereits eine Stunde vorher einen gläubigen Kirchenältesten, zum Gebet zu ihm zu kommen. Dann wird das Mädchen von zwei Männern in das Pfarrhaus gebracht. Alle Neugierigen werden weggeschickt. Poltern und schreckliche Schreie fremder Stimmen lassen Böses ahnen. Nach etwa zwei Stunden wird es ruhig. Hugo Flemming erscheint blaß und erschöpft. Er bittet um ein Glas Wasser. „Das Mädchen ist frei“, sagt er.

Ein anderes Mal sucht ihn eine Frau auf. Im Gespräch beichtet sie, sie sei von der Gürtelrose befallen gewesen. Um Heilung zu finden, war sie zu einem Besprecher gegangen, der ihr auftrag, immer ein Kettchen mit einer Kapsel zu tragen. Die Gürtelrose verschwand, aber seither sei sie immer von Depressionen und Selbstmordgedanken gequält. Die Kapsel enthält eine schriftliche Besitzübergabe der Trägerin an Luzifer. Der Seelsorger betet nun mit ihr und spricht ihr die Vergebung der Sünden zu. Dann geht die Besucherin. Es vergeht kaum eine halbe Stunde, da stürzt sie angstvoll wieder in sein Arbeitszimmer. „Herr Pfarrer“, die Gürtelrose ist wieder da! Und zwar im fortgeschrittenen Stadium!“ Hugo Flemming bleibt ruhig. Er entgegnet nur: „Das habe ich erwartet. Was der Teufel vermag, das haben wir gesehen. Nun wollen wir sehen, was Christus vermag.“ Beide knien nieder zum Gebet. Als die Frau am nächsten Tag wiederkehrt, kann sie ihrem Seelsorger bekennen. „Die Gürtelrose ist ganz verschwunden. Christus ist der Stärkere!“

Solche Erlebnisse hat es tausendfach im Leben des Seelsorgers Hugo Flemming gegeben. Er durfte in Vollmacht im Namen seines Herrn Jesus Christus die Bande des Teufels zerbrechen und Menschen für die Ewigkeit retten. Aber er wurde nicht so richtig froh, denn seine eigene Tochter geriet in okkulte Bindungen. Eine Spiritistin hatte versucht, sich in den Dankbund einzuschleichen. Hugo Flemming wies sie zurück. Daraufhin brachte diese Frau die ältere Tochter unter ihren spiritistischen Einfluß. Die Tochter sagte sich von ihren Eltern los. Das hat den Lebensabend stark überschattet. Trotz der vielen Gebete, denen sich viele Freunde anschlossen, durfte es der alternde Vater nicht mehr erleben, daß seine Tochter frei wurde.



1955: Elsa Flemming mit Enkel Ulfert (hinten) und ihren Töchtern Astrid (links) und Karin. Karin sagte sich von ihren Eltern los

Die Zeit des Zweiten Weltkriegs verlief, abgesehen von der übermäßigen Arbeit, für Hugo Flemming recht ruhig. Velbert liegt mitten im Ruhrgebiet mit seiner Industrie, die zum gezielten Anflugsgebiet der alliierten Bomberflotten werden sollte. Nachts standen rundherum über Essen, Duisburg, Düsseldorf und Wuppertal die „Christbäume“ der feindlichen Flieger, die alles gespenstisch erleuchteten. Obwohl in Velbert Munitionsfabriken arbeiteten und die Lagepläne derselben den Kriegsgegnern bekannt waren, blieb Velbert von den Luftangriffen verschont. Nur in den letzten Kriegstagen gab es wenige Schäden und einige Tote durch Artilleriebeschuß. Aus Sicherheitsgründen war es die Familie Flemming gewohnt, diese letzte Zeit im Luftschutzkeller zu verbringen.

Da alle Velberter Pastoren als Soldaten eingezogen worden waren, hatten Hugo Flemming und Pastor Herzog allein die Vertretungen zu übernehmen. Das führte zu einer Überbeanspruchung der Gesundheit des alternden Mannes. Seit 1942 mußte er jährlich wegen eines Geschwürs am Zwölffingerdarm und eines nervösen Erschöpfungszustandes zur Kur nach Kärnten.

Zur Arbeitsbelastung kamen die Anfeindungen aus den eigenen Reihen der Kirche. So ergingen beispielsweise Beschwerden an die Kirchenleitung, in denen Hugo Flemming verleumdet wurde. Vom 7. September 1937 datiert das Schreiben einer in Danzig im Ruhestand lebenden Diakonisse, die ihn der Fernhypnose und Zauberei bezichtigt. Am 18. September 1937 beschwert sich ein Pastor aus der Gemeinde Niederberg, Hugo Flemming sei geisteskrank usw.

Auch nach dem Kriege setzten sich die Anfeindungen fort. Am 14. Oktober 1946 beschwerte sich ein Studienrat, welcher der Bekennenden Kirche angehörte, daß Hugo Flemming die These des gottlosen Naturwissenschaftler Ernst Haeckel vertreten würde und die Kinderlehre, Jesus sei der uneheliche Sohn der Maria und eines Germanenfürsten ... Der Leser mag noch einmal im Kaptel 9 „Wie kam ich zur Theologie?“ nachschlagen, wo Haeckels Auffassung dargestellt ist. Hugo Flemming hatte sich vor der Kirchenleitung zu verantworten. Er tat es, indem er schriftlich versuchte, das Mißverständnis aufzuklären. Er hatte den Kindern in einer Andacht erklärt, daß sie sich nicht von einer fragwürdigen Wissenschaft beeindrucken lassen sollen. So habe während seiner Schulzeit ein Naturwissenschaftler (Haeckel) die unbewiesene Behauptung aufgestellt, Jesus sei das uneheliche Kind der Maria und eines germanischen Hauptmanns namens Pandera. Die Wissenschaft, die mit solchen Hypothesen arbeitet, darf nicht akzeptiert werden. „Was Hypothesen sind,“ wandte er sich an die Kinder, „können euch am besten eure Lehrer erklären.“

Obwohl damit eigentlich alles hätte geklärt sein müssen, ließ die Kirchenleitung ihren Pastor fallen und erteilte ihm eine Rüge. Sie mißbilligte die Art, wie er es den Kindern zu erklären versucht hätte. Die Auseinandersetzung führte schließlich dazu, daß man den schon im 70. Lebensjahr stehenden Pastor ab 1. April 1947 beurlaubte und ihn einen Monat später in den Ruhestand versetzte.

Es wurde ein aktiver Ruhestand. Hugo Flemming war begehrt als Prediger und Evangelist. Besonders guten Anklang fand der alte Mann bei Kindern und Jugendlichen. Eine ausgedehnte briefliche Korrespondenz entwickelte sich mit seinen jugendlichen Freunden. Und dann füllte ihn auch die Arbeit mit und für den Dankbund aus. Dieses Werk erlebte nun mit den einsetzenden regelmäßigen Tagungen seine Blütezeit. Unbelastet von rückliegenden Verwaltungsarbeiten des Berufslebens konnte Hugo Flemming umso mehr Zeit für die Seel-

sorgearbeit aufwenden. Nur die Krankheit, die schließlich zu seinem Tode führte, setzte ihm immer wieder Grenzen. Angesichts des schweren gesundheitlichen Leidens stellte der Dankbund über den Tod seines Gründers das Bibelwort aus Weisheit Salomos 3,1: „Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an.“



Astrid Krahe geb. Flemming

44. VATERS KRANKHEITSTAGE UND SEIN STERBEN

Am 4. Oktober 1961 wurde Vater vom behandelnden Hausarzt ins evangelische Krankenhaus zu Essen-Werden eingewiesen. Der Abschied von zu Hause fiel ihm schwer, obgleich er selbst drängte, möglichst bald ins Krankenhaus zu kommen. Er war so voller Schmerzen, daß ihm die Tränen immerzu herabließen.

Professor Kuhlmann röntgte ihn am folgenden Tag und stellte zwei Magengeschwüre fest, eins am Mageneingang, eins am -ausgang. Sie waren noch ebenso groß und tief in die Magenwand eingefressen wie anfangs, als der Hausarzt mit seiner Behandlung begann; so groß, daß Herr Professor die Schwester Emma Zahlmann – ein Dankbundglied, das auf Vaters Station pflegte – mit Erstaunen fragte: „Wie kommt ein so alter Mann zu derartigen Magengeschwüren, die sonst nur bei jungen Menschen anzutreffen sind?“

Ja, wie war Vater zu diesen Geschwüren gekommen? In den großen Ferien Ende Juli bis Ende August fuhr unsere Haushälterin Frau Ruth Bauer mit ihrem Jungen für vier Wochen in Erholung. Leider konnten wir nicht wie in den vergangenen Jahren ein Dankbundglied zur Vertretung bekommen. Eine ältere Dame aus Velbert versorgte die Eltern während der Ferien. Sie war gesund, und es war ihr nicht gegeben, Vaters Diät einzuhalten, weil ihr das Verständnis für einen empfindlichen Magen fehlte. Sie setzte ihm leckere Speisen vor, die eine ununterbrochene Kette von Schmerzen in ihm auslöste.

Dazu kamen Sorgen seelischer Art, die Vater mit Mutter zusammen trug, und die statt leichter, immer schwerer wurden und nicht die Lösung fanden, um die wir alle beteten. Vater schlief schlecht. Wieviel mag er wohl in den langen Nächten gebetet haben?! Körperliche und seelische Not bewirkten die ungewöhnlichen Magengeschwüre.

Hinzu kam, daß der Hausarzt nicht die Schwere der Erkrankung erkannte. Nach zwölf-tägigem Liegen und einer Menge Medizin, die Vater einnahm, hieß er ihn aufstehen, in den Garten gehen und alles essen, was das Diätbuch erlaubt. Vaters Schmerzen verstand er nicht; sie wurden immer heftiger. Die letzten Tage waren eine Qual! Da ich selbst mit einer Venenentzündung zu Bett lag, rief ich meinen Bruder Ingmar an. Der kam nach Velbert und veranlaßte Vaters Überweisung ins Krankenhaus.

Dort bekam er nur Haferschleim mit Wasser, Tee und Zwieback und mußte ganz still liegen. Man fürchtete, das eine Magengeschwür könnte aufgehen. Hier im Krankenhaus sprach Vater auch von seiner seelischen Not, über die er sonst schwieg. Sie war ebenso groß wie die heftigen körperlichen Schmerzen, gegen die er gelegentlich eine Spritze bekam. –

In der Nacht von Sonntag, dem 8. zu Montag, dem 9. Oktober trat um 4.30 Uhr die erste große Blutung ein, um 15.45 Uhr die zweite, um 19.30 Uhr die dritte. Das Geschwür war aufgegangen. Würde die Blutung zu stillen sein? Von jetzt an lag Vater allein im Zweibettzim-



mer. Um 16.00 Uhr desselben Tages nahmen wir mit Vater das Abendmahl ein: Mutter, Ingmar, Martha Schwalfenberg, Ruth Bauer, Schwester Emma, Schwester Hertha und ich. Ingmar sprach über Matth. 11,28–30:

Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.

Vater betete lange für den Dankbund und uns alle. Er war noch erstaunlich frisch, trotz der Blutung. Der Abendmahlstisch war so schön geschmückt mit Blumen aus Vaters Garten und Rosen eines lieben Dankbundliedes.



Hugos Kinder Astrid, Ingmar und Karin 1989

chen. Vater schlief wohl eine halbe Stunde, dann war er wieder unruhig und warf sich hin und her im Bett. Gegen Morgen schliefen wir beide eine halbe Stunde. Dann begann der Tag. Vater wurde gewaschen, und ich mußte in die Schule.

In der nächsten Nacht war er viel ruhiger. Wir schliefen zwei bis vier Stunden, und nach jeder Fütterung ging es Vater besser. Am Mittwoch kam Ingmar wieder von Nümbrecht, um Blut zu spenden. Er war mit Mutter bei Vater, und es ging sichtlich aufwärts. Zu diesem Zeitpunkt erwarb er sein letztes Dankbundglied, Schwester Hertha, die ihn mit liebevoller Fürsorge pflegte; und am gleichen Tage dankte er Fräulein Schwalfenberg zum letzten Mal für alle Arbeit im Dankbund. Als ich abends kam, sagte er: „Ich habe dem Professor gesagt: Zum Leben zurückgerufen.“ Abends las ich wie gewöhnlich aus seiner Bibel vor, er war gerade beim Propheten Jesaja. Danach beteten wir. Wir wußten uns in Gottes Schutz – auch „im dunklen Tal“.

Nach dem Abendmahl fragte Vater Fräulein Schwalfenberg, was sei nun noch Geschäftliches von ihm wissen wollte. – Vater war bereit zu sterben. Dann bekam er noch eine Blutübertragung von Ingmar, der die gleiche Blutgruppe hat.

Als alle fort waren, blieb ich bei Vater. Das ganze Zimmer roch nach seinem Blut. Würde er heute nacht sterben? Mehrmals stand ich auf, fütterte ihn mit Zwieback und Tee; aber besser als alles andere rutschte doch der Haferschleim. Ich durfte in die Schwesternküche gehen und alles selbst wärmen. Mehrmals wollte er auch einen kalten Waschlappen auf die Stirn gelegt haben. Die Kissen rückte ich ihm zurecht, und als der Schlaf gar nicht kommen wollte, klingelte ich die Nachtschwester. Die gab ein Zäpfchen.

Während der Nacht sagten wir uns Gesangbuchverse auf: „Auf, auf gib deinem Schmerze ...“ und „Ihn, ihn laß tun und walten ...“ aus „Befiehl du deine Wege“. Vater konnte die Strophen sicherer auswendig als ich. Auch den 23. und Teile aus dem 103. Psalm sprachen wir zusammen. Ach, wie unsäglich lang kann eine Nacht sein für einen Kranken, der mit Schmerzen im Bett liegt! Waren es immer Schmerzen? Manchmal quälte auch nur die große Unruhe. Jede kleinste Veränderung war eine Wohltat: der feuchte Waschlappen, etwas höherücken im Bett, die Kissen zurechtlegen, einmal aufsetzen, dann wieder essen oder die Lippen anfeuchten. In dieser Nacht gab es kein Schlafmittel, kein Zäpfchen, nichts zur Beruhigung.



Astrid um 2000

Das sei so gefährlich wegen einer neuen Blutung, sagten die Schwestern. Armer Vater! Diese Nacht wollte gar nicht zu Ende gehen. Morgens um 5 Uhr wurden die Säuglinge zu ihren Müttern gebracht. Wir hörten ihre hungrigen Schreie. Hier beginnendes Leben – dort hinwelkendes. Hatten wir überhaupt geschlafen? Laut dröhnte die Turmuhr von der nahen Kirche und zeigte die langsam kriechenden Viertelstunden an. –

Morgens fuhr ich erst später zur Schule. Da konnte ich noch beim Waschen dabei sein. Die liebe Schwester Margot! Wie gute

und feste Hände hatte sie! Sie traute sich, fest zuzupacken. Zusammen mit dem Pfleger machte sie Vater zurecht. Welche Wohltat nach der endlosen Nacht! Dann lasen wir aus Stockmayers Andachtsbuch:

Führe uns nicht in Versuchung. Es gibt Stunden, wo alles uns zu Boden drücken will, und zwar nicht nur von außen her. Es gibt Stunden, wo alles um uns her dunkel werden darf, wo es keinen Ausblick mehr gibt. Da kommt 1. Kor. 10,13 in Betracht – eine Stelle ... an der ich durch alles hindurch einen Anker und einen unbeweglichen Halt gehabt habe. „Es hat euch noch keine denn menschliche Versuchung betreten; aber Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnt ertragen!“

Donnerstag nacht wachte Frau Ruth Bauer bei Vater. Als ich sie fragte, wie es gewesen sei, meinte sie: „Wir waren wohl ziemlich die ganze Nacht zugange.“ Also wieder keine Ruhe, kein Schlaf. Am Freitag kam mein Bruder noch einmal zur Blutübertragung. Jetzt durfte er nur wenig Blut spenden. Vater ging es schlecht, und Ingmar meinte wohl, daß er ihn kaum noch einmal lebend wiedersähe. Er hatte recht! Am Nachmittag waren Fräulein Frieda und Ruth Putzer bei Vater – wie schon an einigen vorhergehenden Nachmittagen. Beide waren immerzu beschäftigt, ihm seine Leiden zu erleichtern. Es waren wieder Schmerzen aufgetreten, aber nach der Spritze ging es besser.

Als ich dann am Freitagabend um 19 Uhr zu Vater kam, rief er mir entgegen: „Endlich erbarmt sich einer über mich!“ Ehe ich das Licht löschte, lasen wir aus Jesaja 43,1–7:

Fürchte dich nicht; denn ich habe dich erlöst ... denn so du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so durch Feuer gehst, sollst du nicht brennen ... Fürchte dich nicht, ich bin bei dir!

Darüber beteten wir und dann schnell ins Bett; denn die Schwester gab Vater einen Schlaftrunk, der aber nur kurze Zeit wirkte.

Um 1 Uhr waren die Schmerzen unerträglich. Ich klingelte. Die Nachtschwester gab eine Spritze. Kaum war sie draußen, verdrehten sich Vaters Augen, sein Körper wurde schwer und sein Gesicht blau. Ich klingelte Sturm. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich. Aber die Schmerzen ließen nicht nach. „Ich habe einen Krampf, rufe die Schwester!“ Ich ging die zwei Treppen hinunter. Um 2 Uhr gab die Schwester die zweite und letzte Spritze, die der Arzt erlaubt hatte. Auch brachte sie ein Gläschen mit schmerzstillender Flüssigkeit. Aber es half nur kurze Zeit, und nun redete Vater durcheinander. Immer wieder wollte er auf der Seite liegen; ich sollte ihn herumdrehen. Tat ich es, bekam er furchtbare Schmerzen. Aber das vergaß er. Immer wieder sollte ich ihn auf die Seite drehen. Essen wollte diesmal nicht helfen. „Zieh mich höher!“ Vater ist schwer, ich kam nicht vom Fleck. „Rufe Währisch, rufe Martha, rufe Ruth! Hole die Schwester!“ Vier- bis fünfmal bin ich zu ihr gegangen. „Ich habe einen Krampf, rufen Sie den Arzt! Den Arzt! Holen Sie den Arzt!“ Sie tat es nicht, weil sie gerade telefonisch mit dem Oberarzt gesprochen hatte. Er erlaubte kein Zäpfchen mehr. Drei Uhr nachts! „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Will sie denn gar kein Ende nehmen? Ich lege mich hin, lösche das Licht. „Astrid, Astrid ...“ Vater ruft mit leiser tonloser Stimme. Zehnmal wieder an sein Bett. „Halte meinen Kopf hoch!“ Er hat Kopfschmerzen, ich fühle das und die Hände zucken ganz leicht vor Schmerzen. Wenn ich doch länger stehen könnte mit meiner Venenentzündung! „Rufe den Arzt!“ Das sagt er wohl zehnmal und noch öfter. Ich klopfe an Prof. Kuhlmanns Tür. Keine Antwort. Ich finde keinen! – „Rufe die Schwestern!“ Wo mögen sie wohnen? Ich bin fremd in dem großen Krankenhaus. „Rufe Ruth, Frau Ruth, Frau Ruth ...!“ Das halte ich nicht aus! Ich setzte mich draußen in den Flur, bis die Schwester kam. Wie langsam wird es 5.30 Uhr.

Und dann weiß Schwester Emma, daß Vater stirbt. „Woher wissen Sie das so genau?“, frage ich böse. An Vaters Seite ist eine Erhöhung. Das Magengeschwür hat geblutet – innerlich – Durchbruch in die Bauchhöhle. Daher die Schmerzen, wenn ich ihn auf die Seite legen wollte. Jetzt ist auch gleich ein Arzt zur Stelle. Vater werden Herzstärkungsmittel und Traubenzucker durch die Hand mittels der Tropfenflasche zugeführt. Ich muß die Hand festhalten. Armer Vater! Nicht einmal die Hand darf er bewegen. „Genug“, sagt er immer wieder leise.

Gegen 7 Uhr sind Mutter und Ruth Bauer da. „Sieh Mutter doch noch einmal an, Vater“, bettle ich. Er lächelt und nickt, aber kann die Augen nicht mehr öffnen. Er ist zu schwach. „Hast du noch Schmerzen, Vater?“ Er schüttelt den Kopf – nein. Dann kommen drei Schwestern, und zu fünfen heben wir ihn hoch, wie er es in der Nacht so gern von mir haben wollte. Das kostet ihn beinahe den letzten Atemzug. Wieder verdrehen sich die Augen, er wird blau im Gesicht. Aber dann liegt er still. Und nun beginnt der Kampf um die Luft. Warum läßt Gott seinen Diener so leiden? „Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an.“ – „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.“ Wie armselig sind alle Worte im Angesicht des Todes! Selbst diese Worte aus Brahms' Requiem, die Vater und ich so oft zusammen gehört haben, und die er so liebte. –

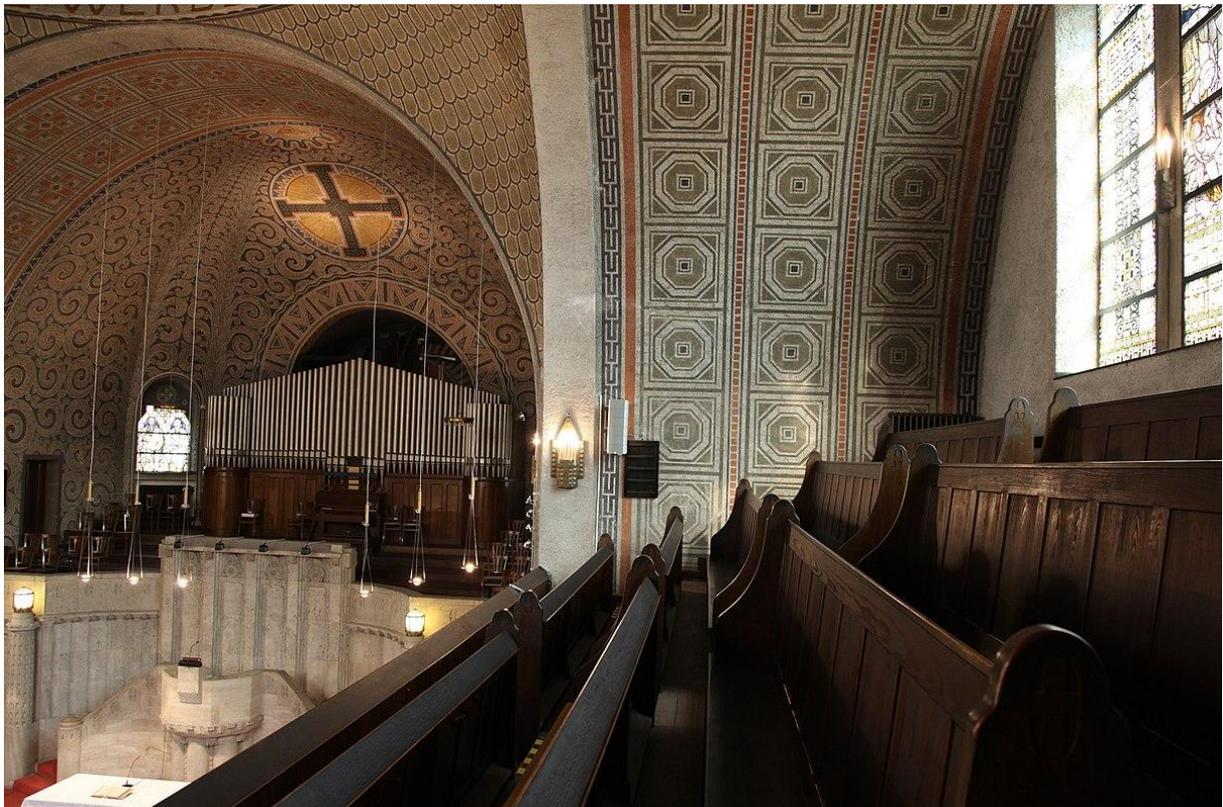
Langsam geht das Einatmen in Röcheln über, leiser werden die Atemzüge; nun ein Krampf mit verzerrtem Gesicht, noch zwei Atemzüge – ganz leise – und dann ist es still. Vater hat ausgelitten!

Es ist 9.30 Uhr, der 14. Oktober 1961.

+ + +

Am Mittwoch, einem kühlen, regnerischen Tag, wurde der teure Entschlafene beigesetzt. Gegen 11 Uhr versammelten sich mit der Familie in der Christuskirche die Amtsbrüder der Velberter Gemeinden, liebe Dankbundglieder von nah und fern, Freunde und Glieder der Gemeinde. Als die letzten Glockentöne verhallten, setzte der Organist leise mit dem Vorspiel ein. Plötzlich brach durch die bunten Glasscheiben ein heller Sonnenstrahl und tauchte für Augenblicke das Bild vor uns in ein freundliches Licht: den Sarg in der Mitte unter der Kanzel, den geschickte Hände kunstvoll mit weißen und rosa Nelken in üppiger Fülle geschmückt hatten, und die großen Kränze zu beiden Seiten des Sarges – je 4 mit ihrem Chrysanthemenschmuck, letzte Grüße der Pfarrer und Gemeindeglieder. –

Anfangs lag es wie stille Traurigkeit über allem. Doch schon mit dem Eingangslied „In dir ist Freude in allem Leide ...“ war es, als gemahne uns der Heimgegangene wie so oft im Leben, nicht der Traurigkeit das Feld zu überlassen, sondern der stillen Freude an Ihm das Herz aufzutun. Das geschah mehr und mehr unter der Predigt und besonders bei den tiefansprechenden Ausführungen über Phil. 4,4–6³³ durch Herrn Pastor Ingmar Flemming. (Ob es andern auch so erging wie mir? Ich hörte im Geiste Herrn Pastor über dieses, sein Lebenswort, ähnliche Gedanken aussprechen wie die gehörten, waren sie doch ganz in seinem Sinn gesagt.) Nach dem Gebet erklang mit überzeugender Kraft und Innigkeit „Jesu, meine Freude ...“ und zum Schluß „Gloria sei dir gesungen ...“ Dann wurde unter leiser Orgelbegleitung der Sarg von Presbytern hinausgetragen und zur Friedhofskapelle gebracht, wo sich mit der



**Die bunten Glasfenster in der Christuskirche, Velbert
(Fotos auf dieser und der nächsten Seite: Frank Vincentz, CC BY-SA 3.0)**

³³ „Freuet euch in dem Herrn allewege! Und abermals sage ich: Freuet euch! ⁵ Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen! Der Herr ist nahe! ⁶ Sorget nicht! Sondern in allen Dingen lasset eure Bit-ten im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden.“

Familie die Amtsbrüder und treue Freunde zur letzten Feierstunde gegen 3 Uhr nachmittags einfanden.

Es ist nicht zu beschreiben, in welcher Fülle herrlichster Blüten auf Kreuzen und Kränzen der Sarg stand. Wie hätte sich der Heimgegangene über den Anblick gefreut, wenn er ihn zu Lebzeiten hätte haben können! Vom Dankbund gewidmet lag in der Mitte vor dem Sarg ein großes Kreuz mit wundervollen weißen Chrysanthen. – Nach dem verlesenen Bibelwort aus Römer 8, am Ende – wie oft haben wir dieses Wort mit Herrn Pastor gesprochen! – sang der Velberter Kreis dreistimmig: „In jener goldenen Stadt ...“.



Nach der kurzen Feierstunde in der Kapelle blieb noch der kurze Gang über den Gottesacker zur letzten Ruhestätte. Unter den verklingenden Glockentönen des Sterbegeläuts wurde der Sarg in die Erde gesenkt. Dann traten nacheinander die Amtsbrüder, Prediger und Allianzbrüder an die Gruft, um mit Gottesworten von Sieg und Auferstehung Abschied zu nehmen von dem aus ihrer Mitte Heimgerufenen. Soviel Tröstendes klang auf, daß in dieser schweren Stunde nicht der Tod das letzte Wort behielt, sondern der Auferstandene durch seine wirkliche Gegenwart. –

Während die lieben Angehörigen des Entschlafenen das Verlangen nach Stille und Alleinsein heimtrieb, fanden sich noch einige Dankbundglieder im Gemeindehaus ein. Wie schon am Mittag hatten liebe Hände im Auftrage der Familie den Tisch gedeckt und boten jetzt Kaffee und Kuchen an. Nach kurzer Besprechung und gemeinsamem Gebet trennten wir uns mit dem ernstesten Entschluß, aus Dankbarkeit und innerster Verpflichtung alles daran zu setzen, um die Dankbundarbeit im Sinne unseres verehrten, heimgegangenen Dankbundvaters weiterzuführen.



ANHANG 1

Traueransprache für Pastor Hugo Flemming

am 18.10.1961 gehalten von Pastor Währisch, Velbert, über 2. Kor. 5,20

Schriftwort: „Ich bin die Auferstehung und das Leben,
wer an mich glaubt, der wird leben,
ob er gleich stürbe.
Und wer da lebet und glaubet an mich
Der wird nimmermehr sterben.“

Eingangsglied „In dir ist Freude in allem Leide“ (Vers 1 + 2)

Dieser Gottesdienst steht unter dem Thema Freude. Das, ist nicht selbstverständlich bei einem Trauergottesdienst. Der Ton einer Trauerfeier ist eigentlich das Leid und der Schmerz und die Trauer. Wir dürfen heute von der Freude reden, weil wir das glauben und bekennen dürfen: In dir ist Freude in allem Leide – eine Freude, die alles Leid überstrahlt, auch das Leid des Todes: Grund dieser Freude ist JESUS, der vom Tode auferstanden ist, der heute lebt, der wiederkommt, dem die Zukunft, auch unsere Zukunft gehört.

Darum wollen wir in dieser Stunde von Jesus reden, auch wenn wir von unserem heimgegangenen Bruder Abschied nehmen. Es ist für mich nicht ganz leicht, einige Worte des Gedenkens zu sagen. Ich habe den Heimgegangenen nur auf dem Ende seines Weges gekannt als sein Hausgenosse und auch als sein Bruder. Es sei mir daher gestattet, zwei Dinge zu nennen, die mir besonders in der Erinnerung sind aus der Begegnung mit ihm:

1.) Der heimgegangene Bruder war ein Besessener Jesu. Was das heißt, kann man nur verstehen, wenn man dieses Wort des Apostels hört und versteht: „So sind wir nun Botschafter an Christi Statt; denn Gott vermahnt durch uns, so bitten wir nun an Christi Statt ... Jesus ruft heute Menschen in seinen Dienst. Und die sich rufen lassen und ihm gehorsam sind, die sind von ihm ganz erfüllt, von ihm ganz besessen – so wie ein Zinzendorf den Gekreuzigten seine Passion nennen konnte. Auch die Passion unseres heimgegangenen Bruders war JESUS. In seinem Dienst ist er ganz aufgegangen. Wer das Wort des Apostels oberflächlich hört, der könnte meinen, es seien starke Worte, die er hier spräche, Worte von großer Selbsteinschätzung und gewaltigem Selbstbewußtsein. Die Botschafter Jesu sind oft so mißverstanden worden. Auch wir würden falsche Töne hören, wenn wir dieses Wort im Blick auf den heimgegangenen Bruder so hören würden. Gewiß, einem Prediger des Evangeliums kann oft schwindelig werden, daß er diese gewaltige Botschaft sagen darf und sagen soll, er, der doch auch Sünder ist, schwacher und ungehorsamer Mensch. Und dann Botschafter an Christi Statt?

Hier liegt der Grund, warum unser Gottesdienst unter dem Thema Freude stehen darf – nicht weil Jesus unserm Bruder eine große Ehre erwiesen hat, ihn seinen Botschafter sein zu lassen, sondern weil auch in dem Amt – vielleicht gerade da – in dem Amt eines Predigers und Evangelisten die Macht der Gnade Jesu aufleuchtet. Freude schenkt die Gnade, auch die Gnade des Dienstes für Jesus. Denn wie anders könnte ein Mensch in den Dienst Jesu treten, der nicht vorher selber durch die Gnade Jesu überwunden und zum Dienst gereinigt ist? Der Erweckungspfarrrer F.W. Krummacher drückt es in einem seiner Lieder so aus:

Das war ja so dein Wesen von alten Tagen her,
Daß du dir hast erlesen, was arm, gebeugt und leer.
Daß mit zerbrochnen Stäben du deine Wunder tatst,
Und mit geknickten Reben die Feinde untertratst.

Da steht Jesus im Mittelpunkt. Darum müssen wir jetzt auch von Jesus reden, von dem Jesus, der unseren heimgegangenen Bruder in seiner Gnade in seinen Dienst berufen hat, der ihn bevollmächtigt und auch in seinem langen Dienst beglaubigt hat. Darum müssen und sollen wir jetzt auch Jesus loben und preisen, der uns seine Gnade alle Tage neu anbietet, der uns sucht und ruft! Hinter dem Amt des Botschafters, des Predigers steht Jesus in seiner Macht und Herrlichkeit. Auf diesen Jesus hat



der Heimgegangene gewiesen mit der ganzen Energie seines Lebens. Auf IHN wollen auch wir sehen. Ihn wollen wir loben wegen seiner Gnade, die alle Morgen neu ist.

2.) Und nun darf ich noch etwas anderes aufzeichnen. Ich denke an unsere monatlichen Allianz-Brüderstunden, die unser Bruder Flemming mit großer Regelmäßigkeit und ganzer Liebe bis zum Schluß besuchte. Dabei gehörte er zu denen, die immer am Gespräch über der Bibel beteiligt waren. Durch alle seine Äußerungen zog es sich wie ein roter Faden, dieses Bekenntnis und die Hoffnung: Jesus, der Sieger über den Teufel, kommt wieder! Sieghafter Glaube! Das ist es ja nun auch, was hier den Paulus in seinem Dienst bewegt, wenn er die Botschaft so zusammenfaßt: Lasset euch versöhnen mit Gott! Dieser große Tag Jesu möge uns nicht unvorbereitet treffen. Auf diesen Tag kann man nur recht warten, wenn man unter dem Kreuz Jesu steht.

Ich meine, das sei der ganze Inhalt des Lebens unseres Bruders gewesen – in den Gemeinden, in denen er Dienst getan, und auch als Evangelist, diese Botschaft zu sagen: Lasset euch versöhnen mit Gott! Ein armes Leben, über das nur solches zu sagen ist? Nein, das ist ein reiches Leben, reicher kann es gar nicht sein, weil es auch hier wieder ganz um Jesus geht, ganz und gar. Diese Botschaft kann nur gepredigt werden, wenn man gar nicht anders kann und weiß als Jesus. und zwar den Gekreuzigten. Das mag sehr einseitig sein, aber es ist heilige Einseitigkeit. Einseitigkeit des Paulus, des Täufers Johannes. Und gerade so wird unser Blick wieder auf Jesus und ganz auf IHN gelenkt. Auf IHN muß man weisen. Denn bei ihm und durch ihn fällt die Entscheidung unseres Lebens. Wer die Botschaft vom Kreuz predigt, der kann nur auf Jesus zeigen, nur auf das Kreuz weisen, wo Gott Frieden mit uns macht, wo er den für uns zur Sünde machte, in dem keine Sünde war.

3.) So wird das Leben des heimgegangenen Predigers in dieser Stunde noch einmal zu einer Predigt an seine letzte Gemeinde, in der er Dienst tat. Ich meine, es wäre eine unüberhörbare Predigt, die dringende Mahnung, die uns in dieser Botschaft zugerufen wird. Eine Gemeinde kann ihrem früheren Pfarrer danken – sie sollte es tun für seinen Dienst. Sie kann Gott danken für den Segen, den er ihr durch seinen Diener geschenkt hat – und sie würde viel versäumen, wenn sie das nicht täte. Aber sie sollte vor allem hören auf die Botschaft, die in ihr an Christi Statt verkündigt wurde und wird. Es geht ja nicht um eine menschliche Meinung. Es geht: auch nicht um irgendwelche menschlichen Dinge, die am Rande liegen. Ob wir, diese Botschaft annehmen, davon hängt unser Leben ab. Unsere Seligkeit! Versöhnung mit Gott – damit ist das Zentralproblem unseres menschlichen Lebens genannt. Gott sucht uns, er sucht die, die sich von ihm losgesagt haben; er sucht die Sünder und die Verlorenen. Er sucht sie mit ganzer Energie. Darum hat er seinen Sohn sterben lassen. Darum hat er in zwei Jahrtausenden seine Boten ausgesandt, auch unseren Bruder. Er sucht sie, damit sie im Glauben an Jesus zum Frieden kommen, zum Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, zu dem Frieden, in dem ewiges Leben ist.

Über dieser Stunde steht das Thema FREUDE. Das ist die Freude, die Jesus schenkt, die auch kein Leid und keine Trauer überschatten kann. Es ist die Freude, die das Evangelium schenkt, wenn wir ihm glauben. Darum wollen wir in dieser Stunde von dem heimgerufenen Bruder weg auf Jesus sehen, den er gepredigt hat, dem er gelebt hat, dem er auch gestorben ist.

ANHANG 2

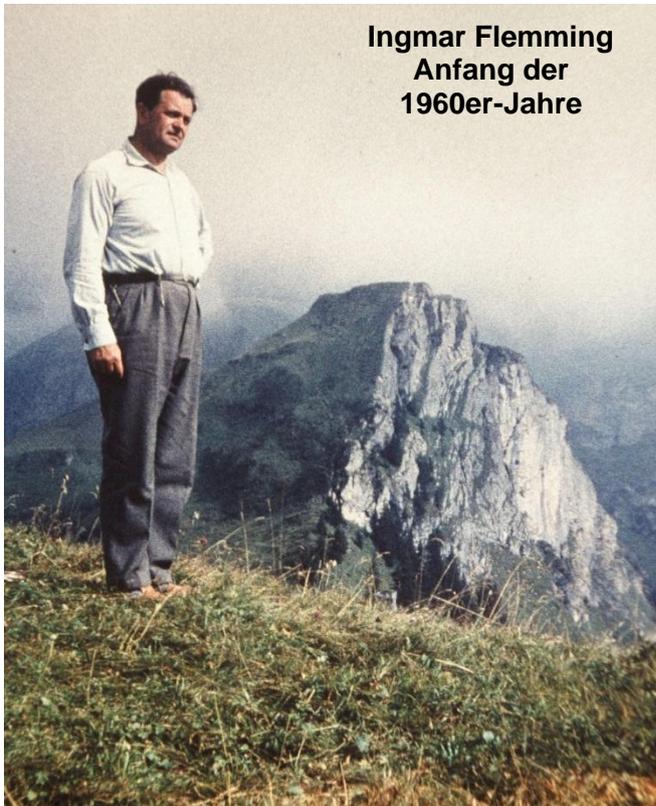
Traueransprache für Pastor Hugo Flemming

am 18.10.1961 gehalten von seinem Sohn Pastor Ingmar Flemming über Phil. 4,4–6

„Freuet euch in dem Herrn allewege!“

Das ist die Überschrift und das Motto für das Leben meines Vaters. Der Apostel Paulus kennt die Menschenherzen und weiß, wie sehr wir uns nach Freude sehnen. Andererseits weiß er aber auch, wie weit wir alle von der Freude entfernt sind, und wie wir immer sagen, ich kann mich nicht freuen. Darum schreibt er uns, als ob er jeden Widerspruch wegwischen wollte: „Abermals sage ich: Freuet euch!“ Und nun zeigt der Apostel, wie wir es machen müssen, um von allem Leide in die Freude hineinzukommen. Er zeigt uns in diesem Textworte vier Türen, durch die wir aus der Dunkelheit des Leides in die Freude eingehen können.

I. Die erste Tür lautet: „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen.“ Wenn wir das Wort Lindigkeit hören, denken wir an die linde Hand einer Mutter, die über die fieberheiße Stirn ihres Kindes sanft hinwegstreicht. Ihre ganze Liebe liegt in dieser einen Bewegung. Und das



meint auch der Apostel: Zeigt dem anderen eure ganze Liebe. So hat es auch mein Vater getan. Es war wohl nicht die linde Art einer Mutter, mit der er seine Liebe zeigte, sondern mehr eine herbe Art, die bisweilen sogar hart anmuten konnte. Und trotzdem merkte jeder, der in seiner Seelsorge war, die große Liebe und den heiligen Ernst, mit dem er um die Seele jedes einzelnen rang, und wie vielen ist er doch als Seelsorger ein wirklicher Helfer und Freudebringer geworden! Durch diese Liebe, die er ausströmte, kam er auch selbst hinein in die Freude. – Einmal sagte Vater zu mir: „Jung, verkaufe dich ganz an die Liebe.“ Damit meinte er die Liebe Jesu Christi, daß wir von unserem eigenen Ich loskommen sollten, um ganz für den anderen zu leben. Und wer sich so selbst vergißt und die Liebe Christi dem Nächsten gibt, der ist schon durch diese erste Tür hineingegangen in die Freude. So steht unser Vater da und weist uns hin, zeige dem anderen deine Liebe und vergiß dich selbst, so gelangst auch du in die Freude.

II. Der Apostel Paulus zeigt uns aber noch eine zweite Tür zu Freude: „Der Herr ist nahe!“ Dieser Gedanke der nahen Wiederkunft Jesu Christi wurde – je länger, je mehr – ein Haupt- und Leitgedanke meines Vaters, auf den er uns immer wieder hinwies, daß wir doch Menschen würden, die auf die Wiederkunft Christi warteten und frohen Hauptes der Entrückung entgegengingen. Wo die Wiederkunft Christi recht verstanden wird, bleibt sie aber nicht nur ein theoretischer Gedanke, sondern hat große praktische Folgerungen. Der Gedanke an den wiederkehrenden Herrn treibt uns hinein in ein Leben der Heiligung. Wir müssen den fünf klugen Jungfrauen gleichen, die bereit waren, ihren Herrn zu empfangen und das Hochzeits- und Freudenfest mit IHM zu feiern. Die Nähe der Wiederkunft Jesu Christi wird so für uns die zweite Tür zur Freude. Wie es in Lukas 21, Vers 28 heißt: „Wenn aber dies anfängt zu geschehen, so sehet auf und erhebet eure Häupter, darum, daß sich eure Erlösung naht.“ Das war sein Lebensmotto geworden: „IHM entgegen!“ Und dieser Gedanke, bei der Wiederkunft

Christi als Bräutigam für seine Gemeinde mit dazugehören zu dürfen, ist für uns die zweite Tür, durch die auch wir zur Freude gelangen können.

III. Der Apostel weist uns noch auf eine dritte Tür zur Freude hin. Sie lautet: „Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Bitten im Gebet und Flehen – – vor Gott kund werden.“ Vater war oft umgeben von sorgenden und schwermütigen Menschen, Und auch selbst hat er manches Leid durchstehen müssen. Da war dies Wort ihm immer ein Hinweis: „Sorget nichts.“ Oft habe ich ihn im Gebet gesehen, wie er all sein Sorgen Gott darbrachte und nachher froh und befreit uns andere aufrichten und trösten konnte. Er war gewiß, daß nun Gott die Sorge in die Hand genommen hatte. So werden wir geborgene Menschen. Diesen Gedanken, sein ganzes Leben Gott anzuvertrauen, so daß wir nichts mehr sorgen müssen, hat er seinen beiden Enkelkindern in besonders eindrucksvoller Weise hinterlassen. Er ließ jedem Kind ein Bild malen mit zwei Schwälbchen. Diese sind aus dem Nest gefallen und liegen nun hilflos auf dem Erdboden, so daß jede Katze sie holen und jedes Unheil sie treffen kann. Aber da kommt ein Mensch und nimmt sie in die rettende Hand und deckt die andere Hand darüber, so daß den Schwälbchen nun kein Leid mehr geschehen kann. So ist es auch mit dem Gotteskind. Es liegt oft hilflos da, allen Gefahren preisgegeben. Wo ein Mensch aber betet, da ist er geborgen von der großen Gotteshand, daß uns nichts geschehen kann; da hört all unser Sorgen auf, und wir sind in die Freude hineingekommen: Die große Freude, daß wir einen Herrn haben, der für uns sorgt! So steht Vater als Wegweiser und weist auf diese Tür hin: „Sorget nichts, sondern lasset all eure Bitten vor Gott kund werden.“



**Ingmar und seine Frau Emma
Anfang der 1960er-Jahre**

IV. Noch eine letzte Tür zeigt uns das Textwort, nämlich die Tür der Dankbarkeit, die zur Freude hinführt: „Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Bitten im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden.“ Die Dankbarkeit war auch ein wichtiger Gedanke im Leben meines Vaters, Schon früh mußten wir Kinder lernen, Menschen zu danken, damit wir auch Gott gegenüber dankbar würden; Und alle seine Seelsorgekinder faßte er ja im sogenannten Trost- und Dankbund zusammen. Und wir haben uns ja verpflichtet für alles, auch für das Leid zu danken, weil uns Gott dadurch vertieft, an uns arbeitet und seine Hilfe in allem Leide schenkt. Die Dankbarkeit ist die vierte Tür zur Freude, Wer alles als Selbstverständlichkeit hinnimmt, was Gott gibt, oder wer gar murren, kommt nie in die Freude hinein, sondern es ist schon so, wie der 50. Psalm sagt: „Wer Dank opfert, der preiset Mich; und da ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes!“

Wenn ich über diesen Text nachdenke, so fällt mir ein Bild aus der Jugendzeit ein. Es war Weihnachten! Im Weihnachtszimmer hatten Vater und Mutter die Lichter an dem großen Christbaum angezündet, und alle Geschenke warteten drinnen auf uns. Wir aber standen draußen im Dunkeln. Nur die geschlossene Tür trennte uns von aller Herrlichkeit. So stehen auch wir jetzt als Leidtragende im Dunkeln und in der Trostlosigkeit des Leides. Aber da zeigt uns Vater die Tür. Ja, nicht nur eine Tür, sondern gleich vier Türen, durch die wir in die Freude des Herrn eingehen können. Laßt uns der Wegweisung unseres Vaters Folge leisten, diese vier Türen öffnen, damit wir in die Herrlichkeit hineinkommen, in die Freude „in dem Herrn“, und so durch IHN getröstete Leute werden. Amen.

ANHANG 3

Ingmar Flemming: Lebenslauf von Hugo Flemming

Mein Vater Hugo Flemming, das dritte Kind von Eduard Flemming und Emilie geb. Sattler, war eine durchaus kämpferische Natur. Sein Bruder Hans schrieb einmal von Wolfenbüttel aus, wo beide die Schule besuchten: „Ich habe selten eine Keilerei auf dem Schulhof gesehen, in die nicht mein jüngerer Bruder Hugo verwickelt war.“ Dieser kämpferische Geist machte sich auch gleich in Sölde bemerkbar, wo er als Prädikant mit seinem Lehrherrn in Meinungsverschiedenheiten geriet. Zunächst musste er noch einige Jahre als Lehrer in Schöningen und Bad Harzburg zubringen, weil ein Überschuss an Kandidaten der Theologie bestand.

Von Missionsinspektor Max Braun wurde er als Hilfsprediger nach Berlin gerufen, folgte diesem Ruf und zog mit meiner Mutter Elsa Hammarsten dorthin, die er im Jahr 1907 in Stockholm geheiratet hatte. Von meinem schwedischen Großvater hat er manche religiöse Impulse erhalten.

Von seiner Hilfspredigerstelle aus in Berlin war Vater bald in der Stadtmission gelandet, wo er eine geeignete Plattform für seinen Tatendrang fand. Man hatte ihn dort als einen der sieben Stadtmissionsinspektoren gewählt und war nun doch sehr verwundert über seine Selbständigkeit und über seinen Tatendrang. Er übernahm sofort die musikalische Leitung, hatte einen großen Chor, ein Doppelquartett, eine Kurrende und veranstaltete häufig sog. Wett-singen aller Stadtmissionschöre. Mit dem Doppelquartett reiste er auch in Deutschland herum, um Kollekten für die Stadtmission zu bekommen.

In der sog. Mitternachtsmission sprach er nachts auf der Straße Menschen an, die sich völlig von Gott losgesagt hatten, und versuchte, sie in ein geordnetes neues Leben hineinzuführen. Außerdem hatte er in seiner Hilfspredigerstelle in der Jesus-Kirche die Blumenmission kennengelernt. Es hatte sich dort ein fester Stamm von Zuhörern herausgebildet, und wenn



Ingmar und Emma Mitte der 1980er-Jahre

einer von diesen fehlte, sei es aus Krankheitsgründen, sei es aus irgendwelchen anderen Gründen, so brachte man ihm einen Blumenstrauß und erkundigte sich nach seinem Ergehen. Überall, wo mein Vater Pastor war, führte er diese zur Treue erziehende Einrichtung der Blumenmission ein.

Nach sieben Jahren in der Stadtmission hatte Vater sich durch seine aufreibende Tätigkeit ein Herzleiden zugezogen und musste sich nach einer ruhigeren Arbeit umsehen. So kam er als Pastor in die kleine Residenzstadt Neustrelitz, wo er schon früher mit seinem Doppelquartett Dienst getan hatte. Hier wirkte er wie ein Hecht im Karpfenteich und eckte sowohl bei der Pastorenschaft, wie auch am großherzoglichen Hof und in der Gemeinde an.

Vater hatte ein festes Ziel, nämlich Menschen für Jesus zu gewinnen. Darum machte er auch so viele Hausbesuche, was für die Neustrelitzer Gemeinde ein völliges Novum war. Außerdem predigte er so klar von Sünde und Gnade, dass seine Amtsbrüder daran Anstoß nahmen und meinten, so könne man in Berlin predigen, aber nicht in der Hofstadt Neustrelitz, denn da gäbe es keine Sünder!

Alle seine Neuerungen und Erfahrungen, die er in der Berliner Stadtmission kennengelernt hatte, suchte er auch in Neustrelitz zu verwirklichen. Dort begründete er außerdem den Kinderchor, einen eigenen Chor, eine Bibelstunden-Blumenmission und ließ oftmals auch Evangelisten kommen, um Evangelisationen zu halten. Seine Kollegen waren darüber entsetzt und meinten, er brächte dadurch das stille ruhige Kleinstadtleben ganz durcheinander.

Im Jahre 1924 war es dann so weit, dass Gott die Arbeit meines Vaters dadurch entlohnte, dass in Neustrelitz eine Erweckung einsetzte. Ganze Gruppen von Menschen kamen zur Beichte, bekannten im seelsorgerlichen Gespräch ihre Sünden und fingen ein neues Leben an, in welchem Christus der Mittelpunkt war. Der Gottesdienst- und der Bibelstundenbesuch steigerten sich sehr. Es war ein wirklicher Neuaufbruch von vielen, vielen Menschen, die froh darüber waren, von Christus angenommen zu sein und die Heilsgewißheit bekommen zu haben.

Auf der anderen Seite wurde meinem Vater von der Pfarrerschaft und auch von seinen Vorgesetzten das Leben so schwer gemacht, dass er nicht mehr in Neustrelitz als Pastor bleiben konnte, sondern als Evangelist von der Wichernvereinigung angestellt seinen Reisedienst bis zum Jahr 1933 aufnahm. Wir blieben in Neustrelitz, aber Vater reiste nun in ganz Deutschland vom Rheinland bis nach Ostpreußen herum und hielt meist achttägige Evangelisationen, wohin er eben gerufen wurde. Es war dies wohl die größte und schönste Zeit für meinen Vater. Er hatte nichts mehr mit all dem Kleinkram des Pfarramtes zu tun, sondern nur noch Evangelisationsdienst mit der dazugehörigen Seelsorge, die ihn ganz beanspruchte. Eine große Anzahl derer, die mit unserem Herrn einen neuen Anfang gemacht hatten, sammelte er in dem sogenannten Dankbund und blieb mit ihnen durch zweimal im Jahr stattfindende Tagungen, durch seine Kantateblättchen und durch schriftlich-seelsorgerliche Korrespondenz verbunden.

In dieser Zeit wurde auch seine schriftstellerische Arbeit, die er schon zur Zeit der Stadtmission angefangen hatte, weiter fortgesetzt. Im Ganzen hat Vater etwa 40 Bücher geschrieben. Der Evangelisationsdienst war jedoch so anstrengend, dass er sich wieder um ein Pfarramt bewarb. Im Januar 1933 wurde er in Velbert/ Rheinland, wo er gerade eine Evangelisation gehalten hatte, zum Pfarrer gewählt. Wie in Neustrelitz, so setzte er auch hier seine Arbeit mit gleicher Tatkraft fort, bis er 1947 als 70-jähriger pensioniert wurde.

Nun galt seine Fürsorge dem sog. Dankbund, den er seelsorgerlich betreute. Am 16.10.1961 starb Vater an einem Magengeschwür im Krankenhaus der Nachbarstadt Werden als Dreiundachtzigjähriger. Ein kämpferisches Leben, das viel Frucht für die Ewigkeit gebracht hatte, war damit zuende gegangen.



Ingmar 1988

I. Flemming, P.

ANHANG 4

Überlieferter Text aus der Velberter Gemeinde

Pfarrer Flemming

Pfarrer Flemmings Grundbefindlichkeit, Einstellungen und Verhaltensweisen waren fest geprägt, als er am 8.1.1933 als 55jähriger in Velbert eingeführt wurde. Einschließlich Vikariatszeit war er nur 5 Jahre im Pfarrdienst tätig. Vorher arbeitete er 7 Jahre als Missionar in der Berliner Stadtmission. Dann erlebte er als Pfarrer in Neustrelitz seine Erweckung und wurde Evangelist, um 12 Jahre Evangelisationen durchzuführen und missionarische Schriften zu verfassen. Die Evangelisation vom 18. – 27.9.1932 machte ihn während der Vakanz nach der Verabschiedung von Pfarrer Denkhäus in Velbert bekannt.

Pfarrer Flemming legte die Denk- und Verhaltensweisen des Evangelisten nie ab, wollte die Schriftenmission fortsetzen und auch regelmäßig Evangelisationen durchführen. Sein Engagement als Herausgeber, Redakteur und einziger Autor der Monatshefte „Kantate“ behielt er mindestens bis ins Jahr 1936 bei. Am 17.5.1935 rügte das Presbyterium die Vernachlässigung des Dienstes in der Gemeinde wegen schriftstellerischer und evangelistischer Tätigkeiten. Das Ansinnen, jährlich neben dem Jahresurlaub 4 Wochen Sonderurlaub für 2 Evangelisationen zu erhalten, lehnte das Presbyterium am 5.5.1936 brüsk ab.



**Christuskirche, Velbert
(Foto: Derwatz, CC BY-SA 3.0)**

Die Basis emotionalen Erlebens und die erweckliche Evangelisation waren auch in seiner Pfarrtätigkeit immer lebendig.

Am 1.3.1933 übernahm er den Vorsitz im EMJV³⁴ und führte bei diesem am Himmelfahrtstag 1933 das Waldfest und den Waldgottesdienst ein. Nachdem er im Kampf um die Eingliederung in die HJ das Vertrauen des Vereins verloren hatte, setzte er die Waldfeste und -gottesdienste im Rahmen der Allianz fort.

Da erweckliche Verkündigung beim Großteil der Gemeinde offenbar nicht ankam, pflegte er sie vor allem in seiner „Mittwochs-Bibelstunde“. In ihr führte er das „Blumenfest“ ein. Blumen seien Verkörperungen von Gedanken Gottes. Ihre Betrachtung hebe den Menschen über seinen irdischen Gedankenkreis hinaus.

Die Mittwochs-Bibelstunde beging ihre eigenen Erntedank- und Weihnachtsfeiern. Sie wuchs zu einer so engen Gemeinschaft zusammen, daß bei Pfarrer Flemmings Versetzung in den Ruhestand 1947 sowohl er selbst als auch die Mitglieder zusammenbleiben wollten.

Zu Kindern und Jugendlichen fand Pfarrer Flemming als 55jähriger keine Einstellung mehr. So ereiferte er sich über das Karnevalstreiben als Verspottung des Leidens Christi und forderte, daß Kinder, die daran teilnahmen, sich z. B. vermummten, von der Konfirmation ausgeschlossen würden.

Wenige Wochen nur nach seiner Einführung hatte er die Leitung des Kindergottesdienstes inne. Als dem Vorsitzenden des Evangelischen Mädchenbundes warf ihm bereits im Oktober 1933 das Presbyterium vor, die Gruppe so zu vernachlässigen, daß sie praktisch nicht mehr

³⁴ Evangelischer Männer- und Jünglingsverein

existiere. Schließlich fühlte sich auch der EMJV von ihm im Stich gelassen und forderte am 18.1.1934 seine Ablösung als Vorsitzenden.

Im Kantate-Heft Juli 1932 schrieb Pfarrer Flemming, in Zeiten religiösen Tiefstandes werde die Gotteserfahrung an ein Volk durch nationale Heldengestalten vermittelt, die Gott mit seiner Befreiung und nationalen Einigung beauftrage. In diesem Sinne verglich er Hitler auf der Kundgebung zu dessen Geburtstag am 20.4.1933 im Rheinischen Hof mit einer „alttestamentarischen Erlösergestalt“. Gott habe ihn uns zum Retter bestimmt. Er rette Deutschland vor dem Chaos des Bolschewismus. Mit dessen Terror habe die getreue Schar von 40 SA-Männern in der berühmten Bürgerbräu-Versammlung Schluß gemacht. Hitler führe das deutsche Volk auf den Weg Gottes.

In der Festpredigt zum „Jahrestag der nationalen Erhebung“ am 30.1.1934 verglich Pfarrer Flemming die Berufung des „unbekannten Kriegsgefreiten“ Hitler durch Gott zur Rettung Deutschlands mit dem Auftrag Gottes an den unbekanntes Bauernsohn Gideon zur Rettung des Volkes Israel vor den Midianitern sowie die „getreue“ SA in der Saalschlacht gegen die „bolschewistische, blutige Bestie“ mit den 300 Israeliten Gideons.



**Christuskirche, Velbert
(Foto: Frank Vincentz, CC BY-SA 3.0)**

Diese überschwengliche Verehrung Hitlers führte dazu, daß Pfarrer Flemming als DC³⁵-Anhänger galt. In der Presbyteriumssitzung am 24.9.1935 wurde ihm dies unterstellt, worauf er glaubhaft versicherte, nicht zu den DC zu gehören.

In der Tat wurden nach dem Abgang von Pfarrer Kinzel die wöchentlichen DC-Bibelstunden und -Andachten, -Gottesfeiern und -Unterrichtveranstaltungen ausschließlich von auswärtigen Pfarrern und Predigern durchgeführt.

Daß Pfarrer Flemming nicht den DC beitrug, dürfte seinen Grund in seiner Würdigung des jüdischen Volkes als eines Volkes Gottes, nicht des Satans, haben, wie schon die Vergleiche Hitlers mit Gideon und der „Helden“ der SA mit den israelitischen Kämpfern Gideons andeuteten. Er lehnte die Verfluchung der Juden ab. Im April 1936 schrieb er im Kantate-Heft, die Siedlungen der Juden in Palästina seien ein „Zeichen, daß der verdorrte Feigenbaum wieder Blätter gewinnt und ausschlägt.“

In der Spannung zwischen Hitler-Verehrung und Ablehnung des Rassismus wurde Pfarrer Flemming im Kirchenkampf entscheidungsunsicher. In den 8 Jahre dauernden Auseinandersetzungen seiner Pfarrerkollegen und des Presbyteriums mit den DC beteiligte er sich nie argumentativ. In der Regel votierte er gegen die anmaßenden Anträge der DC, zumal nach deren Abschwenkung in die Thüringer Richtung.

Pfarrer Flemming zog sich nach dem Weggang seines Freundes Pfarrer Kinzel, also während der letzten 10 Jahre des Dritten Reiches, innerhalb der Gemeinde und deren Vertretungsorganen in einen pietistischen Eifenbeinturm zurück.

³⁵ Deutsche Christen – Strömung im deutschen Protestantismus, die die evangelische Kirche dem Nationalsozialismus angleichen wollte.

ANHANG 5

Hans Brandenburg über Hugo Flemming

Auszug aus dem Buch von Hans Brandenburg: „Gott begegnete mir“. Die komplette Autobiografie ist online zu finden unter:

<https://www.sermon-online.com/de/contents/22540>

Über das Jahr 1915 und seine Begegnung mit Hugo Flemming schreibt Brandenburg in dem Kapitel „II. Bekehrt zum Dienst“ (Seite 182 f.):

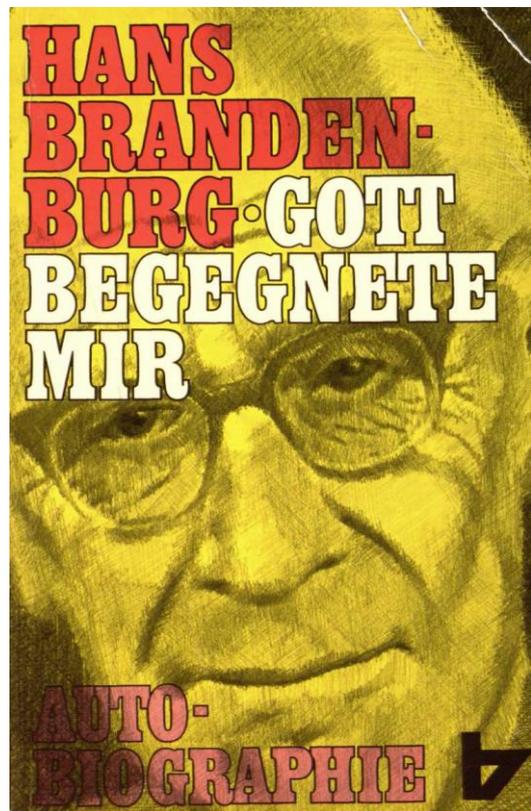
Im Kirchenchor wurde ich manchmal gefragt: „Warum arbeiten Sie nicht in der Stadtmission mit? Sie sind doch Theologiestudent! So viel Stadtmissionare und Kandidaten sind einberufen. Jede Kraft ist nötig.“ Ich lächelte dann verlegen und versuchte, mich herauszureden. Einmal monatlich veranstalteten wir ein volksmissionarisches Abendkonzert in der Stadtmissionskirche, wo in der Regel Pastor Hugo Flemming eine erweckliche Ansprache hielt. Dieser junge Stadtmissionsinspektor machte mir Eindruck. An ihm war nichts „Pastorales“ im Sinne eines steifen Amtsbewußtseins. Flemming konnte von Jesus mit einer beglückenden Selbstverständlichkeit sprechen. Er verschwieg nicht den vollen Anspruch, den Jesus als Herr an uns hat, aber er zeigte auch die reiche Erfüllung, die wir für unser Leben bei ihm finden.

Ja, so wollte ich glauben können! Und so mit Jesus leben! Das war es, was ich suchte. Ich wußte bald: Flemming würde mir den Weg zum lebendigen Glauben weisen können. Er würde mir keine Moralpredigt halten, mich auch nicht mit frommen Worten abspeisen, und er würde doch die Sünde nicht verharmlosen.

Als Flemming von seinem Sommerurlaub zurück war, meldete ich mich zum Gespräch bei ihm an. Seine Sprechstunden hielt er im Hauptquartier der Stadtmission „Am Johannestisch«. Und nun saß ich Flemming gegenüber und erzählte ihm, daß ich im Kirchenchor mitsänge und ihn daher kenne. Auch daß ich gehört hätte, viele Mitarbeiter der Stadtmission seien einberufen. Daher stände ich vor der Frage, ob ich irgendwie mitarbeiten könnte. Vermutlich hatte ich gemeint, er würde mich mit lautem Dank in den Mitarbeiterkreis der Stadtmission aufnehmen. Statt dessen aber sagte Flemming wörtlich: „Stadtmissionsarbeit wollen Sie tun? Ja, das ist ja nun nicht eine Arbeit wie andere Arbeiten. Da muß ich Sie zuerst etwas fragen, was man Sie vielleicht noch nie gefragt hat: Wie stehen Sie zu Jesus?“

Gerade vor dieser Frage war mir bange gewesen. Denn auf sie wußte ich keine Antwort. Aber ausweichen konnte ich nun nicht mehr. So sagte ich, was ich ehrlich sagen konnte: „Ich will ihm dienen!“ Das wollte ich. Denn ich dachte: Jeder noch so äußerliche Dienst in der Stadtmission ist ja doch Jesusdienst, ich könnte ja Adressen schreiben oder Pakete austragen.

Flemming wollte oder konnte wohl heute nicht ausführlicher werden und sagte daher bloß: „Dienen wollen Sie ihm? Nun gut, dann kommen Sie doch morgen abend mit uns in die Nachtmission.“ Trotz des Schrecks, der mir durch die Glieder fuhr, konnte ich nicht anders als zusagen. „Also dann morgen abend halb zehn Uhr in der kleinen Querhalle.“ Damit war ich entlassen.



Nachtmission! Mein Herz klopfte mir gewaltig bei dem Gedanken, morgen abend auf den Straßen Berlins im Kampf gegen die öffentliche Prostitution zu stehen. Ich bin von Natur ängstlich und fürchtete mich vor den gewalttätigen Leuten Berlins bei Nacht. Aber der Rückzug war mir abgeschnitten. Es gab jetzt nur noch eine Flucht nach vorne.

Und dann war ich am nächsten Abend pünktlich zur Stelle. Eine kleine Schar, die ich noch näher kennen lernen sollte, sammelte sich hier. Flemming hielt uns eine kurze Andacht, nach der gemeinsam kniend gebetet wurde. Das war etwas Neues für mich. Ich blieb stumm. Neben einigen Männern waren da auch zwei Frauen, eine Missionarswitwe und eine Fürsorgerin. Sangen sie schon an jenem Abend das aus dem Englischen übersetzte Lied: „Suche vom Grabesrand Seelen zu retten“? Ich weiß es nicht recht. Später haben wir es oft gesungen. Es war wie für unsere Situation gedichtet. Ich kenne all die Gründe der Kritik gegen diese englischen Lieder recht gut. Aber ich wünschte, alle die Kritiker kämen in ähnliche Situationen, um zu erkennen, daß hier unser schöner feierlicher Choral nicht hinpaßt und nicht ausreicht.

Ich wurde dem alten Bruder H. beigeordnet, der auf den Schlesischen Bahnhof fahren wollte, um dort einige Stunden lang Blätter zu verteilen und Gespräche anzuknüpfen. Ich bekam einen Stoß „Rettungen“, des Blattes vom Blauen Kreuz, in die Hand gedrückt, um sie dort an den Mann zu bringen. Ich war sehr skeptisch. Wenn das nur gut geht! – Auf der Straße näherte sich uns ein Schutzmann. Noch hatte ich das peinliche Gefühl, unter Polizeiaufsicht zu stehen, nicht überwunden. Ich wollte nicht viel mit der Polizei zu tun haben. Anders dachte mein Mentor in der Nachtmissionsarbeit.

„Hier habe ich ein Blatt vom Bund christlicher Polizeibeamten; das könnten Sie dem Schutzmann gleich geben!“



Psalm 40,3

Ich? Wieso? Aber schon hatte ich das Blatt in der Hand, und der Vertreter der Staatsmacht nahte sich mit strenger Amtsmiene. Das war noch einer von der alten Sorte mit Pickelhaube und hochgezwirbeltem Schnurrbart. Ich kam mir vor wie ein Lamm vor dem Wolf. Was sollte ich vor diesem gestrengen Wachtmeister mit meinem Blättchen? Ach, es war der erste schwache Versuch eines öffentlichen Bekenntnisses zu Jesus. Mit etwas zitternder Stimme begann ich meine Attacke: „Darf ich Ihnen wohl ein Blatt anbieten, Herr Wachtmeister“, wagte ich zu flüstern.

„Na, wat harn Se denn da?“ klang es mir selbstbewußt entgegen. Ich war mit meinem Latein zu Ende und hätte hilflos geschwiegen, wenn nicht mein alter Schutzengel dazugetreten wäre. Der brachte zielbewußt das Gespräch auf den Bund christlicher Polizeibeamten: „Da sollten Sie mal hingehen, Herr Wachtmeister.“ Ich staunte über die Courage des Alten. „Na ja, man ginge schon mal hin, man wird aber ja nie einjelen dazu“, schnarrte es zurück. Ich wollte gerade mit einem „Jawohl, ganz recht“ quittieren und hoffte, unsere Straßenbahn käme bald. Aber unser Nachtmissionar war noch nicht fertig.

„Eingeladen wollen Sie werden? Das will ich besorgen. Darf ich eben um Ihren Namen bitten?“ Schon hatte er die Adresse im Notizbuch, als auch unsere Bahn kam. Ich hatte in diesen ersten Minuten allerhand gelernt.

Und dann kam der Schlesische Bahnhof. Mein Herzklopfen verging sehr bald. Hier war Hochbetrieb: Soldaten, Reisende, Nachtbummler. Mein väterlicher Freund hatte mich auf einen günstigen Platz eingepflanzt. Ich stand in der Halle und gab meine Blätter her. Fast war die Nachfrage größer als mein Angebot. Ich war ja noch in Zivil, aber der andere hatte die Schirmmütze der Nachtmissionare mit der Aufschrift: „Stadtmission“, dazu eine dunkle Litewka mit blanken Knöpfen und weißem Kreuz auf hellblauen Aufschlägen. Diese Diensttracht sollte ich nun auch bald tragen. Der Berliner zeigte sich auch hier von der lebenswürdigen Seite. Harmloser Humor und Scherz, ohne blasphemisch zu sein, begegneten mir. Das Ganze schien nicht so schwer zu sein, wie ich befürchtet hatte.

Äußerlich ging also alles glatt, aber innerlich war mir nicht wohl. Hatte ich das Recht zu solch demonstrativem Auftreten? War ich ganz ehrlich? In den nächsten Tagen gingen mir diese Gedanken durch Herz und Kopf. Noch zweimal war ich nachts dabei. Es war wohl vor dem dritten Nachtmissionsgang, als Flemming uns wieder die vorbereitende Andacht hielt. Er sprach über das Wort aus dem 32. Psalm: „Da ich's wollte verschweigen, verschmachtet meine Gebeine ... darum bekannte ich dir meine Sünde ... da vergabst du mir die Missetat meiner Sünde.“ Nun geriet ich in ein Trommelfeuer Gottes. Flemming sprach ohne Abzweckung auf mich, den er kaum kannte. Er schöpfte aus einer seelsorgerlichen Erfahrung, die er erst kürzlich gemacht hatte. Gewiß gäbe es bei uns Evangelischen keinen Beichtzwang, aber es gäbe andererseits Fälle, wo Gott uns offenbar nicht zur Gewißheit der Vergebung kommen lasse, wenn wir nicht den Mut zu einem offenen Bekenntnis hätten. Das hinge wohl mit dem natürlichen Hochmut des Menschenherzens zusammen, der sonst nicht überwunden würde.

Ich wagte nicht aufzusehen. Ich wußte mit völliger Gewißheit: Jetzt redet Gott mit mir ein entscheidendes Wort. Jetzt kann ich nicht ohne tödliche Verwundung meiner selbst ausweichen. Es gibt Stunden, wo Gott sich dem Menschenherzen so eindeutig kund tut, daß alle Wege der Flucht abgeschnitten sind, oder wo eine Flucht den unheilbaren Bruch mit Gottes Wahrheit bedeutet.

Als wir auf dem Wege durch die nächtlichen Straßen waren, sagte Flemming unvermittelt: „Sie könnten mich übermorgen in meiner Wohnung in Treptow zum Kaffee besuchen. Ich höre noch gerne mehr von Ihnen. Leider werden Sie meine Frau nicht antreffen, sie muß mit den Kindern verreisen.“

Ich wußte genug. Wie gütig ist Gott! Wie bereitet er alles bis ins Kleinste vor. Es folgte ein Tag der Unruhe und des Kampfes. Nun mußte es zur Entscheidung kommen. Ich war allein. Niemand hinderte mich. Auf niemand brauchte ich Rücksicht zu nehmen. Ich wußte, daß ein Seelsorger auf mich wartet, dem ich vertrauen kann. Nun hieß es einfach: Gehorche!

Das schien so einfach. Aber wie sammelt das hochmütige Herz doch alle Reserven der Abwehr noch einmal zusammen, um die Kapitulation zu umgehen! Mich packte die Angst vor der Demütigung. Und doch wußte ich: Da drüben winkt das Leben. Ich saß vor meinem Schreibtisch und dachte mit Bangigkeit noch einmal an den morgigen Tag. Da sank ich vom Stuhl auf die Knie und rief aus tiefstem Herzen zu Gott. Seine Antwort blieb nicht aus. Es kam ein Wort zu mir, das ich bis dahin nicht selbst in der Bibel gelesen zu haben glaubte. Nicht, daß ich eine Stimme gehört hätte. Und doch wurde es eindeutig in meinem Herzen laut: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!“

Zum ersten Mal drang ein Wort der Bibel mit wirksamer Kraft in das Innere meines Herzens. Gewiß hatte ich in den letzten Jahren oft in der Bibel gelesen. Ich war auch nicht von einem Skeptizismus der Jugend befallen, sondern wehrte mich gegen den flachen Liberalismus. Aber alles, was ich bisher gelesen hatte, war an der Oberfläche geblieben. Ich hatte es zur Kenntnis genommen, ohne daß ich eine Wirkung erkennen konnte. Jetzt war es anders. Ich stand erleichtert von den Knien auf. Eine eigenartige Freude war über mich gekommen. Für den Augenblick war mein beunruhigtes Herz zur Ruhe gekommen. Gott war mir begegnet.

Aber wird es so bleiben? Wird morgen nicht wieder alles verfliegen sein? Es war nicht verfliegen! Voll Staunen merkte ich am nächsten Morgen, daß das Wort, das ich mir oft wiederholte, seine Kraft behielt. Bisher hatte ich im Blick auf den Christenglauben, den ich ja selbst ersehnte, heimlich den Verdacht, daß alle Gewißheit und Geborgenheit nichts als Autosuggestion sei. Zu meiner großen Überraschung war ich aber nun selbst beschenkt. Es ist kein Zweifel, daß das Wort aus Jesaja 43 gerade darum seine glaubenbegründende Kraft hat, weil es nicht von religiösen Pflichten spricht oder auch nur zur Entscheidung aufruft. Es war ein machtvoller Zuspruch Gottes – ohn all mein Verdienst und Würdigkeit!

Hatte ich mich nun bekehrt? Die Sprache des biblischen Pietismus war mir noch völlig fremd. Hätte mich damals jemand gefragt, ob ich bekehrt sei, so hätte ich energisch abgewehrt. Das Wort war mir viel zu hoch. Und doch muß ich rückblickend sagen: Damals geschah der entscheidende Einschnitt in mein Leben. Ich hatte die Grenzlinie zwischen Tod

und Leben überschritten. Oder besser: Ich war hinübergetragen worden. Ich erfuhr zum erstenmal, daß im Glauben alles auf der Gnadentat Gottes ruht. Sie hatte das Übergewicht in meinem Leben bekommen. Ich konnte jetzt glauben, „daß ich sein eigen sei.“

Was noch folgte, das Gespräch mit Flemming, war nötig und richtig, aber es ruhte schon auf dem, was Gott an mir getan hatte. Ich fuhr mit Herzklopfen in die Kieffholzstraße in Treptow, wo Flemming mich zum Kaffee erwartete. Aber von Flucht war nun nicht mehr die Rede. Ich war und blieb Flemming dankbar, daß er mein Anliegen einer Aussprache ernst nahm. Die Absolution, die er mir gab, war frei von allem Formelhaften, ohne Bedingung und völlig. Als wir zusammen niederknieten, war mein Gebet nicht nur ein Dank, sondern eine volle Übergabe meines Lebens mit allem, was ich bin und habe, an Gott. Sein voller Anspruch an mich ist mir nie mehr fraglich geworden. Ich weiß aber auch seitdem, daß wir nicht berechtigt sind, an Gott Ansprüche zu stellen.

Flemming hatte die Gabe, den lebendigen Jesus in seinem Zuspruch und Anspruch eindeutig zu verkünden, und er verstand es, den Erweckten zu ganzer Entschlossenheit zu führen. Dabei war er gar nicht eng. Er konnte übermütig sein wie ein großer Junge. Als wir hernach spazieren gingen, sagte er beiläufig: „Es ist dem Christen nichts so gesund wie eine tüchtige Blamage.“ Und im übrigen gab er mir den Rat: „Alles, was Sie jetzt erleben, lesen und sehen, stellen Sie in den Dienst Jesu.“ Das habe ich auch eifrigst zu befolgen gesucht.

Er ließ mich nun nicht mehr aus den Augen. Aber auch ohne seine Seelsorge galt für mich in den folgenden Wochen das Wort der Katherine Booth, das sie in ähnlicher Lage schrieb: „Ich ging wie auf Luft!“ Es war tatsächlich so etwas wie eine vierte Dimension in mein Leben gekommen. Flemming brauchte mich nicht erst an die Bibel zu erinnern. Jetzt wurde alles darin aktuell. Jede freie Minute wurde für das Neue Testament benutzt. Ich sehe mich auf der Plattform der Straßenbahn: mit der einen Hand halte ich die Strippe, in der andern dies erstaunliche Buch, das erst jetzt ungehindert zu mir redete und dauernd auf mich einwirkte.

Bei Flemming lernte ich, was nachgehende Seelsorge ist. Es konnte vorkommen, daß er mir auf einer offenen Karte schrieb: „Kommen Sie Freitag abend zum Wochengottesdienst ins Diakonissenhaus Bethanien, wo ich die Predigt halte. Ich werde für Sie predigen und die



neulich angeschnittene Frage behandeln.“ Da saß ich dann still in einer Ecke und hörte gespannt „meine“ Predigt an. Oder er schrieb: „Morgen halte ich eine Trauerfeier für einen Gefallenen in einem Privathause. Ich habe schon gesagt, daß ich einen jungen Freund mitbringe. Sie müssen hören, wie wir Christen zum Sterben stehen. Kommen Sie bitte hin.“

Daß die Nachtmission jetzt anders wurde, ist nicht nötig zu sagen. Zwar blieb die Spannung und eine gewisse Furcht. Aber alles wurde überdeckt von der Dankbarkeit. Wenn ich um ein Uhr nachts mit dem letzten Zug in Lankwitz eintraf, war mein Herz so voll Freude, daß ich hätte laut singen mögen. Mir erschien diese Form der nächtlichen Straßenmission wie eine Arbeit nach apostolischem Vorbild. Hatte nicht der Apostel Paulus die Leute auf dem Markt und am Hafen angeredet? Sollte man erst warten, bis jemand die Kirchentür durchschreitet? Ist denn die Botschaft Christi nur für die paar Frommen da? Wie leer waren doch die vielen Berliner Kirchen, die ich nun oft besuchte!

Ich kam bald auch in andere Arbeitszweige der Stadtmission hinein, aber die Nachtmission blieb mir fünfviertel Jahre hindurch das Wichtigste und wohl auch das Liebste. Nachträglich

sehe ich darin die Erziehungswege Gottes. Hier wurde ich sehr gründlich aus meiner Zurückhaltung und Schüchternheit, mit der ich einst viel zu kämpfen hatte, herausgeführt. Ich lernte, den Menschen in seiner Lage zu sehen und anzureden. Ich erkannte, daß ein Christentum, das nicht angreift, zum mindesten fragwürdig ist. Ich sah ja nicht nur die sittliche Not auf der Straße, sondern auch die Einsamkeit und Ratlosigkeit des Großstädters. Nirgends ist der Mensch so einsam wie dort, wo er in Massen zusammengepreßt ist. Mein Missionsfeld waren nicht nur die jungen Pflastertreter zwischen dem Moritzplatz im Südosten und der Tauentzienstraße im Westen Berlins. Es waren auch Taxichauffeure, Schutzleute, Zeitungsfrauen, heimkehrende Kellner usw.

Ich sehe mich auf einer kleinen Verkehrsinsel des Potsdamer Platzes vor einer blassen Zeitungsfrau stehen. Sie zeigt mir die Fotos ihres im Kriege gefallenen Mannes. Ich sage ihr Worte des Trostes und der Hoffnung aus der Bibel, während Autos und Straßenbahnen um uns herfahren. Ganz in der Nähe sitzen ein paar jüngere Frauen; es sind Gasthausangestellte vom nächsten Aschingerpalast. Sie sehen, wie ich den Droschkenkutschern Blätter verteile. „Männeken“, rufen sie, „geben Sie uns man ooch 'n Blatt!“ Bald sind sie versorgt. Einige sehen mit Interesse den neuen Kalender der Stadtmission an und bestellen einige Exemplare. Ungezählt sind die nächtlichen Erlebnisse, die mir aus jener Zeit im Gedächtnis blieben. Was mag aus jenem Kellner geworden sein, der mir in der Potsdamer Straße ausführlich über sein Schicksal und seine inneren Kämpfe erzählte? Man merkte es ihm an, wie er froh war, über all dieses mit einem Unbekannten sprechen zu können. Nach Monaten traf ich ihn am andern Ende der Millionenstadt. Wir erkannten uns sofort. Ich wies ihn darauf hin, daß hinter dieser unerwarteten neuen Begegnung die Hand Gottes ist, die ihn sucht. Flemming sagte oft, wir seien wie die Wandermönche des Mittelalters, zu denen die Menschen am liebsten zur Beichte gingen, weil sie weiterzogen und man sie nicht mehr zu Gesicht bekam.



Blumen- und Zeitungverkäufer am Potsdamer Platz

In meiner Mappe hatte ich nicht nur Flugblätter, die vor der Prostitution warnten und die ich im Vorbeigehen den jungen Männern in die Hand drückte, sondern auch stets einige Neue Testamente, um sie gewonnenen Interessenten unentgeltlich mitzugeben. Ich denke an jenen Studenten auf dem Leipziger Platz, der auf meine Anrede hin stehen blieb, sich von mir ein paar warnende Worte sagen ließ, mit mir in ein längeres Gespräch kam und beim Abschiedshändedruck sagte: „Ich glaube, Sie kamen bei mir zur rechten Zeit. Ich danke Ihnen!“ Ernsthafte Anrempeleien, wie

ich sie eigentlich erwartet hätte, erlebte ich kaum. Ich hatte von der Stadtmission die richtige Anweisung erhalten, mich in kein Gespräch mit den Mädchen der Straße einzulassen, für die eine Anzahl Nachtmissionarinnen unterwegs waren. Mein Arbeitsfeld waren die bummelnden Männer meist jüngeren Datums. Der Großstädter ist neugierig. Meine Blätter wurden von den jungen Männern gerne genommen und im Schein der nächtlichen Laterne gerne gelesen. Die Überschriften reizten zum Weiterlesen: „Sie sind in Gefahr!“ „Sind Sie ihr eigener Herr?“ „Wohin gehen Sie heute abend?“ „Denken Sie an Ihre Mutter!“ Gewöhnlich trat ich dann noch einmal auf den Lesenden zu und fragte ihn dann: „Können Sie all dem zustimmen?“ Waren mehrere beieinander, so versuchten sie meist, ein paar alberne Witze zu machen. Dann sagte ich gewöhnlich: „Halten Sie die angeschnittene Fragen wirklich für so lächerlich?“ Damit kam ich gewöhnlich in ein ernsthaftes Gespräch, wobei ich mich vor jedem moralisierenden Ton hüten mußte.

Nur ein einziges Mal hätte die Sache peinlich für mich enden können. Es war wieder mal am Moritzplatz. Vor einem üblen Nachtcafé standen zwei „feinere“ Herren, deren einer im Begriff

war, Anschluß an eines der promenierenden Mädchen zu suchen. Es war während der „Grünen Woche“, der Tagung der Landwirte, und leicht zu erkennen, daß der Herr vom Lande war. Der andere, ein Berliner, wollte ihm wohl „Berlin bei Nacht“ zeigen. Ich trat vor den Herrn vom Lande und sagte ihm: „Denken Sie doch bitte jetzt an Ihre Frau daheim!“ Er war so überrascht, daß er zuerst keine Worte fand, um seinem Ärger Ausdruck zu geben. Ich fügte daher hinzu: „Ich weiß, daß es sehr dreist von mir ist. Aber Sie sehen, ich bin im Dienst.“ Damit wies ich auf die Inschrift meiner Nachtmissionsmütze. Das nachfolgende Gespräch ist mir wörtlich nicht mehr erinnerlich. Zum Schluß sagte ich zu dem Begleiter, wohl etwas unvorsichtig: „Haben Sie doch die Freundlichkeit, den Herrn in sein Quartier zu bringen. Sie sehen ja, daß er nicht ganz nüchtern ist.“ Das schlug nun dem Faß den Boden aus. Der Herr entledigte sich seines Mantels in der Absicht, mich zu verprügeln. Ich wußte, daß ich mich nicht hätte wehren dürfen, da ich hier im Namen Jesu stand. Hier war ein eindeutiger Fall gegeben, wo das Wort aus der Bergpredigt galt, daß man sich nicht einmal der Ohrfeige entziehen kann. Er hat dann doch nicht zugeschlagen, sondern nur hemmungslos geschimpft. Da habe ich mich stumm abgekehrt und bin meinen Weg weitergegangen. Vielleicht hatte ich ihm doch die Laune für weitere nächtliche Abenteuer verdorben. Vielleicht aber blieb ein Stachel im Herzen, der später seine Wirkung gezeigt haben mag.

Hier auf den nächtlichen Wegen lernte ich, daß das Gebet der begleitende Rhythmus des Lebens sein kann und soll. Nicht nur, weil ich mir oft meiner Schutzlosigkeit und Einsamkeit erschreckt bewußt wurde, sondern auch, weil ich merkte, wie sehr ich auf die Führung meines Herrn angewiesen war. Wem von den zahllosen Menschen sollte ich wohl ein Blatt geben? Wie sollte ich das Gespräch anfangen und zu wirklichem Inhalt bringen? Oft begleitete mich das Wort aus dem 139. Psalm: „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.“ Zwischen all der Lichtreklame und den sich drängenden Menschen schenkte Gott mir oft ein beglückendes Gefühl der Geborgenheit. Und ich ging durch belebte oder einsame Straßen des nächtlichen Berlins so ruhig wie einst als Kind an der Hand der Mutter. In jenen Stunden war mir das Wort des Apostels Paulus: „Betet ohne Unterlaß“ kein Problem.

Bald hatte ich Gespräche mit klassenbewußten Sozialdemokraten, dann wieder mit solchen, die mit ihrer Bildung prunken wollten. Hie und da konnte ich wirklich einem Verirrten die helfende Hand reichen, erhielt Adressen, an die ich später Briefe schrieb oder passende Schriften schickte, die das Gespräch fortsetzen sollten. In der ersten Zeit gingen wir zu zweien: eine Schwester, die die Mädchen anredete, und ich für die Männer. Aber zu oft wurde man getrennt durch längere Gespräche, so daß ich später meist allein unterwegs war. Als ich im folgenden Jahr Zugang zur Universität erhielt, ging oft ein ungarischer junger Theologe aus Debrecen mit mir.

Für meine eigene innere Entwicklung war die Nachtmissionsarbeit von ganz großer Bedeutung. Hier schaute ich den Leuten „aufs Maul“, wie Luther sagte. Ich erfuhr ihre Gedanken jenseits aller frommen Schminke, die den Pastor bei seinen Besuchen so oft hindert. Hier fand ich auch im verkommenen Menschen den Bruder. Ich konnte den Verächter und Spötter nicht hassen, weil ich mich immer daran erinnerte, daß Jesus für ihn gestorben ist. Ich lernte das missionarische Gespräch und das Bekenntnis jenseits des Schutzes der Kirchenmauern. Ich lernte, im Namen Jesu anzugreifen und zu glauben, daß er anwesend ist. Gewiß: ich lernte auch meine eigene Ängstlichkeit und Untreue kennen. Wie oft schielte ich heimlich nach der Uhr, ob es nicht schon Zeit zur Heimfahrt sei! Aber über allem war die Gewißheit: das Evangelium ist eine Botschaft zur Rettung.

Die Nachtmision blieb nicht der einzige Zweig der Stadtmission, in dem ich aktiv tätig wurde. Eines Tages lud mich Missionsinspektor Schlegelmilch ein, im Osten Berlins die Missionslaube im Gelände der Schrebergärten zu besuchen. Stoeckers Grundsatz: „Wenn die Leute nicht zur Kirche kommen, muß die Kirche zu den Leuten kommen“, wurde von der Stadtmission eifrig befolgt. Der Berliner Arbeiter liebt die Natur und freut sich an seiner Laube im Schrebergarten. Diese Kolonisten hatten ihre Vereine und feierten ihre Feste. Von der Kirche hielten sie meist nicht viel. Nun hatte die Adventskapelle auf der Großen Frankfurter Straße hier ihre Adventslaube – „mittenmang“, wie der Berliner sagt. Hier wurde sogar ein Glöcklein geläutet, und wenn die Fahne hochgezogen war, strömten Kinder her zu Spiel und Kindergottesdienst.

Es war nicht leicht, das Ziel zu finden. Endlich stand ich vor dem Gartentor und sah fünfzig bis sechzig blasse Proletarierkinder aus den Mietskasernen des Ostens vor ihren Kakaokrügen an langen Tischen sitzen. Sie sangen ein Lied, das mir noch unbekannt war. Ich verstand nur den Satz: „Bin ein königlich Kind, in Jesus, dem Heiland, ein königlich Kind.“ Mir kamen fast die Tränen, als ich den fröhlichen Gesang hörte. Nun aber hatte mich der alte Schlegelmilch erblickt. „Kinder“, rief er laut, „ein neuer Onkel ist da! Der wird euch gleich eine interessante Geschichte erzählen!“ Ich hatte alle Mühe, dem guten Pastor klar zu machen, daß er sich irre; ich dachte gar nicht daran, eine Geschichte zu erzählen, wüßte auch gar keine und könnte es nicht. Aber da kannte ich den alten Gottesmann schlecht. Alle meine Einwände fruchteten gar nichts. „Aber ich bitte Sie, Herr Studiosus, Sie werden doch eine Geschichte für diese Kinder wissen! Erzählen Sie, was Sie wollen! Sie werden es schon interessant machen. Sehen Sie, hier ist ein Stübchen, da können Sie sich etwas sammeln und überlegen. In fünf Minuten hole ich Sie. Der Herr wird Ihnen helfen!“ Und schon saß ich im kleinen Kämmerlein und hatte das Gefühl eines Gefangenen. Ernsthaft erwog ich Fluchtgedanken. Aber dann schämte ich mich. Darf man Nein sagen, wenn man Jesus dienen will?

Und siehe da, es ging. Ich erzählte meine erste Geschichte vor Kindern. Erzählte von Riga, von den Ordensbrüdern, die im Namen Jesu ins Land kamen, und von dem, was sie erlebten. Ganz schlimm kann's nicht gewesen sein, denn aus dieser ersten Geschichte erwuchs mir eine neue Missionsarbeit, die mich über ein Jahr stark ausfüllte. Kaum hatte auch ich meinen Kakaotopf ausgetrunken, da kamen auch schon einige anwesende Mütter zu mir und fragten, ob ich nicht die eingeschlafene Jungschar in der Adventskapelle wieder ins Leben rufen könnte.

Ach, ich Ahnungsloser! Ich wußte überhaupt nicht, was eine Jungschar ist und wie und was da gemacht wird. Aber die Mütter ließen nicht locker. Einige Buben kamen hinzu, und schließlich willigte ich ein. Hat die Nachtmission mich innerlich geformt, so hat mir diese Jungschararbeit eine Fülle von praktischen Erfahrungen gebracht, die ich später als C.V.J.M.-Sekretär, als Lehrvikar und erst recht als Gemeindepastor nur zu gut gebrauchen konnte. Zur Anleitung war niemand da. Ich wurde ins Wasser geworfen und mußte schwimmen. Die Arbeit wurde hoch interessant. Ich bummelte durch die Straßen des Berliner Ostens, etwa von der Koppenstraße bis zur Warschauerbrücke und von der Friedensstraße bis zum Küstriner Platz. Wo ich ein paar Jungen auf der Straße spielen sah, fragte ich sie, ob sie nicht Lust hätten, ins Stadtmissionshaus zu kommen, wo wir singen, spielen und Geschichten hören wollten. Meist waren sie nicht abgeneigt. Dann fragte ich nach ihrer Adresse, besuchte die Mütter und holte ihr Einverständnis. Hier lernte ich den Arbeiter kennen und lieben. Seitdem war es mir nie schwer, auf seiner Seite zu stehen. Meist fand ich blitzsaubere kleine Wohnungen. Der Besuch spielte sich in der kleinen Wohnküche ab. Während die Mutter sich nicht stören ließ, weiter Kartoffeln zu schälen, saß ich dabei und erzählte von der Stadtmission. In den Berliner Arbeiterfamilien ist die Liebe zu den Kindern groß. Und weil die Väter meist im Kriege waren und ich ihre Kinder von der Straße holen wollte, waren die Mütter dankbar, selbst wenn ich ihnen das eigentliche Anliegen nicht verschwieg. Oft lag ihnen am Evangelium wenig, aber dann hieß es wenigstens: „Sie lernen da nichts Schlechtes.“ Diese Hausbesuche machten mir mit der Zeit riesige Freude. Wie sehr kam mir das später im Gemeindedienst zugute! Ich habe meine Amtsbrüder oft bedauert, wenn sie zu Hausbesuchen keine Zeit hatten oder sich sonst hemmen ließen. Schlegelmilch, dem ich von allem berichtete, lehrte mich, bei solchen Besuchen stets ein gedrucktes Wort zurückzulassen. „Was Sie sagen, verfliegt und wird bald vergessen. Das gedruckte Wort bleibt und erreicht gewöhnlich auch solche Hausgenossen, die den Besuch selbst nicht erlebten. Und ob Sie das rechte Wort fanden, ist auch noch fraglich.“ Das leuchtete mir ein. Seitdem bin ich bis heute ein fröhlicher Schriftenmissionar.

Meine pädagogischen Kenntnisse waren allerdings gleich null. Ich hatte weder praktische Erfahrung noch irgendeine Vorschulung. Wenn ich an die vielen Böcke denke, die ich damals schoß, so könnte ich schamrot werden. Es war nicht leicht, fünfzig bis sechzig Berliner Jungen im Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren in Disziplin zu halten. Manchmal mag ich sie mit meinen Vorträgen gelangweilt haben. An Spielen wußte ich selber nicht arg viele, zumal wir keinen Spielplatz hatten. Zweierlei half mir. Erstens: Ich wollte ihnen Jesus bringen und habe darum viel und treu für die Bande gebetet. Und zweitens: Ich nahm den Jungen in seinem Alter ernst. Ich war selbst als Knabe nie in einer solchen Gruppe gewesen. Aber nun entdeckte ich an mir zu meiner eigenen Überraschung eine gewisse „Führerbega-

bung“. Ich hätte es damals beileibe nicht so genannt. Aber es wurde mir leicht, die Jungen bei der Hand zu nehmen, und sie schenkten mir Vertrauen.

Bald hatte ich für meine Jungen auch einen Kindergottesdienst eingerichtet, den ich ihnen am Sonntagvormittag hielt. Das war erst recht ein Wagnis. Ich habe den lieben alten Pastor oft um Rat fragen müssen. Eine Antwort von ihm habe ich behalten: „Machen Sie es, wie Sie wollen, aber bloß nicht langweilig!“ Auch dieses Wort hat mich mein Leben lang begleitet – in den Unterricht, auf die Kanzel, in die Bibelstunde, in die Evangelisation.

An Arbeit in der Stadtmission fehlte es auch sonst nicht. So begannen wir mit einigen Mädchen des Kirchenchores eine Hofmission. Am Sonntag früh versammelten wir uns kurz vor acht zur Andacht im Hauptquartier der Stadtmission. Dann gingen wir in die Höfe der großen Mietskasernen, jener vier- bis fünfstöckigen „Zinshäuser“, die eine nur nach Geld fragende Zeit an den oft engen Straßen mit noch engeren Höfen als Wohnstätten für Menschen mit Familien und oft noch Untermietern gebaut hatte. Diese engen Höfe hatten nun eine sehr gute Akustik. Die nutzten wir aus. Der Mädchenchor stellte sich in der Mitte des Hofes auf und sang ein geistliches Lied. War das erste Lied erklingen, so begann meine Arbeit als „Treppenterrier“, wie man zu sagen pflegte. Mit einem Stoß Pfennigpredigten lief ich drei bis fünf Treppen hoch, läutete an den Türen und übergab mein Blättchen mit einem Gruß von der Stadtmission. Meist wurde ich freundlich behandelt. Der Berliner liebt Musik. Das Lied, das viele aus dem Bett weckte, hatte die Herzen zugänglich gemacht. Manchmal gab es Widerspruch, ein ärgerliches Türenzuklappen oder ein grobes Wort. Aber nur selten wurde ich bedroht. Ein alter Stadtmissionar hatte mir geraten: „Fangen Sie immer ganz oben an! Werden Sie dann rausgeschmissen, so brauchen Sie nicht noch mal an der Tür vorbei.“ Das bewährte sich. In der Erinnerung sind mir nur freundliche Bilder geblieben. „Woher wußten Sie denn Bescheid?“ fragte mich eine vergrämt ausschauende Frau. Sie meinte, wir kämen, ihr ein Trostlied zu singen, da sie erst in der vergangenen Woche ihre einzige Tochter zu Grabe getragen hatte. Ähnliche Erlebnisse hatten wir oft; sie stärkten uns in der Gewißheit, daß Gott unsern Dienst wolle.

Wenn beim Singen sich ein Fenster nach dem anderen öffnete und sich meist unfrisierte Köpfe herausstreckten, so klopfte mir mein Herz vor Freude. Wir wollten den Leuten einen bescheidenen Ersatz für den verschlafenen Gottesdienst bringen. Wenn dann die Kirchenglocken läuteten, so machten wir Schluß, um rechtzeitig in der Kirche zu sein.

Als ich eines Abends bei Flemming zu Gast war, sagte er zu mir: „Kommenden Sonntag haben Sie einen wichtigen Dienst. Ich bin leider auf einer Dienstreise. Es ist das fünfundzwanzigjährige Krankheits-Jubiläum der alten Minna im Siechenhaus in der Palisadenstraße. Sie leidet schwer an Multiple-Sklerose. Das Jubiläum muß mit Blumen und Lobliedern gefeiert werden!“ Ich protestierte energisch. Ein fünfundzwanzigjähriges Leiden kann man nicht feiern. Aber er sagte: „Das verstehen Sie nicht! Nehmen Sie ein paar junge Mädchen in weißen Kleidern mit, und eine Torte mit fünfundzwanzig Kerzen darf nicht fehlen. Sie werden überrascht sein!“

Ich war allerdings aufs tiefste überrascht und bewegt. Die alte Minna lag inmitten des Elends da – strahlend wie eine Heilige! Sie war der gute Engel dieses Hauses voller Leiden und Gebrechen. Wo sie eine Sterbende wußte – und es mögen wenig Wochen des Jahres ohne einen Todesfall gewesen sein! –, da ließ sie sich auf ihrem Krankenstuhl hinfahren, auf dem sie steif wie ein Brett mehr lag als saß. Und dann wußte sie mit einer von Gottes Geist gelehrten Zunge zu reden mit den Müden. Wie vielen mag sie mit ihrer Liebe und mit ihrem Zeugnis das Sterben leicht gemacht haben! – Wir sangen das „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“, und ich las den 103. Psalm. Eine Girlande schmückte das Krankbett. Die fünfundzwanzig Kerzen leuchteten uns. Es war eine unvergeßliche Stunde.

Mein Leben war nun ausgefüllt. Manch einen Sonntag war ich von früh bis spät unterwegs. In der Frühe, ehe mein Zug in Lankwitz einlief, versorgte ich die wartenden Fahrgäste mit einer Pfennigpredigt. Auch hier hatte ich mächtige Hemmungen zu überwinden. Aber Gott sah das. Als ich eines Sonntags früh fast meinen Zug versäumt hätte, weil ich zu spät aus den Federn gekrochen war, rief mir ein vornehm aussehender alter Herr auf dem Bahnsteig entgegen: „Na, wo bleiben Sie denn heute? Wir warten schon alle sehnsüchtig auf unsere Sonntagspredigt.“ Wie gut das tat!

Punkt acht Uhr zur Hofmission! Und um zehn Uhr im Gottesdienst der Stadtmissionskirche, die ich schon früher verließ, um in der Adventskapelle meinen Kindergottesdienst zu halten. Nach einem schnellen Mittagessen in Form von belegten Stullen fuhr ich nach Neukölln, um am Nachmittag im CVJM „Freie Jugend“ am Kottbuser Damm mitzuhelfen. Hier lernte ich eine lebendige Arbeit kennen, ohne zu wissen, daß ich einst die Leitung dieser Arbeit haben würde. Durch die Einberufung vieler junger Männer war allerdings der Betrieb eingeschränkt. Aber allsonntäglich ging eine Gruppe auf die Straßen, um junge Männer ins Vereinshaus einzuladen, die an der Tür von der „Empfangskommission“ freundlich begrüßt und in die gemütlichen Vereinsräume geleitet wurden.

Der Leiter der Stadtmission war damals – nach dem Rücktritt des Hofpredigers Ohly – Pfarrer David Schwartzkopff. Ihm und seinem Hause bin ich zu großem Dank verpflichtet. Am Reformationsfest 1915 hatten alle Stadtmissionschöre ein traditionelles großes Singen am Lutherdenkmal bei der Marienkirche. Als wir im langen Zuge dorthin gingen, trat Pastor Schwartzkopff auf mich zu und sagte, er hätte es mit seiner Frau besprochen, daß sie mich gerne als heimatlosen Mitarbeiter der Stadtmission ganz in ihre Familiengemeinschaft aufnehmen wollten. Nun fragte er, ob ich bereit wäre, dieser Einladung zu folgen. Nach kurzer Bedenkzeit sagte ich dankbar zu. Der Abschied aus Lankwitz wurde mir allerdings nicht leicht. Ich hatte auch meiner Pflegemutter viel zu danken. Im November 1915 zog ich dann nach Schöneberg, wo Schwartzkopffs im dritten Stock eines Hauses nahe dem Viktoria-Luise-Platz ihre Wohnung hatten. Ich teilte das Zimmer mit dem Sohne, der noch zur Schule ging.

Ich wurde von Schwartzkopff wie der eigene Sohn gehalten. Das Einleben wurde mir leicht gemacht. Des Pastors theologische Bücher standen mir zur Verfügung, ebenso in seiner Abwesenheit sein Arbeitszimmer. Im Hause wurde viel musiziert und gesungen. Der tägliche Gebrauch der Losungen der Herrnhuter Brüdergemeine, die ausführlichen Morgen- und Abendandachten – alles war mir neu und wurde mir lieb.

Seelsorgerlich blieb ich unter Flemmings Einfluß. Einmal schrieb ich ihm etwas weltschmerzlich, ich hätte bei Paulus im Philipperbrief das Wort gelesen: „Ich habe Lust abzuschneiden und beim Herrn zu sein, welches auch viel besser wäre.“ Auch ich hätte Sehnsucht nach der Ewigkeit, um meinen Herrn zu sehen! Darauf bekam ich von ihm eine wohlthuende kalte Dusche: „Das könnte Ihnen so passen, Sie Faulpelz! Was der alte Paulus sich wünschen durfte, der so viel für Jesus gearbeitet hatte, das paßt für Sie noch lange nicht! Erst strengen Sie sich gefälligst an und arbeiten Sie ein Leben lang für Ihren Herrn! Dann mögen Sie auch sagen: Ich habe Lust abzuschneiden!“

Inzwischen hatte sich in Berlin ein baltischer Vertrauensrat gebildet aus solchen Balten, die längst die deutsche Staatsangehörigkeit und einen bekannten Namen hatten. Wer auf ihrer Liste stand, brauchte sich nur einmal im Monat auf der Polizei zu melden. Doch erst die Novemberrevolution 1918 „befreite“ mich völlig.

Wie gut hatte ich's in meinem neuen Zuhause! Unser Zimmer hatte einen Balkon zur Hohenstauffenstraße. An warmen Sommerabenden stellte ich mir auf meinen Tisch draußen eine elektrische Lampe, und während unten der Großstadtverkehr kochte, saß ich oben ungestört und las Johann Arnds „Bücher vom wahren Christentum“, die ich zufällig auf einem Bücherwagen auf der Straße gefunden hatte. Nie hatte ich etwas von diesem weltbekannten Buch des lutherischen Mystikers aus der Zeit um 1600 gehört und war nun gepackt durch seine Sprache und seine tiefen Gedanken. Es ist in meinem Leben eigenartig gegangen. Vom Pietismus und seiner Geschichte hatte ich nur wenig in der Schule gehört. Die neue Gemeinschaftsbewegung war mir völlig fremd gewesen. Wenn ich von ihr hörte, so war es nur Kritik und Ablehnung. Und nun war ich ohne Absicht und Einfluß anderer doch ein Gemeinschaftsmann, ein Glied des neuen Pietismus, geworden. Das erkannte ich allerdings erst sehr viel später. Wo ich dann biblischen Glauben und echte Bruderliebe, Interesse für Mission und Erweckung und echte Bekenntnisfreude fand, da waren die Träger fast stets Glieder der Gemeinschaftsbewegung oder zum mindesten reich von ihr befruchtet. Ich habe ganz naiv ein urchristliches Christentum gesucht und im Laufe meines Lebens in diesen Kreisen die meiste Ähnlichkeit mit diesem Urbild gefunden. Daß ich auch von Gefahren und Fehlern der Bewegung weiß, wird mir jeder meiner Brüder glauben, der diese Erweckungs-

bewegung von innen her kennt. Wir haben keinen Grund, uns unserer Frömmigkeit zu rühmen.

Noch eines Dienstes innerhalb der Stadtmission muß ich gedenken. Eines dienstags abends sagte Flemming im Kreise seiner Familie zu mir: „Morgen habe ich Bibelstunde im Kantatekreis und muß doch den ganzen Tag auswärts sein. Nun habe ich vergessen, für eine Vertretung zu sorgen.“ Dann sah er mich an und fügte hinzu: „Das könnten Sie eigentlich übernehmen. Es ist ein so dankbarer kleiner Bibelkreis.“

Ich konnte darüber nur lachen. Ich sollte eine Bibelstunde übernehmen? „Nein, das kann ich gar nicht. So was habe ich in meinem Leben noch nicht getan.“

„Nun, einmal muß es das erste Mal sein! Als Stadtmissionsmensch müssen Sie immer zum Dienst bereit sein.“

Es half nun kein Drehen und Wenden. Ich hätte ja den ganzen Montag zum Vorbereiten, hieß es. Schließlich sagte ich zu – und erlebte wieder einmal vierundzwanzig Stunden größte Aufregung. Zum ersten Mal in meinem Leben sollte ich vor anderen das Evangelium ver-



künden. Am nächsten Morgen kaufte ich mir ein paar große Aktenbogen. Den Text durfte ich wählen: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Ich setzte mich hin und schrieb und schrieb. Ich schrieb so ziemlich alles, was ich von Jesus wußte und zu sagen hatte. Und dann kam abends die Stunde. Ich hatte starkes Herzklopfen. Acht bis zehn Frauen saßen um den Tisch. Ich sprach von Jesus, vom Glauben an ihn, vom Bekenntnis zu ihm. Je länger, je mehr erfüllte mich große Freude, und die Bangigkeit wich. Zum ersten Mal erlebte ich, welch ein Geschenk es ist, Jesus der Gemeinde zu bezeugen. Auf dem anschließenden Nachtmissionsgang, der mich allein auf die Tauentzienstraße und den Kurfürstendamm führte, begleitete mich noch die Freude. Heut war ich leicht beflügelt, alle Angst war weg, alle Scheu überwunden. Es gab ausführliche und in die Tiefe gehende Gespräche mit Männern auf der Straße.

Bis in die Gegenwart habe ich vor Ansprachen und besonders Predigten mit wirklicher Furcht zu kämpfen. Aber die Gewißheit, daß Gott mich zum Pastor berufen hat, wurde mir in

jener Stunde bestätigt. So kümmerlich mein Dienst gewesen sein mag, Jesus stand doch im Mittelpunkt des Wortes.

Bald sollte ich meine erste Predigt halten. Zum Reformationsfest mußte ich Flemming in einem Reservelazarett in Mariendorf vertreten. Ich hatte den Mut, über Röm. 3,28 zu sprechen: „So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Ob ich an die Herzen der Verwundeten herankam? Die baptistischen Bethel-Diakonissen, die hier zu pflegen hatten, sollen zufrieden mit mir gewesen sein.

[...]

Pastor Flemming, der mir in Berlin ein väterlicher Freund geworden war, hatte mich zu Pfingsten 1917 nach Neustrelitz eingeladen, wo er seit über einem Jahr Pastor war.

Diese Pfingstferien wurden dann wundervoll. Flemming war von einem fröhlichen Optimismus. Viel Jugend strömte seiner Verkündigung zu. Es war wie eine kleine Erweckung. Ich wohnte bei Flemmings, ging viel spazieren durch den Schloßpark, den Tiergarten, die Fasanerie. Hier im Hause lernte ich ein junges Mädchen kennen, das durch völlig mißglückten Religionsunterricht am Gymnasium in Dresden ihren Kinderglauben verloren hatte und durch eine Predigt Flemmings in die Nachfolge Christi gerufen war. Jesu Frage aus Johannes 5: „Willst du gesund werden?“ wurde für sie entscheidend. Bei einem gemeinsamen Spaziergang mit Flemmings tauschten wir die Erfahrungen über unsere inneren Führungen aus.

HUGO FLEMMING – WERKVERZEICHNIS

Antiquarisch lieferbare Titel:

Am Lebensstrome.

Berlin: Berliner Stadtmission 1913
Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1921

Der Christ und das Leid.

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn, 1926

Das Geheimnis des Unterbewußtseins, Wie erringe ich den Sieg über die Sünden meines Alltagslebens?

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1928 (o.J.)

Gibt es einen Teufel?

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1921

Gottesvolk oder Satansvolk? Luther, die Juden und wir

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1929

Heilsgewißheit

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1929 (o.J.)

In dem Allen überwinden wir weit – Nach Vorträgen über die festliche Hälfte des Kirchenjahres

Brockhaus 1948

Israel. Gottesvolk oder Satansvolk?

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1932 (o.J.)

Ist der Okkultismus Dämonismus?

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1928

Die Judenfrage – das interessanteste Kapitel der Weltenwende

Bethel 1952

Die köstliche Nardenflasche – Lebensbild der Maria von Magdala

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1920 (o.J.)

Lehrer, die Gott mir sandte

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1938 (o.J.)

Maria. Die Mutter unseres Heilandes. Ein Charakterbild.

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1929 (o.J.)

Mein Herze soll dir grünen – Freude in Gott

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1925

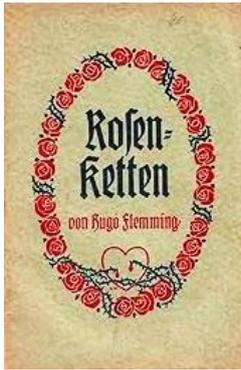
Der Pastor und die Amtshandlung.

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1933

Petrus. Ein Charakterbild.

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1931





Regine – Ein Mädchenleben

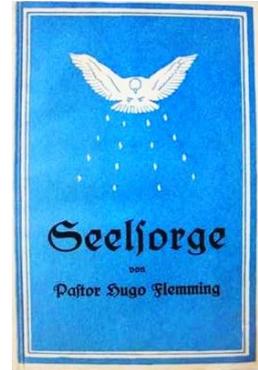
Friedrichshagen: Jugendbund-Buchhandlung 1919 (o.J.)

Rosenketten [auch: Rosenkarten]. Bilder von der Macht der Sünde und der Gnade im Jungmädchenleben. Nach dem Leben gezeichnet von Hugo Flemming in Neustrelitz, mit einigen Gedichten von Marie Sauer.

Friedrichshagen: Jugendbund-Buchhandlung 1918

Seelsorge

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1927

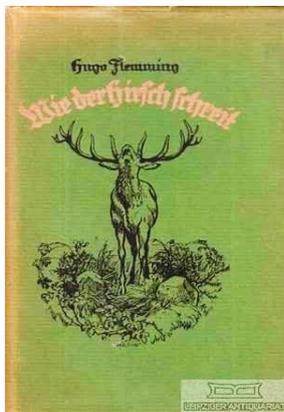


Sehnsucht und Freunde.

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1927

Verlobung und Eheglück

Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses 1925



Wenn der Heiland als König erscheint – eine Geschichte aus dem Anbruch des tausendjährigen Reiches – Für die Jugend geschaut und erzählt von Hugo Flemming

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1925

„Wie der Hirsch schreit“ Sehnsucht nach Gott

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1925

Die Wiederkunft Christi

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1919



Wo sind unsere Toten?

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1926

Schriften, die in der Deutschen Nationalbibliothek verfügbar sind:

Aus der Abendmahlsnot in die Abendmahlsfreude

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1928 (o.J.)

Bet' und arbeit', so hilft Gott allzeit!

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn, 1935

Der Christ und das Geld

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1926

Dir, Dir, Jehovah, will ich singen!

Berlin: Vaterländischer Verlag & Kunstanstalt 1915

Die Erbschaft

Neustrelitz: O. Wagner 1918

Friede auf Erden?

Barmen: E. Biermann 1918 (o.J.)

Die Gemeinde Jesu

Wuppertal-Elberfeld: Brockhaus 1946

Glaubenshindernisse

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1926 (o.J.)

Gott der Vater

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1922

Der heilige Geist

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1922

Jesus mein Heiland

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1922

Kann der moderne Mensch noch am apostolischen Glaubensbekenntnis festhalten?

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn

Der Krieg und das Leid

Neustrelitz: Barnewitz 1917

Lasset eure Weiber schweigen unter der Gemeinde

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1928 (o.J.)

Nachtmission

Berlin: Berliner Stadtmission 1914 (o.J.)

Priesterliche Amtskleidung

Wismar: Eberhardt'sche Hof- u. Ratsbuchdruckerei (o.J.)

Der verlassene Posten („Dorettewase“)

Berlin: Vaterländischer Verlag & Kunstanstalt 1915

Vom Volkserlebnis zum Gotteserlebnis

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1934

Wozu?

Schwerin: Verlag Friedrich Bahn 1921 (o.J.)

**Die zwei Edelsteine der lutherischen Reformation: „Schrift und Glaube“
in ihrer Bedeutung für Landeskirche, Reichskirche und Freikirche,
dargelegt für Pastoren und gebildete Laien**

Wismar: Eberhardt'sche Hof- u. Ratsbuchdruckerei, 1918